

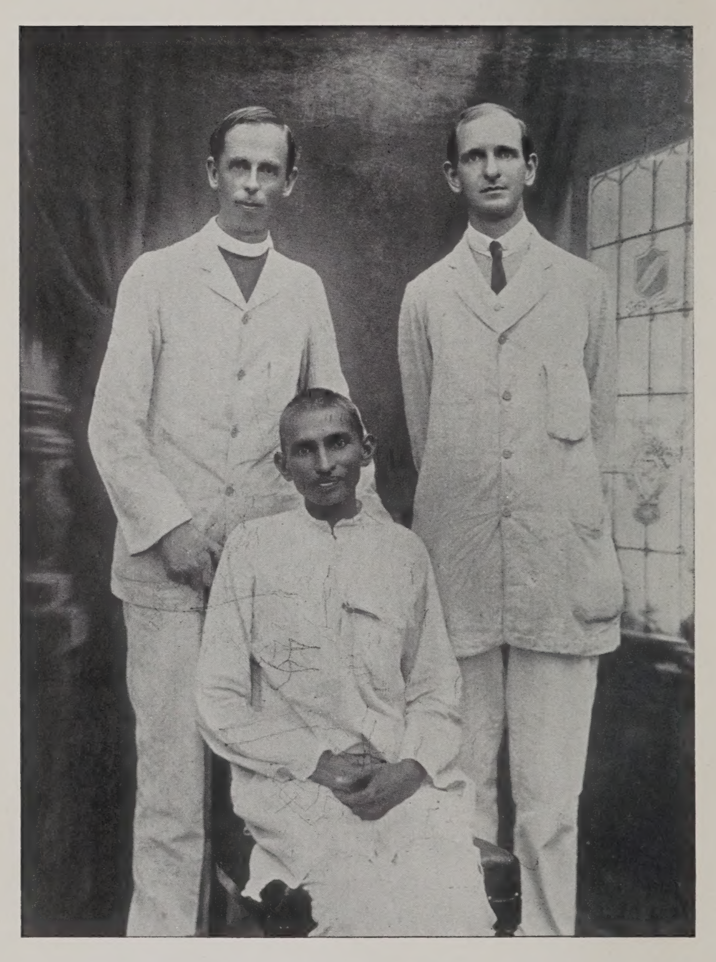






Mahatma Gandhi / Jung Indien

1. bis 10. Tausend



Mahatma Gandhi
mit seinen Freunden den Engländern C. F. Andrews
(rechts von G.) und W. W. Peasson (links von G.)

Mahatma Gandhi

Jung Indien

Aufsätze aus den Jahren 1919 bis 1922

Auswahl von Romain Rolland und Madeleine Rolland

*

Einleitung von John Haynes Holmes



1924

Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich

München und Leipzig

Einzige vom indischen Verleger, S. Ganesan in Madras ermächtigte deutsche Ausgabe

*

Für die Übersetzung verantwortlich:
Emil Roniger

*

Inhalt

(Die Daten bezeichnen den Tag, an dem die betreffenden Artikel in Gandhis Zeitschrift *Young India* erschienen.)

Die Non-Kooperation

Der Zivil-Desobedienz entgegen

Verhaftung und Verurteilung

Anhang

Einleitung

Mahatma Gandhi wird endlich in seinem wahren Wert und Wesen erkannt! Als ich im Jahre 1920 einen Aufsatz über diesen Mann schreiben wollte, konnte ich, abgesehen von einigen zerstreuten Zeitungsnotizen und einer kurzen, immerhin wohlwollenden Darstellung seines Lebens, von dem Oxforder Professor Gilbert Murray im *Hibbert Journal* (1917) nichts finden. Später verschaffte ich mir einige Bücher und Flugschriften aus Indien, auch gelang es mir, ein Exemplar des außerordentlich seltenen Buches von Joseph J. Doke: „M. K. Gandhi, An Indian Patriot in South-Africa“ aufzutreiben. Als nun nach und nach die Non-Kooperations-Bewegung zunahm und eine ganz bedeutende Ausdehnung gewann, erschienen mehr und mehr Berichte über Gandhi. Schließlich wurde im Jahre 1923 in Chikago durch einen Landsmann des Dargestellten, Haridas T. Muzumdar, eine kurze Biographie veröffentlicht: „Gandhi the Apostle.“ Ihr folgte Romain Rollands erleuchtetes Buch „Mahatma Gandhi“, das erfreulicherweise bereits ins Englische und Deutsche über-

setzt und von dem sogar eine besondere Ausgabe für Indien veranstaltet worden. Und nun hat ein unternehmender amerikanischer Verleger auch noch einen Neudruck der indischen Ausgabe von *Young India* herausgegeben, von jenem Werke, das alle Aufsätze und Reden Gandhis vereinigt, die während der großen Zeit von 1919 bis 1922 in der Zeitung *Young India* veröffentlicht wurden. Das vorliegende Buch bringt aus diesem Werke eine Auswahl, die von keinem Geringeren als Romain Rolland und seiner Schwester und Mitarbeiterin Madeleine Rolland getroffen wurde.

Wenn ich an eine Wiedergeburt glaubte, würde ich – in aller Ehrfurcht sei es gesagt – in Mahatma Gandhi Christus erblicken, der auf die Erde zurückgekehrt. Wenn ich an die Lehre der Wiederkunft glaubte, würde ich behaupten, daß dieses Ereignis bereits in Indien eingetreten. Ich denke dabei nicht an den Einfluß des Nazareners, den dieser, wie Gandhi selbst hervorgehoben, auf den Inder ausgeübt. Ich habe vielmehr die ganze geistige und seelische Verfassung Gandhis im Auge und das wunderbare Beispiel seines Lebens. Die Seele des Mahatma ist die Seele Christi. Ihre innerliche Schlichtheit und Reinheit, ihr

mystisches Vertrauen in die ewigen Wahrheiten, die eigentümliche Verschmelzung, die Demut und Überschwang in ihr eingegangen, ihr tiefes Verstehen und ihr unendliches Mitleiden, ihre unbegrenzte Opferfreudigkeit, ihr unbeugsamer Idealismus, ihre Menschenliebe und ihr Gottvertrauen – sie alle bedeuten ein Wiedererscheinen der Seelenkräfte Jesu. Ebenso bedeutungsvoll für die historische Parallele ist die Lehre der Non-Violenz, auf die Gandhi seine Bewegung für die Befreiung Indiens und für die Wiederherstellung der einheimischen Kultur gründet. Wenn sie auch in der Ausdrucksweise einer ökonomischen und politischen Organisation – wie sie Jesus nicht kennt – dargestellt wird, ist sie in ihrem Innersten und Eigentlichsten doch die eine und selbe ideale Kraft, die sich auf das gleiche Ziel hinbewegt: auf eine geistige Wiedergeburt. Sogar der Ablauf der äußeren Ereignisse in diesem Leben wirkt wie eine Wiederholung der Geschichte des Neuen Testamentes: eine öffentliche Wirksamkeit von drei Jahren zugunsten seines Volkes und gegen dessen eingeborene Beherrscher und ein fremdes Reich, während deren er die geistigen Grundsätze der

Liebe und Selbstaufopferung als Grundlagen einer neuen sozialen Ordnung verkündet, und die schließlich zur Verhaftung und Verurteilung, zwar nicht zum Kreuz, gewiß nicht, aber zu langer Gefangenschaft führt. Das vorliegende Buch aber, *Jung Indien*, wirkt in seinem ganzen Umfang und Gewicht als Evangelium dieses Christus unserer Tage.

Die letzten Seiten enthalten, wie in jedem der vier Evangelien, die Geschichte der Verhaftung, des Gerichtsverfahrens und der Verurteilung des non-violenten Führers seines Volkes. Und wie in den Evangelien wird das Ereignis vorhergesagt: „Wenn ich verhaftet werde —" Die Verhaftung wird kurz geschildert. Dann folgt das Verfahren vor dem englischen Richter, die Untersuchung, Gandhis unvergeßliche Erklärung, die außerordentlich würdige Antwort des Richters, das Urteil, der Abschied. Kein anderes Ereignis der Weltgeschichte läßt sich mit diesen Begebnissen vergleichen als der Tod Jesu — es wäre denn der Tod des Sokrates oder der Tod John Browns*). Ich glaube, daß die

*) John Brown (1800—1859), Gerber und Wollhändler aus alter puritanischer Familie, Vorkämpfer für die Befreiung der Neger, wurde schließlich gefangen genommen und im Dezember 1859 gehängt.

Schilderung, wie sie in dem vorliegenden Buche enthalten ist, für immer eingehen wird in die Weltliteratur des heroischen Märtyrertums.

Die Aufsätze sind, wie ich bereits hervorgehoben, eine Auswahl aus der vollständigen indischen Ausgabe von *Young India*. Sie umfaßt nicht nur Aufsätze, sondern auch Interviews, Unterredungen, Briefe, redaktionelle Bemerkungen und gelegentliche Notizen. Sie durchläuft die ganze Stufenleiter von sittlichen und religiösen Erörterungen erhabenster Art zu verhältnismäßig alltäglichen Angelegenheiten des individuellen Benehmens und der Parteitaktik. Einzelne wenige stammen nicht von Gandhi selber und sind beigeschlossen, weil sie bestimmte Seiten von Gandhis Wesen und Gedanken beleuchten. Andere werden eingeleitet oder begleitet durch kurze Bemerkungen über Zeit und Umstände, die die Äußerung hervorgerufen. Verschiedene enthalten wichtige biographische Angaben. Alle zusammen geben als lebendige Dokumente, die genau so gedruckt wurden, wie sie in der Hitze der Kämpfe niedergeschrieben worden waren, ein unübertreffliches Bild von der Persönlichkeit Gandhis zur Zeit ihrer größten

Entfaltung, von seiner Lehre und deren Anwendung auf Tausende von besonderen Fällen, von seinem Ziele und von dem unumstößlichen Glauben an dieses Ziel, vor allem aber ein Bild von seinem erhabenen Geiste. Er bewegt uns mit diesen seinen Schriften ebenso im Tiefsten, er erhebt uns ebenso zum Höchsten wie Jesus in den Evangelien.

Der indische Herausgeber ordnete die Aufsätze nach sachlichen Gesichtspunkten, als handelte es sich um eine Enzyklopädie, statt nach chronologischen, wie es für eine geschichtliche oder biographische Darstellung erwünscht wäre. So bringt denn das Buch die Aufsätze in zehn Abteilungen: Der Non-Kooperation entgegen, Die Grundsätze der Non-Kooperation, Der Non-Kooperations-Feldzug usw. Dadurch entsteht etwas wie ein Handbuch, das sich trefflich eignen mag für Leute, die die Ideen der großen gandhistischen Revolution kennenlernen möchten, die Ideen und deren Anwendungen und Auswirkungen. Das Buch aber bezahlt diesen Vorzug mit einem schweren Nachteil: es folgt nicht mehr dem Gang der Ereignisse, bietet nicht mehr eine Übersicht über die ergreifendste

und folgenschwerste Bewegung der neueren Zeit. Etwas in mir lehnt sich auf gegen diesen Versuch unter sachliche Gesichtspunkte und bestimmte Titel zu ordnen, was Gandhi selber nie geordnet, was er im Gegenteil niederschrieb, wie es der Augenblick verlangte, wie diese oder jene Krises es zeitigte. Gandhi ist im Grunde nicht ein Philosoph, nicht ein Denker, er ist ein Staatsmann, ein Erneuerer, ein Volksführer, ein Seher und Prophet – in ihm finden wir jene eigentümliche Verbindung eines Mannes der Tat und eines Visionärs, wie sie uns in Jesu erschienen, wie sie sich aber sonst nur in ganz wenigen Seelen vollzogen. Wir sollten ihn so sehen, so hören, wie er sich von Tag zu Tag, von Ereignis zu Ereignis entfaltete. Das Material in der Weise anordnen, wie durch den Herausgeber von *Young India* geschehen, läßt allzusehr an das denken, was die Theologen mit den Worten Jesu getan, als daß es befriedigen könnte. Offenbar hat Romain Rolland das gleiche empfunden, denn für die vorliegende Auswahl hat er die chronologische Reihenfolge der Aufsätze als die einzig mögliche wiederhergestellt. Dies verleiht der deutschen Ausgabe einen ganz

besonderen Wert und macht sie der indischen und amerikanischen überlegen.

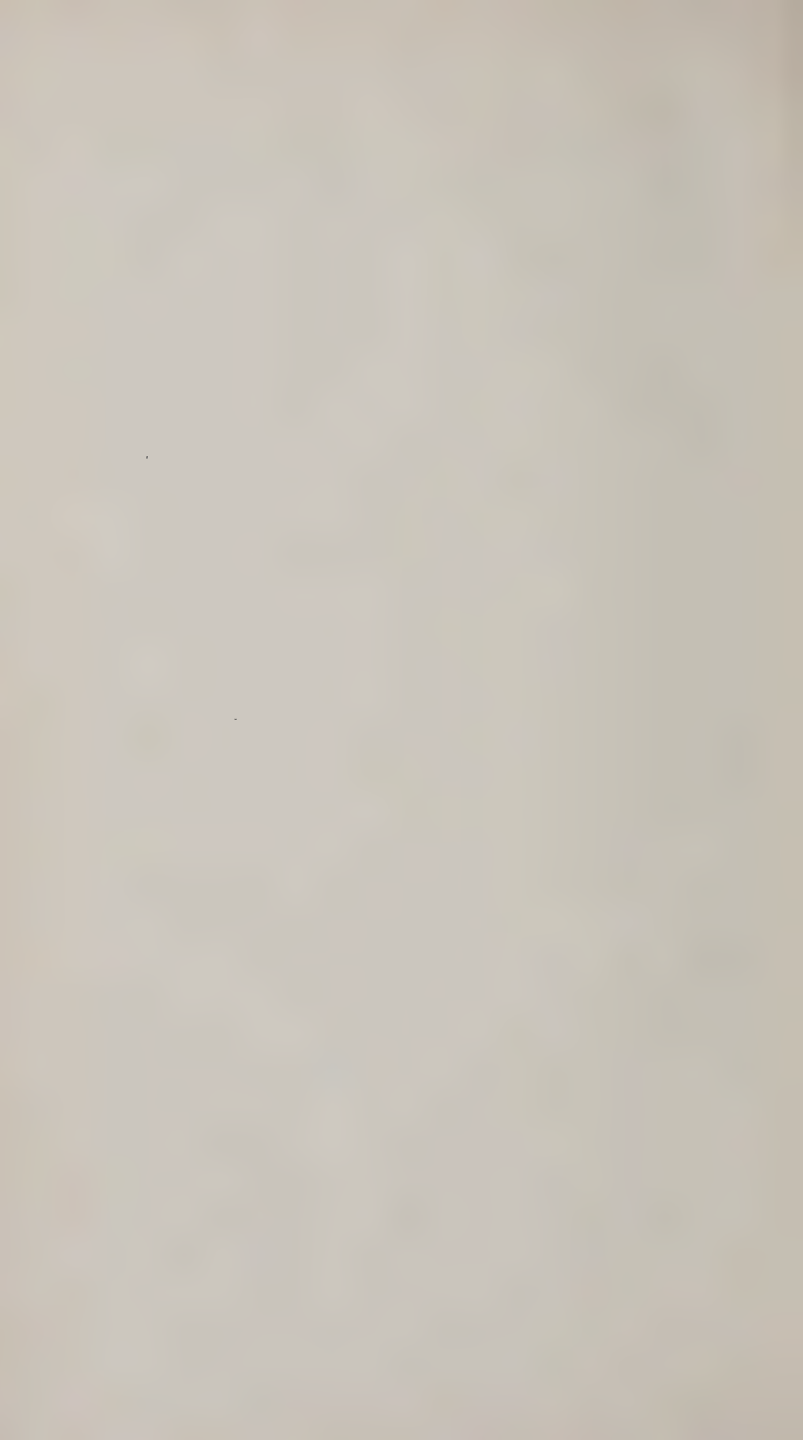
Eines vielleicht vermißt der Leser in diesem Buche: eine gewisse Beredsamkeit, die er nach den Schilderungen von dem großen Einfluß, den Gandhi auf seine Landsleute ausübt, wahrscheinlich erwartet hat. In unserm Buche ist wenig zu finden von der Bündigkeit des großen Meisters der volkstümlichen Rede, des Nazareners, wenig von seiner unvergleichlichen Poesie, von seiner glänzenden Ironie, von der bewegenden Gewalt seiner Sprüche und Gleichnisse. Gewiß darf daran erinnert werden, daß es sich in diesem Buche hauptsächlich um Aufsätze und Briefe handelt. Aber auch aus ihnen läßt sich schließen, daß die Überzeugungskraft Gandhis weniger in seiner Ausdrucksweise als in seiner Persönlichkeit liegt. Doch was für eine Persönlichkeit! Welche Befreitheit von Vorurteilen, Stolz, Boshaftigkeit, Rachgier, Selbstsucht! Welche Vollendung in der Duldsamkeit, der Geduld, der Großmut und der universellen Menschenliebe! Welch innere Bezwingung zur Reinheit, welch äußere Überwindung zur Aufopferung! Welche Vision des

Geistes, und welches Vertrauen in die Kraft des Geistes, die alles erträgt und alles erobert! Soll man sich noch darüber wundern, daß dieser Mensch die Zuneigung seiner Landsleute gewonnen und nun nach und nach die Herzen der übrigen Menschheit bewegt? In allem durch sein Inneres bedingt und bestimmt ist er zweifellos der größte der lebenden Menschen. Dadurch, daß er eine mächtige soziale Bewegung im Sinne eines non-violenten Zwanges und einer non-resistenten Liebe leitet, bedeutet sein Leben eine neue Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. In bezug auf das Ziel sowohl als auch auf die Mittel und die Idee erschließt er uns, was Jesus seiner Zeit erschlossen: den Weg des Lebens.

Und doch weiß England heute wie Rom gestern mit einem solchen Manne nichts anzufangen, als ihn zu vernichten!

Neuyork U. S. A.

John Haynes Holmes



Vor der Non-Kooperation

„Das Alte verklinge, das Neue beginne“[1])

Es ist nicht leicht, die Bilanz des verflossenen Jahres zu ziehen. Der Krieg ist heute beendet. Die Hoffnungen jedoch, die auf seinen Ausgang gesetzt wurden, haben sich nicht erfüllt. Der Frieden, der ein Dauerfrieden hätte sein sollen, ist nur dem Namen nach ein Frieden. Es zeigt sich immer mehr, daß dieser Krieg, der den *„Mahabharata-Krieg“*[2]) bei weitem übertraf, nur ein Vorspiel zu einem noch viel größeren Krieg bedeutet. Unzufriedenheit ist nach dem Kriege so weit verbreitet in Frankreich, England und Amerika, daß es einen bedrücken muß. Als ein ungeheures Rätsel steht alles, was sich aus dem Kriege ergeben, vor uns.

Hier in Indien starrt uns überall Verzweiflung entgegen. Man hatte allgemein und voll Vertrauen angenommen, das Kriegsende würde Indien etwas Greifbares bringen, aber unsere Hoffnung ist getäuscht worden. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß wir die versprochenen Reformen[3]) nicht erhalten werden. Selbst wenn wir sie erhalten sollten, wären sie jetzt wertlos. Die Vorschläge der Kongreß-Liga, des Kongresses von Delhi[4]) und alle späteren sind heute Luftschlösser. Wir müssen zusehen und warten.

Der Pandschab war der Schauplatz empörender Ereignisse. Unschuldige verloren dabei ihr Leben und eine unerhörte Schreckensherrschaft setzte ein. Die Kluft zwischen Herrschenden und Beherrschten ist weiter geworden.

Es ist unmöglich, in dieser Sache eine fehlerlose Bilanz aufzustellen. Haben wir eigentlich etwas zugut? Schulden wir etwas und wieviel? Haben wir überhaupt nichts zu fordern und sind wir nur Schuldner?

War die dichte, schwarze Wolke der Verzweiflung nicht doch noch mit einem silbernen Lichtstreifen umrandet? wie es in dem englischen Sprichwort heißt: Every cloud has a silver lining[5]). Tatsache ist jedenfalls, daß am 6. April für ganz Indien die „*Satyagraha*[6])-Sonne“ aufging. Die dunkeln Wolken teilten sich und leuchtend stand sie über uns. Im Pandschab und Ahmedabad fand jedoch eine Sonnenfinsternis statt, deren Schatten bis in die heutigen Tage reichen. Und doch beginnt die Satyagraha-Sonne in den meisten Herzen, wenn auch langsam, wieder aufzudämmern.

Am 17. Oktober vollzog sich an vielen Orten in vollkommener Ruhe Indiens *Hartal*[7]). Die Gläubigen verbrachten diesen Tag in Fasten und Gebet. Die Hindu trauerten mit den Mohammedanern, stärkten deren Hoffnungen und festigten die Bande der hindu-mohammedanischen Einigung[8]). Es wird schwerlich gelingen, sie heute zu sprengen. . .

Auf die Frage: „Was war das größte Ereignis des Jahres?“ würden wir, ohne einen Augenblick zu zaudern, antworten: „Die bewußte oder unbewußte, wenn auch noch schüchterne Aufnahme und Annahme von Satyagraha sowohl durch die Herrscher als durch die Beherrschten.“ Als Beweis würden wir den 17. Oktober anführen.

Indiens ganze Hoffnung liegt in *Satyagraha*. Was ist Satyagraha?

Es ist oft beschrieben worden. Aber wie die Sonne niemals erschöpfend geschildert werden kann, selbst nicht durch die tausend Zungen der *Sheshnaga*[9]), so kann auch die Satyagraha-Sonne nicht hinreichend beschrieben werden. Und so wie wir die Sonne immer vor uns sehen und doch nur wenig von ihr wissen, glauben wir auch

die Satyagraha-Sonne zu sehen, und wissen doch fast nichts von ihr.

Der Wirkungskreis von Satyagraha umfaßt *Swadeshi*[10]), soziale Reform und politische Reform. Nur solange diese auf Satyagraha beruhen, ist ihr Bestand gesichert.

Der Satyagraha-Pfad ist schwer zu finden. Doch ist er von dem allgemeinen, breitgetretenen Weg leicht zu unterscheiden. Nur wenige haben ihn bisher begangen. Die Fußspuren sind selten und kaum sichtbar. Deshalb fürchten sich die Leute noch davor. Es gibt jedoch bereits Menschen, die ihm folgen — freilich erst zaghaft.

Wer in Satyagraha nur *Zivil-Desobedienz*[11]) zu erkennen vermag, hat Satyagraha nicht erfaßt, obgleich Zivil-Desobedienz im strenggenommenen Satyagraha inbegriffen ist. Nur derjenige, der den Gesetzen zu gehorchen vermag, besitzt die Fähigkeit, ihnen nicht zu gehorchen. Nur wer aufbauen kann, darf zerstören.

Der Dichter sagt:

> Der Pfad der Wahrheit ist der Pfad des Tapfern,
> Der Feigling kann ihn nicht betreten.

Swadeshi ist *Satyagraha*. Feiglinge vermögen Swadeshi nicht auszuüben und können nichts zu seiner Verbreitung tun. Kein Feigling kann die hindu-mohammedanische Einigung fördern. Es gehört schon jemand anders als ein *feiger* Mohammedaner dazu, den Dolchstoß eines Hindu zu erdulden (oder *umgekehrt*) und dabei seine innere Ruhe zu bewahren. Wenn die beiden dieser höchsten Selbstüberwindung fähig wären, so wäre *Swaraj* augenblicklich auch schon verwirklicht.

Niemand vermag uns den Satyagraha-Pfad zu versperren. Und da sowohl Swadeshi als auch die hindu-mohammedanische Einigung religiöser Natur sind, würde

Indien durch dessen Betreten zugleich eine religiöse Tat vollbringen.

Und so sei denn unser Gebet für das neue Jahr: „Herr, leite Indien auf den Pfad der Wahrheit. Lehre es die Religion des *Swadeshi*. Knüpfe immer fester das einigende Band zwischen Hindu, Mohammedanern, Parsen, Christen und Juden, die in Indien zusammen leben.“

5. November 1919

Beleg für die allgemeine Gültigkeit von Satyagraha

Es wird noch sehr lange dauern, bis das Gesetz der Liebe in internationalen Angelegenheiten Anwendung finden kann. Die ganze Regierungsmaschinerie steht hindernd zwischen den Herzen der Völker. Wenn wir jedoch mit offenen Augen die letzten Entwicklungen in Europa und Ostasien verfolgen, sehen wir, wie der Welt nach und nach zum Bewußtsein kommt, daß in der Lösung der Konflikte zwischen den Nationen, oder zwischen den Menschen, die Gewalt versagt hat, und daß eine ökonomische Sanktion, wie diejenige der Non-Kooperation, viel mächtiger und entscheidender ist als Armeen und Flotten.

Die Völker, die aus dem Kriege scheinbar siegreich hervorgingen, sind mit neuen Bürden belastet worden. Die Lage der Ernährung und der Industrie in den besiegten Ländern bildet für Sieger und Besiegte eine schwere Sorge. Der ganze Scharfsinn der Alliierten ist darauf gerichtet, zu zeigen — jedoch ohne daß ihr Prestige dadurch beeinträchtigt würde — daß sie imstande seien, den Besiegten zahlungsfähig, glücklich und arbeitswillig

zu machen, um den Gang der Welt aufrecht zu erhalten.

Aus einem kurzen Bericht über das „*Internationale Programm der American Republican Party*“ ersehen wir, wie man im fernen Westen anfängt, sich darüber klar zu werden, daß das letzte Mittel eines Völkerbundes nicht wieder die Waffengewalt sein sollte, vielmehr die Macht internationaler Ächtung, d. h. *Non-Kooperation.* Von da zur vollständigen Anerkennung des Gesetzes der Liebe ist nur ein kleiner Schritt. Die Vertreter der alten Energien werden die neue Energie, solange sie noch nicht eingeschaltet ist und die Räder treibt, als Theorie, als unausführbare, idealistische Phantasterei usw. erklären.

Der Erfinder der Lokomotive wurde gewiß einst vom Fuhrhalter verspottet, bis dieser sah, daß die Eisenbahn sogar Pferde befördern kann.

Die Erbauer der Dampfmaschine machten sich ihrerseits über den Elektro-Ingenieur lustig, bis elektrische Kraft tatsächlich Arbeit leistete.

Es mag noch lange dauern, bis Liebe die internationalen Beziehungen regelt. Doch bedeutet die Anerkennung der *internationalen Non-Kooperation* — wie sie im Programm der *American Republican Party* ausgesprochen ist — gegenüber den beständigen Kriegen ein sicheres Zeichen für den Fortschritt zur endlichen und wirklichen Lösung des Weltproblems.

23. Juni 1919

Der Kalifattag

Der 17. Oktober wird noch lange als ein großer Tag der Geschichte Indiens gefeiert werden. Daß eine gewaltige Kundgebung wie die vom 17. Oktober ohne Zwischenfälle vor sich gehen konnte, wirft das beste Licht auf die

Veranstalter und ist in der Tat ein Triumph des Satyagraha-Gedankens. Das Volk hat nun einsehen lernen, daß eine große Sache nicht durch Gewalt, sondern allein durch friedliche Übereinkunft und dauernde Hingabe gewonnen wird. Sobald ein Volk die Gewalt nicht mehr fürchtet, wird eine Regierung sie als zwecklos aufgeben. Nur die aber machen sich von der Furcht vor Gewalt frei, die fest entschlossen sind, sie nicht selber anzuwenden. Gewöhnlich sehen die Machthaber Gewaltakte des Volkes nicht ungern. Die Regierungskunst besteht im allgemeinen darin, diejenigen Machtmittel zur Verfügung zu haben, die es braucht, das Volk in Furcht zu setzen. Eine Regierung kann nur dann der Allgemeinheit dienen, wenn sie auf dem Willen und der Zustimmung des Volkes beruht. Sie wird jedoch zum Werkzeug der Unterdrückung, wenn sie sich mit der Spitze des Bajonetts Gehorsam erzwingt. Die Unterjochung hört aber auf, sobald das Volk aufhört, die Bajonette zu fürchten. Und gerade das bedeutet Satyagraha: unbeirrt zur Wahrheit zu stehen, auch angesichts überwältigender Gegenkräfte — sei es rohe Gewalt einer Regierung, oder unvernünftiges Vorurteil oder kleinliche Tyrannei einer Kaste.

Die Veranstalter des Kalifattages[12]) haben diesen Haupt- und Grundgedanken offenbar erkannt. Sie hätten sich ihren Widersachern in die Hände gespielt, wenn sie direkt oder indirekt zu Gewalttätigkeiten aufgereizt hätten, oder wenn die Kundgebung irgendwie Gewalttätigkeiten gezeitigt hätte. Die Sache des Islam hat durch die friedliche Art der Demonstration nur gewonnen. Und wenn von den Polizeimaßnahmen in Bombay auf die andern Plätze geschlossen werden darf, verdient die Polizei das höchste Lob, denn man scheint in Bombay — übrigens auch in Ahmedabad — im Hinblick auf bie Versamm-

lungen keine besonderen Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Nirgends zeigte sich etwas von Machtentfaltung. Außergewöhnliche Polizei- oder Truppenaufgebote reizen immer die Wut des Pöbels. Aber auch die Veranstalter verdienen Anerkennung dafür, daß sie Massenansammlungen verhindert und alles vermieden haben, was zu Massenansammlungen unverantwortlicher und unwissender Leute hätte führen können. Die Kalifatsfrage ist eine schwierige Angelegenheit uud durch geheime Abmachungen noch verwickelter geworden. Aber die Regelung ist doch nicht aussichtslos. Achtzig Millionen Menschen können sich überall bemerkbar machen, wenn sie das Recht auf ihrer Seite haben. Mögen darum unsere mohammedanischen Freunde die Stärke ihrer Position erkennen. Die Wirkung der Kundgebung vom 17. Oktober kann sich — so eindrucksvoll sie auch war — leicht verflüchtigen, wenn sie nicht durch kluge und unermüdliche Anstrengungen lebendig erhalten wird. Die Regierung muß sich über die Empfindungen der Mohammedaner klar werden. Und das wird sie erst, wenn sie bei denen, die behaupten, solche Empfindungen zu hegen, ernsthaftes Streben und Bereitwilligkeit zu leiden bemerkt hat. Der unaufhörliche Druck einer über die Frage unterrichteten Öffentlichkeit auf die Regierung kann den Ministern nur nützlich sein, wenn sie wirklich und ernstlich die Regelung einer so verwickelten Frage sich angelegen sein lassen wollen. Keine Prahlerei, nichts Theatermäßiges, kein falsches Pathos, keine Reklame fruchtet, nur ruhiges und ehrliches Arbeiten.

In einigen Versammlungen sind Beschlüsse gefaßt worden in dem Sinne, daß es den Mohammedanern unmöglich wäre, an Friedensfeiern teilzunehmen, so lange die Frage des Kalifats nicht nach den Grundsätzen der Ge-

rechtigkeit, besser gesagt, im Einklang mit den mohammedanischen Gefühlen gelöst worden. Das Recht zu solchen Beschlüssen kann niemand bestritten werden. Soll es aber als allgemeine Forderung gelten, so muß das klar zum Ausdruck gebracht werden, wozu unvorbereitete Zusammenkünfte sich nicht eignen.

Es ist auch die Frage des Boykotts aufgeworfen worden. Wir haben uns hierzu ganz unzweideutig ausgesprochen. Wir glauben nicht an die Wirksamkeit dieser Waffe, denn sie erzeugt Übelwollen und ist meist erfolglos. Die Boykottierung von Waren ist nur ein Vorwand für den Boykott der Regierung, wir aber hassen jeden Vorwand. Sobald die Notwendigkeit eines Boykotts der Regierung vorläge, würden wir nicht zögern, ihn zu unterstützen. In diesem Fall bedeutet Boykott Illoyalität. Loyalität ist indessen kein unveränderliches Prinzip. Sie beruht auf gegenseitiger Übereinkunft. Eine Regierung, die loyal ist ihren Untertanen gegenüber, erweckt bei ihnen selbstverständlich wieder Loyalität. Hört aber unsere Regierung auf, loyal zu sein, d. h. wird sie planmäßig ungerecht oder tyrannisch, dann müssen auch wir ohne Zögern der Regierung die Loyalität aufsagen, uns jeder Unterstützung enthalten und alle andern auffordern, das gleiche zu tun. Das ist die Form des Boykotts, zu der aufzurufen wir uns verpflichtet erachten würden. Aber die britischen Waren zu boykottieren, während wir gleichzeitig alle andern Beziehungen zu England beibehalten, wäre nach meiner Meinung der größte Unsinn.

Unsere mohammedanischen Freunde vertreten eine Sache, die viel zu heilig ist, als daß sie durch Anwendung einer so fragwürdigen Waffe lächerlich gemacht werden dürfte. Sie und die Welt wissen nun, daß nicht nur die achtzig Millionen Anhänger ihres Glaubens ihre

Forderung vertreten, sondern daß auch zweihundertzwanzig Millionen Hindus auf ihrer Seite stehen. Denn der 17. Oktober hat bewiesen, daß die hindu-mohammedanische Einigung nunmehr Tatsache geworden in einem Bund, der sich immer mehr festigen wird. Ein starkes und einiges Indien wird nicht verfehlen, sich bei den Verbündeten Großbritanniens Achtung und Gehör zu verschaffen.

22. Oktober 1919

Die Satyagraha-Bewegung[13])

Allgemeine Grundsätze: Ich habe während der dreißig verflossenen Jahre *Satyagraha* selbst ausgeübt und verkündet. Die Grundsätze, wie ich sie heute kenne, bilden eine stufenweise Entwicklung.

Satyagraha unterscheidet sich vom passiven Widerstand wie der Nordpol vom Südpol. Passiver Widerstand ist gepacht als Waffe des Schwachen und schließt die Anwendung physischer Kraft und Gewalt zur Erreichung des Zieles nicht aus. *Satyagraha* dagegen ist gedacht als Waffe des Starken und schließt Gewalt in jeglicher Art und Form aus.

Ich erfand den Namen *Satyagraha* in Südafrika, um die Kraft zu bezeichnen, die die Inder dort während voller acht Jahre anwandten. Ich schuf ihn gerade in der Absicht, diese Bewegung von der des passiven Widerstandes, wie er in Großbritannien und Südafrika viel geübt wurde, zu unterscheiden.

Die eigentliche Bedeutung von *Satyagraha* ist: Festhalten an der Wahrheit, also *Macht der Wahrheit.* Ich habe sie auch mit *Macht der Seele* oder *Macht der Liebe* umschrieben.

Als ich begann, Satyagraha auszuüben, entdeckte ich sehr bald, daß die Befolgung der Wahrheit nicht gestattet, dem Gegner gegenüber Gewalt anzuwenden. Dieser muß vielmehr durch Geduld und Liebe gewonnen werden. Denn was mir selber als Wahrheit erscheint, mag dem Gegner als Irrtum vorkommen. Geduld aber ist gleichbedeutend mit „*Selbstleiden*“. So verlangt die Lehre: *Wahrheit nicht dadurch zu behaupten, daß ich dem Gegner Leiden zufüge, sondern dadurch, daß ich selber Leiden erdulde.*

Auf politischem Gebiet besteht der Kampf von seiten des Volkes im Widerstand gegen Irrtum, der ihm in Gestalt ungerechter Gesetze entgegentritt. Wenn es mißlungen, den Irrtum durch Petitionen und dergleichen an die Gesetzgeber zurückzuweisen, so bleiben, sofern man sich ihm nicht unterwerfen will, nur zwei Wege: entweder den Gesetzgeber durch Gewalt zum Nachgeben zu zwingen, oder dann die Strafe für die Gesetzesübertretung zu tragen. Aus diesem Grunde sieht die Öffentlichkeit in *Satyagraha* hauptsächlich Zivil-Desobedienz oder Zivil-Resistenz. Es ist zivil in dem Sinne, daß es nicht kriminell ist.

Der Verbrecher bricht das Gesetz im Geheimen und sucht der Strafe auszuweichen. Nicht so der Zivil-Resistente. Er gehorcht den Gesetzen nicht deshalb, weil er sich vor der Strafe fürchtet, sondern weil er sie für geeignet erachtet, das Wohlergehen des Volkes zu fördern. Es gibt jedoch Fälle — im allgemeinen sind sie selten — in denen ein Gesetz so ungerecht ist, daß ihm gehorchen einer Entehrung gleichkäme. In solchen Fällen bricht der Zivil-Resistente das Gesetz offen und erleidet die Strafe für sein Vorgehen. Und um seinem Protest gegen den Gesetzgeber noch mehr Nachdruck zu verleihen, kann er dem Staate seine Mitarbeit (Kooperation) ent-

ziehen, indem er auch andern Gesetzen den Gehorsam verweigert, solchen wenigstens, deren Übertretung keine Unehrenhaftigkeit bedeutet.

Nach meiner Ansicht ist die Schönheit und Wirksamkeit von *Satyagraha* so groß und seine Lehre so einfach, daß es selbst Kindern verständlich gemacht werden kann. Ich habe sie Tausenden von Männern, Frauen und Kindern, die man gewöhnlich indische Knechtsseelen nennt, in ganz Indien mit bestem Erfolg vorgetragen.

Rowlatt-Gesetze: Die Rowlatt-Gesetze erwiesen sich bei ihrer Veröffentlichung als derartige Beschränkung menschlicher Freiheit, daß sie, nach meiner Auffassung, zu äußerster Bekämpfung herausforderten. Der Widerstand gegen sie wurde sehr bald unter den Indern allgemein. Ich bin der Ansicht, kein Staat, sei er noch so despotisch, habe das Recht, Gesetze, die dem ganzen Volk zuwider sind, zu erlassen, und nun gar noch eine Regierung, die, wie die indische, sich von konstitutionellen Überlieferungen bestimmen läßt. Ich fühlte, daß der beginnenden Bewegung eine bestimmte Richtung gegeben werden müsse, damit sie weder zusammenbreche noch in Gewalttätigkeiten ausarte.

Der 6. April: So wagte ich denn, dem Lande Satyagraha vorzuschlagen und hob dessen Bedeutung als *Zivil-Resistenz* hervor. Da es sich um eine rein innerliche und läuternde Bewegung handelt, regte ich einen Fasttag an mit Gebet und Stillstand jeglicher Arbeit, und zwar am 6. April. Sobald der Gedanke entstanden, wurde er dem Volke bekannt gegeben. Obgleich noch keine Organisation vorhanden und keine Vorbereitungen getroffen waren, erfolgte vom ganzen Land weit und breit, sogar von den kleinsten Dörfern, eine überwältigende Zustimmung. Dann, am 6. April, gab es weder Gewalttaten

noch nennenswerte Zusammenstöße mit der Polizei. Das Hartal war völlig freiwillig und spontan entstanden[14]).

Meine Verhaftung: Anschließend an den 6. April sollte *Zivil-Desobedienz* erfolgen. Zu diesem Zwecke hatte der Satyagraha-Liga-Ausschuß verschiedene politische Gesetze ausgewählt, denen nicht gehorcht werden sollte. Wir begannen mit der Verbreitung verbotener, aber durchaus einwandfreier Schriften, darunter die Übersetzungen von Ruskins „Unto this Last“, „The Defence and Death of Socrates“, usw.

Ausschreitungen: Es steht außer Zweifel, daß der 6. April Indien lebensfähiger, stärker als je zuvor gefunden hat. Das früher verschüchterte Volk fürchtete die Behörden nicht länger. Bisher hatte die Masse teilnahmslos dahingelebt. Die Führer hatten noch keinen eigentlichen Einfluß auf sie ausgeübt. Sie war deshalb undiszipliniert. Wohl hatte sie das Bewußtsein, eine neue Kraft gefunden zu haben, sie wußte jedoch noch nicht, was diese Kraft bedeute und wie sie zu gebrauchen sei.

In Delhi hatten die Führer Mühe, die große Zahl derer zurückzuhalten, die bis jetzt von der Bewegung nicht erfaßt worden waren. Dr. Satyapal in Amritsar war es sehr darum zu tun, ich möchte mich persönlich in die Provinz Pandschab begeben, die ich noch nie besucht hatte, um die Bevölkerung zu beruhigen und sie über die friedliche Bedeutung von Satyagraha aufzuklären. Mit derselben Bitte trat Swami Shraddhanandji von Delhi an mich heran. Beide Aufforderungen waren den Behörden zu Gesicht gekommen. Die friedlichen Absichten meiner Reise mußten ihnen somit bekannt sein.

Am 8. April verließ ich Bombay, um mich nach Delhi und dem Pandschab zu begeben. Dr. Satyapal, den ich noch nicht kannte, ersuchte ich telegraphisch, mir nach

Delhi entgegenzukommen. Als ich Muttra hinter mir hatte, wurde mir eine Verfügung übergeben, die mir den Eintritt in die Provinz Delhi untersagte. Ich fühlte mich verpflichtet, diese Verfügung zu mißachten und setzte meine Reise fort.

In Palwal wurde mir eine weitere Verfügung zugestellt, die mir die Provinz Pandschab verbot und mich in die Grenzen des Regierungsbezirks Bombay verwies. Ich wurde von einigen Polizisten verhaftet und aus dem Zug genommen. Der Polizei-Offizier, der mich verhaftete, benahm sich korrekt und höflich. Ich wurde den Weg zurückgeführt, zum Teil in Güterzügen, und am 10. April in Bombay ausgeladen.

Das Gerücht von meiner Verhaftung hatte sich sehr rasch unter der Bevölkerung von Ahmedabad, Viramgam und Gudscherat verbreitet. Die Leute gerieten außer sich, schlossen die Geschäfte, rotteten sich zusammen und begannen zu morden, zu brennen, plündern, Telegraphendrähte zu zerschneiden, Angriffe auf die Sicherheit der Eisenbahnen auszuführen.

Ursachen: Ich hatte vorher unter den Landpächtern von Kaira gearbeitet und mit Tausenden von Frauen und Männern verkehrt. Ich hatte mich sodann auf die dringende Bitte von Miss Ansuya Sarabhai nach Ahmedabad begeben, um mit ihr zusammen unter den dortigen Arbeitern zu wirken. Miss Sarabhai wurde wegen ihrer philantropischen Werke außerordentlich geschätzt und verehrt. Endlich hatten wir beide während der Unruhen von Viramgam die Arbeiter dort besucht und waren für sie eingetreten. Die Wut der Arbeiter in Ahmedabad erreichte denn auch ihren Höhepunkt, als das falsche Gerücht verbreitet wurde, Miss Sarabhai sei ebenfalls verhaftet worden. Es ist meine feste Überzeugung, daß die Ausschrei-

tungen dem großen Zorn entsprangen, den meine Verhaftung und das falsche Gerücht einer Verhaftung von Miss Sarabhai unter den Massen erregt hatten.

Ich habe sozusagen in ganz Indien mit dem Volke verkehrt und offen mit ihm gesprochen. Ich glaube also sagen zu dürfen, daß keine revolutionäre Absicht hinter diesen Ausschreitungen stand. Sie dürfen deshalb schwerlich mit dem Ausdruck „Rebellion" bezeichnet werden.

Maßnahmen: Nach meiner Ansicht beging die Regierung einen Fehler, als sie die Täter wegen „Kriegführung" belangte. Aus dieser falschen Einstellung ging großes und unverdientes Leid hervor. Die Geldstrafe, zu der man das arme Ahmedabad verurteilte, war schwer und die Art und Weise, wie man die Buße von den Arbeitern eintrieb, unnötig scharf und aufreizend. Ich bezweifle die Gerechtigkeit einer Geldstrafe von 176 000 Rupien (einhundertsechsundsiebzigtausend), die man über die Arbeiter verhängte. Den Landpächtern von Barejdi und den Kaufleuten von Nadiad die Kosten aufzuerlegen, war nicht nur vollkommen ungerecht, sondern auch rachsüchtig. Die Verhängung des Belagerungszustandes über Ahmedabad und dessen unvernünftige, gedankenlose Durchführung, die mehreren Unschuldigen das Leben kostete, muß ich ebenfalls als ungerecht bezeichnen.

Andererseits zweifle ich nicht daran, daß — von den erwähnten Fällen abgesehen — die Behörden von Bombay mit bemerkenswerter Zurückhaltung vorgingen, und zwar zu einer Zeit, da die Atmosphäre mit gegenseitigem Mißtrauen geladen war und das Attentat auf den Militärzug, der zur Wiederherstellung der Ordnung abgesandt worden, die Behörden hatte verstimmen müssen.

5. November 1919

Schwierigkeiten auf unserm Wege

Die Schwierigkeiten unseres Weges sind zweifacher Art. Die einen stellen sich uns von außen entgegen, die andern schaffen wir uns selbst. Diese sind viel gefährlicher, denn oft hängen wir an ihnen und beseitigen sie deshalb nur widerwillig. So waren z. B. die Ausschreitungen bei den Versammlungen, die Mrs. Besant vor einiger Zeit in Bombay einberufen, von uns selbst verschuldet*). Und

---

*) Gandhi verurteilt politische Pöbeleien, auf welcher Seite sie auch auftreten. Er schreibt darüber in „*Young India*“ vom 23. Februar 1921:

Die Non-Kooperation hat durch das schamlose Vorgehen gegen die Herren Shastri und Paranjpye bei den Versammlungen in Bombay und Poona einen schweren Stoß erlitten. Als Erklärung habe ich äußern hören, daß diese Pöbeleien nicht von den unserer Bewegung beigetretenen Studenten, sondern von ihren Gegnern inszeniert worden seien, um damit die Bewegung selbst und auch ihre Anhänger in Mißkredit zu bringen. Die Erklärung mag zum Teil recht haben, denn zweifellos gibt es Leute, die, um die Bewegung zu ersticken, sogar zur Gewalttat aufreizen. Damit die Non-Kooperation uns bald zum Erfolg verhelfe, müssen wir uns vor solchen Möglichkeiten sichern lernen. Ein Soldat kann sich, um seine Niederlage zu rechtfertigen, nicht auf Schwierigkeiten berufen. Als es General Buller nicht gelang, Lady Smith zu befreien, wurde an seine Stelle ein anderer gesetzt. Als es Lord Roberts mißglückte, den Burenkrieg siegreich zu beenden, übernahm Lord Kitchener das Kommando. Und unsere Regierung wird nur solange Bestand haben, als sie der Klippe der Non-Kooperation ausweicht. Warum aber, wenn sich die Studenten der Non-Kooperation nicht in Mißkredit bringen wollten, wohnten sie den Versammlungen in Bombay und Poona bei? Die Bekanntmachungen forderten doch deutlich genug diejenigen auf, die den gegnerischen Standpunkt vernehmen wollten. Es gibt also keine Entschuldigung für die dortigen Vorgänge. Dazu wird auch häufig vergessen, daß die Herren Shastri und Paranjpye zu den begabtesten Politikern Indiens gehören. Sie sind ebenso vaterlandsliebend wie die Anhänger der Non-Kooperation. Mögen wir auch

es ist leichter, sich mit dem Verbot einer aufrührerischen Versammlung abzufinden, als mit Vorfällen wie den eben erwähnten. Ein Verbot „aufrührerischer“ Versammlungen stärkt unsere Sache. Ausschreitungen aber, die wir selber hervorrufen, schwächen sie. Radaumachertum in Worten, wie es bei Mrs. Besants Versammlung vorkam, ist auch eine Abart der Gewalttat und deshalb entschieden eine Abkehr vom Gedanken der non-violenten Non-Kooperation. Es kann leicht zu Tätlichkeiten ausarten.

Diejenigen, die Ausschreitungen angezettelt, sollten sich doch bewußt werden, wie bedenklich solches Vorgehen für die heilige Sache ist, die auch ihnen am Herzen liegt. Es ist die denkbar ungeschickteste Vorbereitung auf Swaraj (Homerule). Swaraj setzt gegenseitige Duldung der Ansichten voraus, wie einfältig die gegnerische uns auch immer vorkommen möge. Wenn die Anhänger der Non-Kooperation die Meinung der Gegenparteien nicht anhören wollen, so ziehen sie sich den selben Vorwurf zu wie die Regierung, über die sie sich beklagen, weil sie Beschlüsse fasse, ohne die Überzeugung anderer zu berücksichtigen. Die Non-Kooperation gegen die Regierung

---

annehmen, sie irren in ihrer Auffassung — wie sie unsere Auffassung für falsch ansehen — so würden wir doch einen schweren Fehler begehen, wenn wir ihren Argumenten die Ohren verschließen wollten. Wir brauchen aber auch nicht das politische Radaubrüdertum mit dem Hinweis auf den Präzedenzfall der Engländer zu rechtfertigen suchen. Wir können doch unsere Bewegung nicht als religiös bezeichnen, wenn wir weiterhin die Übergriffe und Gewalttätigkeiten englischer Versammlungen nachahmen. Unsere Stärke liegt darin, daß wir fremde Vorgänge und das Beispiel anderer nicht ohne genaue Prüfung nachahmen. Unsere Bewegung muß, will sie ihrem Wesen getreu, non-violent bleiben, zu allen Zeiten und in jeder Äußerung ihren besonderen Charakter wahren, sonst wird sie keinen Erfolg haben.

gründet sich auf Kooperation unter uns und ist nur durch diese möglich. Wir müssen, soweit das in Übereinstimmung mit unserem Leitgedanken durchführbar, Einigkeit unter uns herstellen. Das Radaubrüdertum ist sicher kein Weg dahin. Die Anhänger der Non-Kooperation haben sich durch ihre Handlungsweise bei den erwähnten Versammlungen Mrs. Besant und ihre Freunde nur noch mehr entfremdet. Die Einbuße zeigt sich ohne weiteres. Sie haben entschieden durch ihre Roheiten keine Anhänger gewonnen. Soweit Studenten an der Mrs. Besant zugefügten Beleidigung beteiligt waren, haben sie sich selbst in einer kritischen Periode ihrer Entwicklung in Mißkredit gebracht. Man erwartet von ihnen, daß sie im Namen der Religion und des Vaterlandes selbst ihren Eltern zuwiderhandeln, sofern diese ihnen abraten sollten, die Schulen zu verlassen, die von der Regierung unterhalten oder subventioniert werden. Eine solche Nichtachtung elterlichen Rates ist aber nur Söhnen und Töchtern erlaubt, die im übrigen peinlichen Gehorsam und tiefe Ehrfurcht gegenüber ihren Eltern und Lehrern sich zur dauernden Lebensregel gemacht haben. Solcher Ungehorsam ist nur dann Tugend, wenn er einer höheren Bedeutung entspringt und nicht eine Spur von Bitterkeit, Feindschaft und Gekränktsein enthält. Dann adelt er, sonst erniedrigt er. Und dann möchte ich fragen, ob wir den Jahren, der an Verdiensten reichen Vergangenheit und dem Geschlechte von Mrs. Besant keinerlei Rücksicht schulden? Die heranwachsende Generation begeht Selbstmord, wenn sie undankbar wird. Indiens Dankbarkeit müßte dieser Frau doch eigentlich ehrfürchtige Aufmerksamkeit sichern, auch wenn sie den Gefühlen der Inder entgegenhandelt. Sie tut es aus reinen Motiven. Denn sie glaubt uns im Irrtum befangen und meint, wir

hielten den Fortschritt Indiens auf. Von ihrem Standpunkt aus ist es ja Pflicht uns von dem abzubringen, was sie für einen Irrtum hält. Und die unsere ist es, in Achtung anzuhören, was sie zu sagen hat.

Nun ist mir entgegengehalten worden, daß sie, wenn ihr in ihren Versammlungen nicht energisch widersprochen würde, unser Schweigen als Zustimmung auslegen und ausnützen würde, indem sie vorgäbe, es stehe ein größerer Teil der indischen Öffentlichkeit hinter ihr, als es tatsächlich der Fall ist. Da muß ich aber sagen, daß Radaumachen nicht der einzige Weg ist, seine gegenteilige Gesinnung auszudrücken. Der beste und gegebene Weg ist doch, ihren Versammlungen fernzubleiben, es sei denn, daß man sich überzeugen lassen wolle. Wir brauchen ihre Zuhörerschaft nicht zu vermehren, wo wir wissen, daß wir ihre Anschauung nicht teilen. Wenn wir doch dabei sein wollten, bestünde die andere Möglichkeit, in anständiger Form am Schluß der Versammlung unsere abweichende Meinung auszusprechen, oder, wenn wir ihre Äußerungen für verletzend halten, unsere Mißbilligung durch ruhiges Verlassen des Versammlungslokales kundzugeben. Eine lärmende Demonstration ist nur ein Zeichen unserer Schwäche. Ein Austritt, der sich in würdevoller Form vollzieht, ein Zeichen der Stärke. In der Regel hat doch das politische Radaubrüdertum nur den Zweck, eine Minorität zu bemänteln, die beabsichtigt, eine Versammlung zu sprengen. Eine Majorität aber, wie die Opposition in jener Versammlung sie bildete, hätte schon durch ihre bloße Gegenwart auf die Vortragende und die Minorität ihrer Anhänger wirken müssen.

Freilich ist dies Radaubrüdertum nicht eine Folgeerscheinung der Non-Kooperationsbewegung. Sie ist vielmehr ein aus der Vergangenheit ererbtes Übel. Wir sind zu unserem

Nachteil in den verderblichen Überlieferungen Europas befangen in der Art, wie wir unsere Versammlungen gestalten. Beifall und Zurufe der Mißbilligung sind eigentlich europäische Einrichtungen. Vor der neuen Methode der *nonviolenten* Non-Kooperation muß das Alte weichen. Beide können nicht nebeneinander bestehen. Wenn wir an dem Kampf von Religion und Irreligion teilnehmen und wirklich die Streitmacht der Religion darstellen, dann müssen wir selbst die Gewalt, die sich in Worten äußert, aufgeben und lernen, mit unseren Gegnern würdig umzugehen. Nur durch die Übung im Gleichmut, in der Hingabe, Selbstbeherrschung, im Glauben an Gott — und darum in Demut bis zum Äußersten — wird es uns gelingen, die Ehre des Islam und unseres Vaterlandes rein zu erhalten. Dann werden wir auch unsere Gegner zur Bewunderung und treuen Mitarbeit gewinnen können.

10. November 1919

Die allindische Kalifat-Konferenz

Gandhi richtete als Vorsitzender der vereinigten Tagung der Kalifat-Konferenz vom 24. November zu Delhi eine Ansprache in Urdu an die Teilnehmer, die in der Übersetzung folgendermaßen lautet:

„Es sollte die Hindu nicht befremden, sich mit den Mohammedanern zusammenzutun in einer Angelegenheit, die die Mohammedaner allein angeht. Schließlich ist treuer Beistand im Unglück eine Probe auf die Freundschaft. Und wenn wir, Hindu, Parsen, Christen und Juden als eine Nation miteinander leben wollen, muß die Sache des einen zur Sache der Allgemeinheit werden. Dabei gibt einzig die Gerechtigkeit der fraglichen Sache den Ausschlag.

Der englische Ministerpräsident und eine stattliche Reihe hoher ehemaliger Beamter sind Zeugen für die Gerechtigkeit der mohammedanischen Sache. Wir sprechen von der hindu-mohammedanischen Einigung. Sie wäre eine leere Phrase, wenn sich die Hindu abseits von den Mohammedanern halten wollten in einem Falle, wo deren Lebensinteressen auf dem Spiele stehen. Es ist von verschiedener Seite behauptet worden, wir Hindu könnten unseren mohammedanischen Volksgenossen nur unter gewissen Bedingungen beistehen. Eine bedingte Unterstützung aber ist wie verdorbener Zement, der nicht bindet. Es fragt sich also nur, auf welche Weise wir helfen. Die Kalifat-Konferenz hat beschlossen, sich von der Teilnahme an den bevorstehenden Friedensfeiern fernzuhalten. Ich glaube, das sei ein vernünftiger Beschluß. Friedensfeste können für Indien keinen Sinn haben, solange der Frieden mit einem wesentlichen, ein Viertel der gesamten indischen Bevölkerung umfassenden Teile, nicht geschlossen worden ist. Achtzig Millionen Mohammedaner sind auf das Lebhafteste an den Friedensbestimmungen interessiert, die das Kalifat betreffen. Es ziemt sich nicht, sie zur Teilnahme an der Friedensfeier aufzurufen, solange diese Frage in der Schwebe ist. Es wäre dasselbe, als ob man von Frankreich verlangen wollte, den Frieden zu feiern, ehe die elsaß-lothringische Frage geregelt wäre. Daß die Türkei außerhalb Indiens liegt, tut dem Vergleich keinen Abbruch. England ist ebenso ein mohammedanisches und hinduisches Reich wie ein christliches. Und soll Indien ein Teil dieses Reiches sein, so verdient das mohammedanische Empfinden ebensosehr Beachtung wie jedes andere. Es dürfte daher für Se. Exzellenz, den Vize-König, das beste sein, die Friedensfestlichkeiten bis zu einer allgemein annehmbaren Regelung der Kalifatfrage hinauszuschieben.

Englands Ehre steht auf dem Spiele. Es ist allerdings eine Frage, die die Ehre Englands berührt — das gegebene Wort des Premiers. Was ist Reichtum, Macht und Kriegsruhm, wenn die Ehre besudelt ist? Ich war daher sehr schmerzlich berührt, als ich den telegraphischen Auszug der Rede des Premiers las. Sie erschien mir die Empfindlichkeit der Mohammedaner unnötigerweise zu verletzen und eine Regelung der Frage zu entwerfen, die völlig unvereinbar ist mit seinem feierlichen Versprechen, das er nach reiflicher Überlegung und zu einer Zeit abgelegt, da dieses Versprechen die Loyalität der Mohammedaner festigte und die Rekrutierung unter den kriegerischen Anhängern der Mohammedaner begünstigte. Ich will aber immer noch hoffen, daß klügere Ratschläge die Oberhand gewinnen und der mohammedanischen Forderung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für den Fall aber, daß sich das Schlimmste ereignen sollte, hat das Kalifatkomitee am gestrigen Abend [15]) beschlossen, den Mohammedanern nahezulegen, der Regierung ihre Kooperation zu entziehen. Es war mir vergönnt, sowohl im Komitee wie bei den einzelnen Versammlungen zugegen zu sein. Ich nehme mir die Freiheit, die Regierung auf die Feierlichkeit des Anlasses und den Ernst des Entschlusses hinzuweisen. Ich weiß, daß der Entzug der Kooperation etwas Ernstes, aber auch etwas Großes ist. Er verlangt Fähigkeit zu leiden. Ich weiß aber auch, daß es des Bürgers gutes Recht ist, dem Staate seine Mitwirkung zu verweigern, wenn diese Mitwirkung für ihn zur Erniedrigung wird. Es ist ein sinnfälliger Ausdruck der Unzufriedenheit des Bürgers mit den Maßnahmen seiner Obrigkeit.

Frage des Boykotts. Man darf daher hoffen, daß die kaiserliche Regierung den Ernst der Lage einsehen werde. Von der Non-Kooperation zum Boykott überzugehen aber be-

deutet den Abstieg vom Erhabenen zum Lächerlichen. Der Ausschuß hat gestern Abend mit Stimmenmehrheit den Boykott englischer Waren beschlossen, falls die Kalifatfrage nicht zufriedenstellend gelöst werde. Der Boykott ist eine Art von Vergeltung und sofern wir ihn für geeignet halten, die gerechte Lösung der Sache zu fördern, müssen wir die öffentliche Meinung der ganzen Welt für uns günstig stimmen. Ich möchte meinen mohammedanischen Freunden zu bedenken geben, daß sie mit einer Boykottierung auf englischer Waren zugunsten anderer die Meinung der Welt schwerlich für ihre Sache gewinnen können. Außerdem ist die geplante Maßregel ein Bekenntnis der Schwäche. Ihr aber müßt stark sein, um in diesen Fragen erfolgreich durchzuhalten. Ich hoffe darum, daß der Ausschuß auf seine Beschlüsse zurückkommen und nach reiflicher Überlegung den Boykott aufheben werde. In der Behandlung so schwerwiegender Fragen ist vor allem Ruhe, Geduld und strengste Berücksichtigung der Tatsachen nötig. Es ist nicht damit getan, daß man die Gewalt vermeide. Denn ist nicht ein heftiges Wort ebenso schädlich und verletzend wie eine gewalttätige Handlung? Ich bin dessen gewiß, daß ihr die Heiligkeit und Gerechtigkeit eurer Sache nicht durch unüberlegte Tat oder unüberlegtes Wort gefährden wollt.

Das Leid des Pandschab. Es bleibt mir noch übrig, eine Anregung zu prüfen, die von einigen Freunden gemacht wurde. Sie behaupteten, daß auch das Unheil, das dem Pandschab zugefügt worden, als triftiger Grund betrachtet werden müsse, sich von den Friedensfeiern fernzuhalten. Ich bin anderer Meinung. So schmerzlich das im Pandschab geschehene Unrecht uns auch treffen mag, so ist es letzten Endes eine lokale Angelegenheit und es würde auf unserer Seite einen Mangel an Augenmaß bedeuten,

wenn wir damit unser Fernbleiben von den Friedensfeiern des Reiches begründen wollten. Die Pandschab-Angelegenheit hat ihre Ursache nicht in den Friedensbestimmungen, wie die Frage des Kalifats. Wir müssen diese darum gesondert behandeln, wenn wir ihr rechte Bedeutung verleihen wollen. Nach meiner bescheidenen Auffassung können wir die Teilnahme an den Festlichkeiten aus keinen Gründen als aus solchen verweigern, die entweder unmittelbar in den Bestimmungen des Friedens selbst liegen oder die Lebensinteressen unserer nationalen Existenz berühren. Einzig die Frage des Kalifates erfüllt diese beiden Bedingungen. 3. Dezember 1919

Swaraj durch Swadeshi

Die wirkliche Reform, deren Indien bedarf, ist Swadeshi in seinem wahren Sinne. Die dringendste Frage ist für uns nicht, wie regiert werden soll, sondern wie wir uns ernähren und bekleiden sollen. 1918 sandten wir für den Ankauf von Stoffen 600 Millionen Rupien ins Ausland. Wenn wir weiter ausländische Stoffe in dieser Menge kaufen, entziehen wir dem indischen Spinner und Weber jährlich diesen Betrag, *ohne ihm andere Arbeit dafür zu verschaffen.* Es ist darum kein Wunder, wenn mindestens ein Zehntel der Bevölkerung halb verhungert und die anderen fast alle unterernährt sind. Wer offene Augen hat, kann selbst feststellen, daß *Unterernährung auch schon im Mittelstand um sich greift und unsere Säuglinge nicht mehr genug Milch bekommen.* Der Entwurf einer Verfassungsreform — mag er noch so entgegenkommend sein — ist nicht imstande, das Problem in der nahen Zukunft zu lösen. Swadeshi kann es sofort.

Durch die Ereignisse im Pandschab ist mir die Frage noch klarer geworden. Gott sei Dank haben die prächtigen Frauen des Pandschab noch nicht die Geschicklichkeit ihrer Finger verloren. Sie alle, ob hoch, ob niedrig, üben noch die Kunst des Spinnens. Sie haben ihre Spinnräder noch nicht verbrannt, wie viele Frauen im Gudscherat. Es ist mir eine reine Freude, wenn sie mir ihre Garnknäuel zuwerfen. Sie geben gerne zu, daß sie Zeit zum Spinnen haben, daß der aus ihrem handgesponnenen Garn gewobene *Khaddar*[16]) besser ist als der, der aus Maschinengarn hergestellt. Unsere Vorfahren haben es verstanden, sich mit wenig Mühe bequem und schön zu kleiden, ohne auf fremden Märkten einkaufen zu müssen.

Diese schöne und doch so einfache heimische Kunst droht unterzugehen, wenn wir nicht beizeiten aufsehen. Der Pandschab zeigt, was noch geleistet werden kann, aber auch wie schnell die Kunst vergessen wird. Jedes Jahr nimmt die Erzeugung an handgesponnenem Garn ab. Das bedeutet größere Armut in unseren Häusern und größere Untätigkeit. Die Frauen, die nicht spinnen, wissen mit ihrer Zeit nichts besseres anzufangen als zu klatschen.

Nur eines ist nötig, um den Übelstand zu beseitigen. Und wenn jeder gebildete Indier seine ureigenste Pflicht erkennen wollte, so würde er den Frauen seines Haushaltes sofort ein Spinnrad schenken und sie in der Kunst des Spinnens unterrichten lassen. Millionen von Metern können täglich erzeugt werden. Und wenn dann jeder gebildete Inder sich bereitfinden ließe, Kleider zu tragen, die aus solchem Garn gemacht sind, würde er damit helfen, die in Indien allein mögliche Heimindustrie wiederaufzurichten.

Ohne sie ist der indische Landmann geliefert. Er kann sich vom Ertrag seines Bodens nicht erhalten. Er braucht daher ein ergänzendes Gewerbe. Die Spinnerei ist das leichteste, billigste und beste.

Ich weiß, daß dies für uns eine geistige Revolution bedeutet. Aber ich behaupte, daß gerade deshalb der Weg zu Swaraj über Swadeshi führt. Ein Volk, das jährlich 600 Millionen Rupien sparen und diese Summe an seine heimatlichen Spinner und Weber verteilen kann, wird dadurch in den Besitz der organisatorischen Kräfte und einer Tüchtigkeit gelangen, die es befähigen, alles zu leisten, was sonst für seine naturgemäße Entfaltung nötig ist.

Der idealistisch gesinnte Reformer meint: „Habt Geduld, bis wir unsere eigene Regierung haben, dann wollen wir Indiens Wohlfahrt fördern, ohne daß unsere Frauen zu spinnen und unsere Weber zu weben brauchen.“ Das ist tatsächlich von denkenden Männern gesagt worden. Nach meiner Meinung liegt diesem Satze ein doppelter Irrtum zugrunde. Indien kann nicht warten, bis es ein Schutzzoll-System bekommt und auch der Schutzzoll wird den Preis für die Bekleidung nicht herabsetzen. Bloße Zollpolitik wird auch den hungernden Millionen nichts nützen. Ihnen kann nur dadurch geholfen werden, daß man ein Gewerbe, das vergessen war, wiederherstellt und zur Quelle eines neuen Einkommens macht. Ob mit oder ohne Schutzzoll, wir werden jedenfalls die Handspinnerei oder -weberei wieder beleben und anregen müssen. Als der Krieg tobte, wurden alle verfügbaren Kräfte Englands und Amerikas für die Werften mobil gemacht und die Schiffe entstanden in bewunderungswürdiger Schnelligkeit. Wenn es nach mir ginge, müßte jeder verfügbare Inder spinnen oder weben lernen und

jeden Tag eine bestimmte Zeit dieser Beschäftigung widmen. Und zwar würde ich damit in den Schulen anfangen, da sie in ihrer durchgebildeten Organisation die beste Gelegenheit dafür bieten.

Bloße Vermehrung der Spinnereien vermöchte das Problem nicht zu lösen. Es würde zu lange dauern, bis sie sich auf die neuen Anforderungen eingestellt hätten. Auch wäre es ihnen nicht möglich, die 600 Millionen Rupien unter die einzelnen Haushaltungen zu verteilen. Im Gegenteil, es würde zu einer Konzentration von Kapital und Arbeitskraft führen und dadurch die Verwirrung nur noch größer machen.

10. Dezember 1919

Die Proklamation des Königs

Die Proklamation[17]), die der König von England am 24. Dezember 1919 erlassen, ist ein Dokument, auf das England mit Recht stolz sein kann und mit dem jeder Inder zufrieden sein sollte. Da sie unmittelbar nach den Enthüllungen des Hunter-Ausschusses[18]) erfolgte, verhilft sie zu einem Einblick in den wahren Charakter der Engländer. Denn während die Proklamation diesen von seiner besten Seite zeigt, zeigt General Dyers Unmenschlichkeit ihn von der schlechtesten. Die Proklamation ist ein deutlicher Beweis von dem Bestreben, Gerechtigkeit walten zu lassen, wie General Dyers Tat ein Beweis dafür, daß ein Mann in der Furcht und Aufregung zu einem Teufel werden kann. Ich nehme an, das Zusammentreffen der beiden Ereignisse sei bloßer Zufall. Die Proklamation war die unvermeidliche Folge der großen Maßnahme, die die Zustimmung des Königs ge-

funden. Sie bedeutete den Schlußstein. Die Reform-Akte zusammen mit der Proklamation ist ein Unterpfand für die ehrliche Absicht der Engländer, dem indischen Volke gerecht zu werden. Und in dieser Hinsicht sollte sie jedes Mißtrauen wegräumen. Doch bedeutet das nicht, daß wir nun die Hände im Schoß dasitzen sollen und erwarten, unsere Wünsche würden sich von selbst erfüllen. Unter der britischen Herrschaft bekommt niemand etwas, ohne ernstlich dafür zu kämpfen. Kein Mensch glaubt auch nur einen Augenblick daran, daß die Regierungsreformen wegen der Agitation unter dem Volke unterblieben seien, wie es vom Parlament dargestellt wurde. Wir müssen uns den Rat des Kongreß-Präsidenten zu Herzen nehmen, daß wir ohne Agitation nichts erreichen werden. Wir wären nicht einen Schritt weiter, hätten wir keinen Kongreß, der für die Rechte des Volkes eintritt. Agitation bedeutet nichts weiter als Bewegung auf einen bestimmten Punkt hin. Aber wie nicht jede Bewegung Fortschritt bedeutet, so bedeutet nicht jede Agitation Erfolg. Undisziplinierte Agitation — ein anderes Wort für Gewalt in Wort und Tat — kann die Nation nur hindern und sogar unverdiente Vergeltung herbeiführen, wie das Blutbad von Jallianwala Bagh*). Disziplinierte Agitation ist die Bedingung für unsere nationale Entfaltung. Die richtigste Agitation besteht demnach in der richtigsten Aktion und ich bin entschieden der Meinung, die Proklamation und die Reform-Akte bedeuten für uns nicht weniger Agitation und weniger Handeln, sondern im Gegenteil mehr Agitation, mehr Wirken in der richtigen Art.

Gewiß sind die Reformen unvollständig: sie geben uns nicht genug, wir hätten mehr erwarten dürfen und

*) Vgl. den Aufsatz: Jallianwala Bagh.

auch mehr auf uns nehmen können. Indessen sind sie nicht so, daß wir sie verwerfen müssen[19]). Sie ermöglichen uns im Gegenteil weitere Entfaltung. Es ist darum unsere Pflicht, uns scharfer Kritik zu enthalten und uns ruhig daran zu machen, sie zu einem wahren Erfolg auszugestalten und so die Zeit einer Übernahme der Verantwortlichkeit rascher herbeizuführen. Unsere Arbeit darf deshalb jetzt mit Recht in einer Agitation bestehen, die nach innen gerichtet ist. Wir wollen unsere ganze Kraft darauf richten, uns von sozialen Mißbräuchen zu befreien, eine strenge Wählerschaft heranzubilden und in die Räte Männer abzuordnen, die ihre Mandate nicht aus Eigennutz erstreben, sondern aus dem Wunsch, dem Volke zu dienen.

Es hat viel gegenseitiges Mißtrauen zwischen uns und England gegeben. General Dyer hat seine Manneswürde vergessen und ist unritterlich geworden, weil er von Mißtrauen und darum von Furcht erfüllt war. Er besorgte, daß er „angegriffen" werden könnte. Mehr noch als die Reformen setzt die Proklamation Vertrauen an die Stelle des Mißtrauens. Wir müssen abwarten, ob sich auch die Verwaltung davon durchdringen lasse. Wir wollen annehmen, daß dem so sei und wollen auch unsererseits mit vollem Vertrauen antworten. Wir können damit nicht fehlgehen. Vertrauen ist eine Tugend. Mißtrauen geht immer aus Schwäche hervor. Die beste Art, unsere Zufriedenheit zu zeigen, wäre gewiß, aufrichtig und ohne Vorbehalt mitzuarbeiten. Unsere ehrliche Arbeit böte die sicherste Gewähr, die Bewegung zum Ziele zu beschleunigen.

Während all dieser Jahre hat nur einer für Indien gearbeitet, ohne auch nur für einen einzigen Augenblick zu versagen: Mr. Montagu. Wir haben viele Staats-

sekretäre gehabt, die eine Zierde ihres Amtes waren, aber keiner in dem Maße, wie Mr. Montagu. Er war ein treuer Freund Indiens und hat unsere Dankbarkeit verdient. Und Lord Sinha[20])? Er hat den Glanz seines Landes vermehrt. Wir Inder haben allen Grund, stolz auf ihn zu sein. 31. Dezember 1919

Säubern[21])

Während ich mich mit Gandhi unterhielt, wunderte ich mich über die Einfachheit seiner Kleidung. Er trug ein grobes weißes Hemd und hatte zum Schutz gegen die Kälte einen *Kambal* übergeworfen. Eine kleine weiße Mütze bildete die ganze Kopfbedeckung.

Als er mir auf dem Fußboden gegenüber saß, drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob dieser kleine Mann mit dem schmalen Gesicht und den breitabstehenden Ohren, den ruhigen braunen Augen der große Gandhi sei, von dem ich so viel gehört hatte. Sobald die Unterhaltung einsetzte, wichen alle Zweifel. Ich bin zwar nicht in allem mit Gandhis Vorgehen einverstanden, möchte aber hier den Mann für sich selber sprechen lassen. Gandhi ist ein durchgeistigter Mensch. Er ist ein Denker. Ich empfand in diesem kurzen Gespräch dieselbe herzliche Brüderlichkeit, die mich schon oft im Verkehr mit gottbegeisterten Menschen erfüllt hatte, und es bemächtigte sich meiner sehr bald die Erkenntnis, dieser Mann sei bis zu den Quellen der christlichen Kraft vorgedrungen und habe von Christus gelernt.

„Was können nach Ihrer Ansicht die abendländischen Mächte tun zur Förderung der Entwicklung des Ostens und besonders Indiens?“

Gandhi antwortete: „Indien ist jetzt dabei zu *verlernen.* Bis jetzt hat es gar viel Unnützes und Unvorteilhaftes gelernt. Durch Beobachtung des Westens und besonders Ihres eigenen Landes habe ich zwei hervorstechende Eigenschaften erkannt: Sauberkeit und Energie. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein Volk geistig nicht vorwärts kommen kann, ehe es sich Sauberkeit (im eigentlichen und bildlichen Sinn) angeeignet hat. Ihre Landsleute sind wundervoll energisch. Ihre Energie richtet sich aber meistens auf materielle Dinge. Könnten die Indier ebensoviel Energie aufbringen, aber richtig geleitete, würde sich der reichste Segen daraus ergeben."

„Sagen Sie mir doch, Mr. Gandhi, wie das Christentum den Indern am besten helfen könnte, angesichts des Nationalismus, der in Europa so stark entwickelt ist?"

„Was uns am meisten not tut, ist *Sympathie.* Während meines Aufenthaltes in Afrika hatte ich verschiedene artesische Brunnen zu bohren. Ich mußte sehr tief graben, um zum reinen Quellwasser zu gelangen. Viele von denen, die zu uns kommen, um das Volk kennen zu lernen, begnügen sich damit, an der Oberfläche zu schürfen. Wenn sie jedoch mit Hilfe von Sympathie tiefer dringen wollten, würden sie einem klaren und reinen Lebensstrom begegnen."

„Wollen Sie mir mitteilen, Mr. Gandhi, von welchen Büchern oder Persönlichkeiten Sie am meisten beeinflußt wurden?"

Ich dachte, er würde mir etwa die *Veden* oder andere indische Bücher, die uns geläufig sind, nennen. Dagegen erwartete ich nicht, drei Werke nennen zu hören, die nicht dem indischen Kulturkreis angehören.

Zuerst machte er mich darauf aufmerksam, daß er kein alles verschlingender Leser sei, sondern sorgfältig das

Beste auswähle. Die drei Titel waren — in seiner Reihenfolge: die *Bibel*, *Ruskin*, *Tolstoi*. Was die Bibel anbelangt, sagte er:

„Es gab oft Augenblicke, in denen ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte. Dann griff ich zur Bibel, insbesondere zum Neuen Testament und schöpfte Kraft aus seiner Botschaft."

Schließlich hätte ich noch gern gehört, wie die Meerut Graduates' Association, der ausschließlich akademisch Gebildete angehören, die Wohlfahrt der Stadt fördern könnte. Er antwortete mit einem einzigen Wort: „*Scavenger*"[22]) und fügte bei: „Ich möchte dieses Wort in seinem umfassendsten Sinne verstanden wissen. Wenn sich die Mitglieder dazu entschließen könnten, uns behilflich zu sein, die Stadt zu säubern, im buchstäblichen und übertragenen Sinn, so würden sie ein großes Werk vollbringen."

25. Februar 1920

Die hindu-mohammedanische Einigung

Mr. Candler hielt mir vor einiger Zeit in einem vorgeblichen Interview vor, ich müsse, wolle ich in meinem Bekenntnis zur hindu-mohammedanischen Einigung ehrlich sein, mit einem Mohammedaner essen und trinken und meine Tochter einem Mohammedaner zur Frau geben. Die Frage wurde in anderer Form von einigen Freunden neuerdings an mich gerichtet: Erfordert die hindu-mohammedanische Einigung, daß Hindu und Mohammedaner miteinander essen und unter sich heiraten sollen? Wenn dies der Fall, erklärten die Fragesteller, könnte eine wirkliche Einigung nie stattfinden, da tausende von Sanatanis[23]) sich niemals mit dem Gedanken anfreunden würden, mit

Mohammedanern zu essen und noch viel weniger, Mohammedanerinnen zu heiraten.

Ich gehöre nicht zu denen, die die Kasten als eine schädliche Einrichtung ansehen. Ursprünglich waren sie eine gesunde Sitte und förderten die Wohlfahrt des Volkes. Nach meiner Überzeugung ist die Ansicht, das Gedeihen der Nation erfordere es, daß die Angehörigen der verschiedenen Religionen miteinander essen und untereinander heiraten, ein Aberglaube, der uns aus Europa gekommen. Essen ist genau so ein natürlicher Vorgang wie andere körperliche Notwendigkeiten des Lebens. Und hätte die Menschheit — sehr zu ihrem Schaden — aus dem Essen nicht einen Fetisch gemacht, würden wir diese körperliche Funktion genau so im Geheimen erledigen wie andere. Tatsächlich erscheint denn auch der höchsten Kultur des Hinduismus das Essen in diesem Lichte, und noch leben Tausende von Hindu, die sich scheuen, ihre Nahrung in Gegenwart anderer zu sich zu nehmen. Ich könnte die Namen mehrerer hochgebildeter Männer und Frauen aufzählen, die stets in völliger Zurückgezogenheit essen, die aber noch nie gegen jemand etwas hatten und mit jedermann auf freundschaftlichem Fuße stehen.

Die Mischehe ist eine weitaus schwierigere Frage. Wenn ich aber daran denke, wie Brüder und Schwestern freundlich miteinander leben können, ohne je ans Heiraten unter sich zu denken, sehe ich nicht ein, warum meine Tochter einen Mohammedaner nicht als Bruder ansehen sollte und umgekehrt. Ich habe sehr strenge Ansichten über Religion und Ehe. Je mehr wir unsere Gelüste — betreffen sie nun das Essen oder das Heiraten — im Zaume halten, um so besser werden wir in religiöser Beziehung. Ich würde daran verzweifeln, je freundschaftliche Beziehungen zu den Menschen zu unterhalten,

wenn ich jedem jungen Mann das Recht einräumen müßte, um die Hand meiner Tochter anzuhalten, oder es als nötig ansehen, daß ich mich mit jedermann zu Tische setze. Nie habe ich mich auch nur mit einem einzigen Mohammedaner oder Christen gezankt und doch habe ich jahrelang in mohammedanischen oder christlichen Häusern nichts als Früchte angenommen. Sehr wahrscheinlich würde ich es auch ablehnen, gekochte Speisen mit meinem Sohn vom selben Teller zu essen oder Wasser zu trinken aus dem Becher, den er mit den Lippen berührt und der nachher nicht gereinigt worden. Die Zurückhaltung aber oder die Ausschließlichkeit, die ich in solchen Dingen übe, hat meine herzlichsten Beziehungen zu Mohammedanern oder Christen oder zu meinem Sohne nie zu beeinträchtigen vermocht.

Andererseits aber haben gemeinsame Mahlzeiten oder Mischehen noch nie Uneinigkeit, Streit und Schlimmeres verhindert. Die Pandavas und Kauravas[24]) machten sich kein Gewissen daraus, einander an die Gurgel zu fahren, obwohl sie miteinander aßen und untereinander heirateten. Auch die Feindschaft zwischen Engländern und Deutschen ist noch nicht ausgestorben.

Mischehe und gemeinsamer Tisch sind nicht notwendige Elemente der Freundschaft und Einigkeit, wenn sie oft auch ein äußeres Zeichen dafür sind. Das Beharren auf dem einen oder andern kann aber leicht ein Hindernis bilden für die hindu-mohammedanische Einigung — und ist es gegenwärtig schon. Wenn wir uns einreden, daß die Hindu und die Mohammedaner so lange nicht eins werden können, als sie nicht miteinander essen oder untereinander Ehen eingehen, richten wir eine Scheidewand zwischen beiden auf, die fast nicht mehr zu beseitigen ist. Und es würde die wachsende Einigkeit

zwischen Hindu und Mohammedanern ernstlich stören, wenn etwa die jungen Mohammedaner es für erlaubt ansehen würden, den Hindumädchen den Hof zu machen. Schon auf den bloßen Verdacht hin würden die Hindueltern den Mohammedanern nicht mehr gestatten, ihre Wohnungen zu betreten, was schon da und dort gebräuchlich geworden. Nach meiner Ansicht müssen sich die jungen Männer unter den Hindu und Mohammedanern dieser Grenze bewußt werden.

Ich erachte es für völlig ausgeschlossen, daß Hindu und Mohammedaner untereinander heiraten können, ohne ihre religiösen Vorschriften zu verletzen. Die wahre Schönheit der hindu-mohammedanischen Einigung aber liegt gerade darin, daß sie einander treu bleiben, auch wenn jeder seiner Religion treu bleibt. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß Hindu und Mohammedaner, auch nicht die strenggläubigen, sich noch länger als Erbfeinde betrachten können, wie sie es bisher getan haben.

Worin besteht denn diese hindu-mohammedanische Einigung und wie kann sie am tatkräftigsten gefördert werden? Die Antwort ist einfach. Sie besteht darin, daß wir einen gemeinsamen Zweck haben, ein gemeinsames Ziel und gemeinsames Leid. Und sie kann dadurch am tatkräftigsten gefördert werden, daß wir auf ein gemeinsames Ziel hin zusammenarbeiten, daß jeder am Leid des andern teilnimmt und daß wir gegenseitige Duldung üben. Und wir haben ein gemeinsames Ziel: wir wollen, daß unser großes Vaterland noch größer werde und sich selbst regiere. Wir haben auch genug Leiden zu ertragen. Und da nun heute die Mohammedaner so tief berührt werden von der Kalifatfrage — und ihre Sache ist gerecht — bietet sich den Hindu eine wundervolle Gelegenheit, sich die Freundschaft der Mohammedaner zu

gewinnen: indem sie deren Wünsche aus vollem Herzen unterstützen. Weder das Trinken aus dem gleichen Glase noch das Essen aus dem gleichen Teller kann die beiden Völker so nah verbinden wie dieser Beistand in der Kalifatfrage.

Gegenseitige Duldung aber ist eine Notwendigkeit für alle Zeiten und alle Rassen. Wir können unmöglich in Frieden leben, wenn die Hindu die mohammedanische Form der Anbetung Gottes und ihre Übungen nicht dulden wollen, oder wenn die Mohammedaner sich ereifern über die Bilderverehrung und den Kultus des Rindes bei den Hindu. Duldung erfordert nicht, daß ich das, was ich dulde, auch billige. Alkohol-, Fleisch- und Tabakgenuß mißfallen mir im höchsten Grad, und doch dulde ich das alles bei den Hindu, den Mohammedanern und Christen, wie ich von ihnen auch erwarte, daß sie meine Enthaltsamkeit in diesen Dingen dulden, auch wenn sie ihnen mißfällt. Aller Streit zwischen Mohammedanern und Hindu kommt daher, daß einer den andern durch *Gewalt* zu seiner Ansicht bekehren will.

25. Februar 1920

Die Appellation der Verurteilten von Amritsar

So wäre also die Appellation[25]) abgewiesen worden, obgleich sich die tüchtigsten Juristen ihrer angenommen hatten. Der Staatsrat hat damit ein ungesetzliches Verfahren bestätigt. Ich muß gestehen, daß mich das Urteil nicht überrascht, obwohl die Bemerkungen der Richter zur Verteidigungsrede von Sir John Simon ein günstiges Urteil erwarten ließen. Nach meiner Ansicht — die sich auf das Studium politischer Prozesse gründet — sind die

Urteile, sogar der höchsten Gerichtshöfe, nicht unbeeinflußt von subtilen politischen Erwägungen. Die ausgeklügeltsten Vorsichtsmaßnahmen, eine rein juristische Gesinnung zu erzeugen, müssen in kritischen Augenblicken versagen. Auch der Staatsrat kann nicht frei sein von den Beschränkungen aller menschlichen Einrichtungen, die nur für normale Umstände genügen. Eine Entscheidung, die für das Volk günstig gewesen wäre, hätte die indische Regierung in schweren Mißkredit gebracht, und es hätte eines Menschenalters ernster Anstrengungen bedurft, ihn zu überwinden.

Die politische Bedeutung der Verwerfung erhellt aus den Meldungen, daß in Lahore, sobald die Nachricht eintraf, alle Vorbereitungen für einen würdigen Empfang Lala Lajpatrais[26]) augenblicklich widerrufen wurden, und daß die Hauptstadt des Pandschab tiefe Trauer angelegt hat. Durch dieses Urteil also hat sich die Regierung in noch schwereren Mißkredit gebracht, denn im Volke wird es nun zu Recht oder Unrecht heißen, daß es unter britischer Herrschaft keine Gerechtigkeit gebe, wenn wichtige politische Fragen oder Fragen der Rasse im Spiele sind.

Es gibt nur einen Weg, die Katastrophe zu vermeiden. Die menschliche Seele im allgemeinen und besonders die indische Seele ist empfänglich für Großmut. Ich hoffe, daß auch ohne Nötigung durch Agitation und Petitionen die Regierung des Pandschab oder die Zentralregierung die Todesurteile sofort aufheben und — wenn irgend möglich — gleichzeitig die Appellanten in Freiheit setzen werde.

Zwei Überlegungen erfordern dies und beide sind gleich wichtig. Die erste bezieht sich auf Wiederherstellung des allgemeinen Vertrauens, von der ich schon gesprochen habe. Die zweite auf die buchstäbliche Erfüllung der

königlichen Proklamation. Dieses wichtige politische Manifest befiehlt die Freilassung derjenigen politischen Gefangenen, die nachher keine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bedeuten. Niemand aber wird behaupten wollen, daß die einundzwanzig Appellanten nach ihrer Freilassung in irgendeiner Weise eine Gefahr für die Gesellschaft bilden werden. Sie haben sich vorher nie irgendein Verbrechen zuschulden kommen lassen. Die meisten von ihnen gelten als achtbare ruhige Bürger. Sie gehören zu keiner revolutionären Gesellschaft. Wenn sie überhaupt ein Verbrechen begingen, so begingen sie es lediglich im Affekt und weil sie sich schwer herausgefordert fühlten. Die Öffentlichkeit ist überdies der Meinung, daß sich die Mehrzahl der Urteilsbegründungen der Standgerichte nicht auf einwandfreie Beweise stützen. Ich hoffe deshalb, daß die Regierung, die insofern recht gehandelt, als sie selbst solche politische Gefangene freigelassen, die auf frischer Tat ertappt worden, nicht zögern werde, die Appellanten frei zu geben und so die Zuneigung des Volkes wieder zu gewinnen. Es wäre eine Tat des Großmutes im Augenblick des Sieges, was von allen die wirksamste ist. Denn in der öffentlichen Meinung wurde die Abweisung der Berufung als Sieg der Regierung betrachtet.

Meine Freunde im Pandschab möchte ich ermahnen, den Mut nicht sinken zu lassen. Wir müssen uns in Ruhe auf das Schlimmste gefaßt machen. Warum sollten die Verurteilten der Strafe entgehen, wenn die Urteile begründet und sie also des Mordes oder der Anstiftung zum Morde wirklich überführt sind? Warum sollten wir dem Schicksal derer entgehen, die nach dem Höheren streben, wenn sie die Verbrechen nicht begangen haben, wie wir das wenigstens von den meisten annehmen? Warum sollten wir das Opfer fürchten, wenn es uns

hinanführt? Kein Volk ist noch ohne Opfer vorwärts gekommen. Da aber kann nicht von Opfer gesprochen werden, wo ein Verbrechen vorliegt, immer nur da, wo Unschuld sich hingibt. 3. März 1920

Die Non-Violenz

Wer „non-violent“ sein will, darf dem nicht zürnen, der ihn beleidigt. Darf ihm nichts Böses wünschen. Muß ihm Gutes wünschen. Darf ihm nicht fluchen. Darf ihm keinerlei körperliche Verletzung zufügen. Muß jede Bosheit ruhig hinnehmen, die sein Verfolger gegen ihn anwendet. So bedeutet Non-Violenz völlige Harmlosigkeit. Völlige Non-Violenz ist völlige Abwesenheit von Übelwollen gegen alles, was lebt. Sie umfaßt auch das untermenschliche Leben und schließt schädliche Insekten und wilde Tiere nicht aus. Sie sind nicht geschaffen worden, um unsere Zerstörungswut zu nähren. Wenn wir die Absichten unseres Schöpfers kennten, würden wir ihnen innerhalb seiner Schöpfung die richtige Stelle anweisen. Non-Violenz ist also in ihrer Anwendung Wohlwollen allem Leben gegenüber. Sie ist reine Liebe. Ich fand sie in den Schriften der Hindu, in der Bibel und im Koran.

Non-Violenz ist ein Zustand der Vollkommenheit. Sie ist ein Ziel, zu dem sich die Menschheit naturgemäß, wenn auch unbewußt, hinbewegt. Der Mensch wird nicht göttlich, wenn er dazu gelangt, Schuldlosigkeit zu verkörpern. Vielleicht wird er dann erst wahrhaft Mensch. So wie wir jetzt sind, sind wir zum Teil Mensch, zum Teil Tier, und in unserer Unwissenheit und Anmaßung behaupten wir, den Zweck unserer Art treu zu erfüllen, wenn wir dem Schlag mit dem Gegenschlag antworten

und dazu den nötigen Zorn kochen lassen. Wir geben vor, zu glauben, daß Wiedervergeltung das Gesetz unseres Daseins ist, während wir doch in den heiligen Schriften finden, daß Wiedervergeltung nie vorgeschrieben, immer nur gestattet ist. Wiedervergeltung ist die Gesinnung, die peinliche Austragung des Falles verlangt. Selbstüberwindung ist vorgeschrieben. Selbstüberwindung ist das Gesetz unseres Daseins. Höchste Vollkommenheit ist nicht zu erreichen ohne höchste Selbstüberwindung. Leiden wird also zum Wahrzeichen des menschlichen Geschlechts.

Und immer weicht das Ziel vor uns zurück. Je größer der Fortschritt, um so größer die Erkenntnis unseres Unwertes. Die Genugtuung liegt im Streben, nicht im Erreichen. Höchstes Streben ist höchster Sieg.

Und wenn ich auch besser denn je erkenne, wie fern ich dem Ziele noch bin, bleibt doch das Gesetz vollkommener Liebe für mich das Gesetz meines Daseins. Und jeder Fehltritt soll mein Streben stärker anspornen.

Dieses höchste Gesetz verkündige ich aber *nicht* durch das Sprachrohr des Kongresses oder der Kalifats-Organisation. Ich kenne meine Grenzen nur zu gut. Ich weiß, daß jeder solche Versuch zum vornherein zum Scheitern verurteilt wäre. Wer erwarten wollte, daß eine Vielheit von Männern und Frauen dies Gesetz sogleich befolge, würde dessen Wirken nicht erkennen. Doch verkündige ich durch den Kongreß die Folgerungen aus dem Gesetze. Was der Kongreß und die Kalifat-Organisation angenommen, ist nur ein Bruchstück dieser Folgerungen. Gute Mitarbeiter vorausgesetzt, kann die Anwendung in solch beschränktem Maß auch von einer großen Menge in kurzer Zeit verstanden und befolgt werden. Soll es sich bewähren, muß auch diese begrenzte Verwirklichung

den gleichen Prüfungen standhalten wie das Ganze. Ein Tropfen Wasser muß bei der Analyse den gleichen Befund ergeben wie das ganze Meer. Die Art meiner Non-Violenz gegenüber meinem Nächsten kann nicht anderer Art sein als meine Non-Violenz dem All gegenüber. Wenn ich meine Liebe zu dem Nächsten ausdehne auf das All, muß sie immer noch derselben Prüfung standhalten.

Zur Politik wird eine bestimmte Anwendung dieses Gesetzes, wenn sie in Zeit und Raum verwirklicht wird. Höchste Politik wäre also vollkommenste Verwirklichung. Ehrenhaftigkeit als praktische Politik ist während ihrer Dauer in nichts unterschieden von Ehrenhaftigkeit als innerer Überzeugung. Ein Kaufmann, der aus praktisch-politischen Erwägungen an der Ehrenhaftigkeit festhält, wird das gleiche Maß und die gleiche Qualität zum gleichen Preis verkaufen wie der Kaufmann, dem Ehrenhaftigkeit Herzenssache ist. Der Unterschied zwischen beiden ist der, daß der Kaufmann, der aus Politik ehrlich ist, seine Ehrenhaftigkeit aufgibt, sobald sie ihm nichts einbringt, während der Überzeugte dabei beharrt, auch wenn er alles verliert.

Die politische Non-Violenz des Anhängers der Non-Kooperation besteht in den meisten Fällen diese Probe nicht. Das bedingt eine Verlängerung des Kampfes. Niemand soll die unnachgiebige Natur des Engländers dafür verantwortlich machen. Das härteste Eisen muß in der Flamme der Liebe schmelzen. Niemand wird mich von dieser Überzeugung abbringen, denn die Erfahrung hat sie mich gelehrt. Wenn sich die britische oder eine andere Eigenart nicht erweichen läßt, so ist eben das Feuer nicht heiß genug, wenn überhaupt eines da ist. Unsere Non-Violenz verlangt nicht Stärke, aber sie ver-

langt unbedingte Wahrhaftigkeit. Nicht einmal in Gedanken dürfen wir den Engländern oder unsern der Non-Kooperation fernbleibenden Landsleuten ein Leid zufügen, wenn und solange wir behaupten „non-violent“ zu sein. Aber die meisten von uns haben solche Gedanken gehegt, doch sind wir davor zurückgescheut, sie in Tat umzusetzen, weil wir uns zu schwach fühlten oder weil wir in unserer Unwissenheit glaubten, daß der bloße Verzicht auf äußere Gewalttat schon die rechte Erfüllung unserer Verpflichtung ausmache. Unser Bekenntnis zur Non-Violenz schließt auch die Möglichkeit späterer Vergeltung aus. Einzelne unter uns scheinen unglücklicherweise die Rache nur aufgeschoben zu haben.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich behaupte nicht, daß die Politik der Non-Violenz die Möglichkeit späterer Vergeltung ausschließt, wenn diese Politik einmal aufgegeben wird. Aber mit aller Entschiedenheit schließt sie jede Möglichkeit von Rache aus nach erfolgreicher Beendigung des Kampfes. Während wir also diese Politik verfolgen, sind wir gebunden uns der englischen Verwaltung und ihren Anhängern gegenüber wahrhaft freundlich zu erweisen. Ich schämte mich, als mir gesagt wurde, daß in manchen Teilen Indiens die Engländer und ihre Anhänger ihres Lebens nicht sicher waren. Die höchst unerfreulichen Szenen, die sich unlängst in Madras bei einer Versammlung ereigneten, waren völlige Verleugnung der Non-Violenz. Die Leute, welche den Versammlungsleiter niederschrien, weil sie annahmen, er habe mich beleidigt, zogen sich und ihre Sache damit in den Schmutz. Und haben ihren Freund und Helfer, Mr. Andrews, auf das tiefste verletzt. War der Versammlungsleiter einmal der Meinung, ich sei ein Schurke, so war er durchaus berechtigt, das auszusprechen. Unwissen-

heit ist keine Herausforderung. Aber auch mit der schwersten Beleidigung muß sich der Jünger der Non-Kooperation still abfinden. Eine Beleidigung und Herausforderung würde es sein, wenn *ich* wie ein Schurke handelte. Das würde jeden Anhänger der Non-Kooperation seiner Verpflichtung entbinden und ihm das Recht geben, mich zu töten, weil ich ihn in die Irre geführt hätte.

Es mag sein, daß die Pflege selbst einer solchermaßen beschränkten Non-Violenz im allgemeinen unmöglich ist. Es mag sein, daß wir von den Menschen nicht verlangen dürfen, dem Gegner, wo sie ihm nichts Böses tun, nicht einmal etwas Böses zu *wünschen*. Dann müssen wir aber um der Ehrlichkeit willen deutlich auf die Bezeichnung „Non-Violenz" für unsere Kampfesweise verzichten. Das heißt nicht, daß man sofort zur Gewalt übergehe. Doch braucht das Volk sich dann nicht länger einer Selbstdisziplin im Sinne der Non-Violenz zu unterziehen. Und ein Mensch wie ich wird sich dann nicht veranlaßt fühlen, die Verantwortlichkeit für Vorgänge wie die in Chauri Chaura auf sich zu nehmen. Eine Anhängerschaft der begrenzten Non-Violenz wird dann noch im Verborgenen weiterbestehen, aber ohne die furchtbare Last der Verantwortlichkeit, die diese Anhängerschaft heute trägt.

Wenn aber Non-Violenz weiter die Politik der Nation bleiben soll, so ist es um ihres hohen Namens und um der Menschen Würde willen unsere Pflicht, sie dem Buchstaben und dem Geiste nach auszuführen.

Und wenn wir beabsichtigen, diese Politik durchzuführen, wenn wir an diese Politik glauben, müssen wir ohne Säumen mit den Engländern und ihren Anhängern übereinzukommen suchen. Wir müssen von ihnen das Zeugnis erhalten können, daß sie sich in unserer Mitte

völlig sicher fühlen, und daß sie uns als Freunde betrachten können, obgleich wir einer ganz andern Welt der Gedanken und der Politik angehören. Wir müssen sie bei unsern politischen Aussprachen als willkommene Gäste ehren. Wir müssen auf neutralem Boden als Kameraden mit ihnen zusammentreffen. Und müssen Gelegenheiten dafür schaffen. Unsere Non-Violenz soll weder Violenz, noch Haß, noch Übelwollen hervorrufen. Wie alle Sterblichen müssen wir gewärtigen, nach unsern Werken beurteilt zu werden. Ein auf Non-Violenz aufgebautes Programm zur Erlangung des Homerule setzt die Fähigkeit voraus, unsere Sache im Sinne der Non-Violenz zu leiten. Das wieder bedeutet Einprägung eines Geistes des Gehorsams. Churchill, der nur den Geist der Gewalt kennt, hat ganz recht mit der Behauptung, daß das irische Problem von dem indischen verschieden ist. Damit will er nichts anderes sagen, als daß die Irländer, da sie ihr Homerule durch Gewalt erobert, auch imstande sein werden, es, wenn nötig, durch Gewalt zu verteidigen. Indien aber muß, wenn es Homerule wirklich durch Non-Violenz erreicht, fähig sein, es im wesentlichen durch non-violente Mittel zu bewahren. Das nun kann Churchill nicht für möglich halten, ehe Indien nicht seine Fähigkeit durch überzeugende Verwirklichung des Prinzips erwiesen hat. Solch eine Verwirklichung wird indessen erst möglich, wenn Non-Violenz das Volk durchdrungen, so daß es in seinem *Leben als Gesamtheit*, also in seinem politischen Leben, der Non-Violenz entspricht, mit andern Worten, daß die zivilen Behörden über die militärischen die Oberhand gewinnen.

Homerule durch die Mittel der Non-Violenz bedeutet also nicht ein Mittelding zwischen Chaos und Anarchie. Homerule durch Non-Violenz muß vielmehr eine schritt-

weise, friedliche Revolution sein, wo der Übergang der Macht von einer geschlossenen Körperschaft auf die Vertreter des Volkes sich so natürlich vollzieht, wie das Fallen einer reifen Frucht von einem gesunden Baum. Ich wiederhole, daß es vielleicht gar nicht möglich ist, solches zu erreichen. Doch weiß ich, daß nichts Geringeres als dies die Forderung der Non-Violenz ist. Und wenn die heutigen Vertreter des Gedankens nicht an die Möglichkeit glauben, eine solche im ganzen non-violente Stimmung zu schaffen, so müssen sie das Programm der Non-Violenz aufgeben und ein anderes aufstellen, das gänzlich von ihm verschieden. Wenn wir aber mit dem heimlichen Vorbehalt an unser Programm herantreten, daß wir letzten Endes den Engländern die Macht doch durch die Gewalt der Waffen entreißen werden, verleugnen wir unser Bekenntnis zur Non-Violenz. Glauben wir aber an unser Programm, so sind wir auch gebunden zu glauben, daß das englische Volk so gut wie der Gewalt der Waffen auch der Macht der Liebe zugänglich ist. Diejenigen aber, die den Glauben nicht aufbringen können, mögen an der Forderung der gesetzgebenden Räte zur Einsicht kommen: entweder nehmen wir für eine Reihe von Generationen Demütigungen auf uns oder dann eine kurze doch blutige Revolution, wie die Welt deren noch keine gesehen. Ich habe kein Verlangen, mich an einer solchen Revolution zu beteiligen. Ich möchte ihr auch in keiner Weise Vorschub leisten. Wir haben nach meiner Ansicht die Wahl zwischen aufrichtiger, vorbehaltloser Non-Violenz verbunden mit Non-Kooperation als ihrer notwendigen Ergänzung, oder Umkehr zur bedingten Kooperation nach Maßgabe der Verhältnisse, d. h. Kooperation, die im Notfall in Obstruktion umschlagen kann.

9. März 1920

Anhang

Gandhi wird nie müde, zu betonen, daß Zuflucht zur Violenz durch keine Herausforderung gerechtfertigt werden könne. Nachfolgende Ausführung erschien in *Young India* vom 1. Dezember 1921:

Hütet euch vor Gerüchten. Eine der vielen Lehren, die man aus den Ereignissen ziehen kann, ist die, Gerüchten niemals Glauben zu schenken. In Anwendung dieser Lehre sollten wir in jeden Stadtteil oder in jede größere Straße einen Beamten des Kongresses oder der Kalifat-Organisation abordnen, damit die Leute sich bei ihm über die Wahrheit umlaufender Gerüchte erkundigen können. Wenn wir allzusammen als *ein* Mann mit *einem Gehirn* handeln sollen — und wir müssen es, wollen wir unser Ziel erreichen — so müssen wir dahin kommen, nie ohne vorherige Überlegung und auf bloße Gerüchte hin, vorzugehen. Drei Viertel der Panik waren durch böswillige Gerüchte hervorgerufen worden. Was hat das zu bedeuten, wenn das Volk von zerstörten Tempeln hört oder von hervorragenden Führern, die beleidigt oder getötet worden seien? Es darf nie ohne Befehl handeln. Geht etwa der einzelne Soldat nach eigenem Ermessen vor, wenn er vernimmt, daß ein General getötet oder eine Moschee oder ein Tempel geschändet worden? Täte er das, so gefährdete er seine Sache und müßte erschossen werden. Noch viel nötiger ist es für uns, geschlossen vorzugehen, da wir doch überzeugte Kämpfer für den Frieden sein wollen, die sich besser in Zucht halten können als bewaffnete Krieger, und die nicht nur eine einzelne Schlacht zu gewinnen haben, sondern die Freiheit für unser Land und unsere Religionen.

Schwierigkeiten unseres Weges. Wir dürfen unser Bekenntnis zur Non-Violenz und zur Wahrheit nicht mißbrauchen, um unsere Violenz oder Übertreibung, wenn nicht geradezu Unwahrhaftigkeit zu bemänteln. Wir dürfen auch nicht aus der Fassung geraten, wenn unsere besten Freunde ins Gefängnis wandern. Ich bleibe bei meiner Überzeugung, die ich schon so oft ausgesprochen, daß Pandit[27]) Sundarlal und Pandit Makhanlal der Gesamtheit besser dienen, nun sie um ihrer Überzeugung willen im Gefängnis sind, als wenn sie frei wären. Wer hier anders denkt, hat nach meiner Auffassung die treibende Kraft der Non-Kooperation nicht erfaßt. Denn die Triebkraft, die hinter dieser großen Bewegung steht, ist nicht die laute Propaganda, sondern die stumme Propaganda, diejenige, die ausgeübt wird durch die Leiden der unschuldigen Opfer einer wahnsinnigen Regierung. 13. Juli 1921

Ein bezeichnender Vorfall. Maulana Azad Sobani, einer der erfolgreichsten Vorkämpfer für Swadeshi, hat mir eine packende Geschichte

erzählt von der Selbstbeherrschung und Tapferkeit der Ägypter. Eines Tages umzingelten Soldaten eine Moschee in Ägypten, um eine nationalistische Versammlung aufzuheben, die im Innern stattfand. Die Teilnehmer lauschten der Rede eines jungen Mannes. Da er nicht davon abzubringen war, wurde er erschossen. Die Zuhörer blieben ruhig. Ein anderer junger Mann nahm die Rede auf und wurde erschossen, während er darin fortfuhr. So wurden hintereinander sieben Jünglinge erschossen, bis die Rede fertig war. Die Zuhörerschaft aber verhielt sich während dieser Hinopferung völlig ruhig . . . Die Ägypter bekennen sich nicht zur Non-Violenz. Aber sie sind tüchtige Soldaten. Sie wollten nicht, daß die Moschee zusammengeschossen würde, noch wollten sie, daß sich die Versammlung hinreißen lasse zu einem vergeblichen Versuch, sich zu rächen. Das aber wollten sie zeigen, daß sie sich nicht bange machen ließen, und daß kein Machtwort ihren Hochsinn beugen könne. Und so wurde die Rede zu Ende gehalten, als ob nichts geschehen wäre. Leben und Tod wurden für die Versammlung ein und dasselbe. Die Lehre aus dieser Begebenheit ist sinnfällig. Wir, die wir uns zur Non-Violenz bekennen, wollen das Beispiel der sieben jungen Ägypter und ihrer Zuhörer befolgen. Wir müssen uns den Mut erringen, in Verfolgung unseres Zieles dem Tod ins Auge zu schauen, ohne auch nur zu wünschen, selber zu töten. 6. Oktober 1921

Der 6. und der 13. April

Unvergeßlich sind für uns die Tage des 6. April[28]), an dem Indien zu neuem Leben erwachte, und des 13., an dem unschuldiges Blut vergossen wurde, das den Pandschab zu einem Wallfahrtsort für ganz Indien geweiht.

Am 6. April leuchtete Satyagraha auf über dem Lande. *Zivil-Desobedienz* mag man teilweise ablehnen, niemals aber können die Grundlehren der Wahrheit und der Liebe abgelehnt werden. Durch *Satya* verbunden mit *Ahimsa*[29]) läßt sich die Welt erobern. Satyagraha bedeutet eigentlich nichts anderes als Einführung von Wahrheit und Sanftmut ins politische, d. h. nationale Leben. Ob man sich nun zu Satyagraha förmlich verpflichte oder nicht, Tatsache ist, daß die Massen bereits erfaßt worden

sind vom Satyagraha-Geist. Jedenfalls habe ich bei meiner Reise durch den Pandschab das an Tausenden von Pandschabiten erfahren.

Am 6. April wurde auch der endgültige Entwurf für die hindu-mohammedanische Einigung und für Swadeshi festgelegt.

Der 6. April überwand den Geist, der die Rowlatt-Akte hervorgebracht und machte diese zum toten Buchstaben.

Am 13. April ereignete sich die schreckliche Tragödie, bei der das Blut der Hindu und der Mohammedaner zu einem Strom zusammenfloß, der das Bündnis zwischen den beiden besiegelte.

Wie sollen diese beiden Geschehnisse, die für die Nation von so großer Bedeutung sind, gefeiert werden?

Ich möchte vorschlagen, daß diejenigen, die es auf sich nehmen wollen, am kommenden 6. April fasten (d. h. sich während 24 Stunden jeder Nahrung enthalten) und beten, und daß über ganz Indien hin um 7 Uhr abends öffentliche Versammlungen stattfinden sollen, wo für die Widerrufung der *Rowlatt-Akte*[29]) gebetet und der Überzeugung der Nation Ausdruck verliehen werden soll, daß kein Friede sein könne im Lande, bis das geschehen. Es genügt nicht, daß die Akte toter Buchstabe bleibe. Entweder ist sie eine Schande oder sie ist keine. Wird sie noch vor Einführung der Reformen zurückgenommen, so kann das als Zeichen des guten Willens von seiten der Regierung gelten.

Die ganze Woche, die mit dem 6. April beginnt, sollte einem Werke gewidmet werden, das mit der Tragödie des 13. zusammenhängt. Ich möchte deshalb weiter vorschlagen, während dieser Woche Geld zu sammeln für die Jallianwala-Bagh-Gedächtnisstiftung, indem ich

daran erinnere, daß ein Betrag von einer Million Rupien zusammenkommen muß. Jedes Dorf und jede Stadt möge ihre eigene Sammelordnung aufstellen, durch die Betrug und Unterschlagung ausgeschlossen werden. Die Sammlung soll am Abend des 12. April beendet sein.

Dann aber der 13.! Dieser Tag der Tage sollte dem Fasten und Gebet gewidmet sein und frei von allem Übelwollen und Zorn. Wir wollen das Gedächtnis der unschuldigen Opfer feiern. Nicht aber wollen wir an die Ruchlosigkeit der Tat erinnern. Die Nation wird groß sein in ihrer Opferbereitschaft, nicht aber in Rachegedanken. Man soll an diesem Tage sich auch der Massenausschreitungen erinnern und Reue darüber empfinden. Und dann beschließen wir die Woche durch Versammlungen in ganz Indien, bei denen Resolutionen gefaßt werden, die die englische und indische Regierung auffordern, wirksame Maßregeln zu treffen, um eine Wiederholung der tragischen Vorgänge zu verunmöglichen*).

Weiter möchte ich jedem ans Herz legen, daß er sich während dieser Woche aus bester Kraft bemühe, in seiner eigenen Person die Grundsätze des Satyagraha, der hindu-mohammedanischen Einigung und des Swadeshi vollkommener denn je zu verwirklichen. Um die hindu-mohammedanische Einigung recht augenfällig zu machen, möchte ich gemeinsame Zusammenkünfte anregen für Freitag, den 12. April abends 7 Uhr, die darauf dringen, daß die Kalifatsfrage in Übereinstimmung mit den berechtigten Wünschen der Mohammedaner geregelt werde.

Auf diese Weise sollte die Nationalwoche zu einer Woche der Läuterung, der Gewissensprüfung, der Aufopferung, der Selbstbeherrschung und des Ausdruckes jener Gefühle werden, die allen teuer sind. Keine Spur

*) S. den Anhang dieses Aufsatzes.

von Bitterkeit sollte zu finden sein, kein hartes Wort, nichts als vollkommene Furchtlosigkeit und Festigkeit.

Sollte nicht am 6. und am 13. ein *Hartal* abgehalten werden? Meine Antwort ist ein entschiedenes Nein. Diese Woche ist eine Zeit des Satyagraha für die, die an Wahrheit und Non-Violenz glauben. Das Hartal vom 6. April vorigen Jahres war ein Satyagraha-Hartal nur in dem Sinne, daß es Satyagraha einleitete. Im übrigen aber war es — obgleich spontan — nicht völlig frei von ungehörigem Zwang, der im Laufe des Tages da und dort ausgeübt wurde, indem die Leute aufgefordert wurden, keine Wagen zu benützen usf. Ich möchte deshalb für diesen Tag der Selbstzucht und der Buße von einem Hartal abraten. Überdies soll die Wirkung des Hartal durch allzuhäufigen Gebrauch nicht abgestumpft werden. Es bleibe seltenen Gelegenheiten vorbehalten.

Ich hoffe zuversichtlich, daß alle Parteien und alle Klassen einen Weg finden werden, um ihren vollen Teil zu tragen an allen Pflichten der nationalen Woche und sie dadurch zu einem Ereignis zu gestalten, das den wirklichen und entscheidenden Fortschritt im Erwachen des Volkes herbeiführt. 10. März 1920

Anhang

Sir Rabindranaths Botschaft

Die dritte und letzte in der Reihe der öffentlichen Versammlungen zur Feier der nationalen Woche wurde am 13. April unter der Leitung von M. H. Jinnah auf dem freien Platz in der Nähe der Französischen Brücke in Bombay abgehalten. Gemeinsame Einberufer und Veranstalter der Versammlung waren die Ortsgruppen der Homerule-Liga und der Nationalen Union in Bombay.

Der Vorsitzende, der bei der Eröffnung verkündete, daß Sir Rabindranath Tagore zwar am Erscheinen verhindert sei, aber eine Botschaft gesandt habe, bat C. F. Andrews, sie zu verlesen.

Mr. Andrews verlas darauf die folgende Botschaft:

„Ein schweres Verbrechen ist im Namen der Gerechtigkeit im Pandschab begangen worden. So schreckliche Ausbrüche des Bösen hinterlassen als ihr Vermächtnis den Zusammenbruch aller Ideale. Was im Jallianwala-Bagh geschah, war die grauenhafte Folge eines grauenhaften Krieges, der während vier Jahren Gottes Erde mit Feuer und Gift, Gift des Körpers und der Seele, besudelte. Die Ungeheuerlichkeit der Sünde, durch die die Menschheit auf dem blutgetränkten Leidenswege ihres Todeskampfes gehen mußte, hat in den Herzen der Mächtigen eine Fühllosigkeit bewirkt, die durch keine warme Regung von innen, durch keine Furcht vor Widerstand von außen gemildert wird. Die Feigheit der Mächtigen, die sich nicht schämten, Maschinen des Entsetzens gegen unbewaffnete und ungewarnte Landsleute loszulassen, die unter dem Schutz einer schamlosen Nachäffung von Gerechtigkeit ihren Mitmenschen unsagbare Erniedrigungen aufzwangen, ohne auch nur einen Augenblick dessen bewußt zu sein, daß sie damit auf die gemeinste Weise ihre eigene Menschlichkeit entwürdigen, diese Feigheit war nur dadurch möglich geworden, daß der vergangene Krieg dem Menschen stete Gelegenheit geboten, seine höhere Natur zu verleugnen und Wahrheitsliebe und Ehrgefühl in den Staub zu treten. Diese Zertrümmerung der Grundlage aller Gesittung wird fernerhin eine Reihe moralischer Erdbeben hervorbringen und die Menschheit wird sich auf weitere Leiden gefaßt machen müssen. Daß es lange brauchen wird, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt sein wird, läßt sich deutlich an der selbstmörderischen Rachegier, der Brutalität erkennen, die die Atmosphäre der Friedensverhandlungen als vorbedeutendes Wetterleuchten durchzuckt.

Aber wir haben keinen Teil an dieser Orgie der siegreichen Mächte, die die Welt um ihrer eigenen Zwecke willen in Stücke reißen. Uns berührt es zu wissen, daß sittliche Erniedrigungen nicht nur den Unterdrückten heimsuchen, sondern auch den Unterdrücker. Das feige Gesicht grausamer Ungerechtigkeit, die auf ihre Straflosigkeit pocht, ist schon widerwärtig und gemein genug, aber die Furcht und der ohnmächtige Zorn, die sie in den Herzen der Unterdrückten aufkeimen läßt, sind nicht weniger der Gegenstand unserer innersten Sorge. Brüder! wenn rohe Gewalt in ihrem anmaßenden Zutrauen zu sich selbst den Mannessinn zu vernichten sucht, dann kommt für den Menschen die Zeit, zu beweisen, daß seine Seele unbezwinglich ist. Wir lehnen es ab, uns zu fürchten und der moralischen Erniedrigung zu verfallen, indem wir in unsern Herzen giftige

Rachegedanken hegen. Der Tag ist nahe, der den Besiegten den Sieg verleiht auf dem Felde der Gerechtigkeit.

Wenn ein Bruder das Blut des andern vergießt und sich seiner Sünde noch rühmt und ihr einen hochtrabenden Namen gibt, wenn er versucht den Blutfleck am Boden zur Erinnerung seiner Zornestat frisch zu erhalten, dann birgt ihn Gott schamerfüllt unter seinem grünen Rasen und der süßen Reinheit seiner Blumen. Wir, die wir das gräßliche Gemetzel Unschuldiger in nächster Nähe mit angesehen haben, wollen solchem Tun Gottes folgen und die Bluttat der Bosheit mit unserm Gebete verdecken:

‚Rette auf ewig uns, Gott, Du Gewaltiger, nach deiner Gnade.‘

Denn die reine Gnade kommt von dem Allgewaltigen, der unsere Seele inmitten der Schrecken aus aller Furcht vor Leid und Tod retten und von Rachegier befreien kann, wenn sie schon durch Unbill erzeugt wurde, die wir erlitten. Laßt uns aus seiner Hand die Lehre hinnehmen, auch wenn die Wunde der Peinigung und der Bedrückung noch so schmerzlich brennt, daß alle Gemeinheit, Grausamkeit und Falschheit dem Dunkel der Vergessenheit anheimfällt und einzig das Wahre und Edle in Ewigkeit lebt. Sie, die es nicht anders wollen, mögen die Herzen ihrer Nachkommen mit Steinen beschweren, indem sie ihnen die Erinnerung an Ruchlosigkeit und ohnmächtige Wut hinterlassen, wir aber wollen den kommenden Geschlechtern nur das Gedächtnis dessen übergeben, was wir ehren können und dabei dankbar unserer Vorväter gedenken, die uns die Gestalt unseres Buddha hinterließen, der sich selbst überwand, Vergebung predigte und seine Liebe über alle Zeiten und Weiten verströmte.“

Am Schluß der Versammlung beantragte Gandhi folgende *Resolution:* „Die heutige Versammlung der Bürger von Bombay ist der Ansicht, daß zwar die Ausschreitungen des Pöbels zu Amritsar, obgleich sie erst nach schwerer Herausforderung begangen worden, abzuurteilen waren, daß aber die wohlüberlegte und kaltblütig im Jallianwala-Bagh durch General Dyer befohlene Hinmetzelung unschuldiger, unbewaffneter und auch sonst wehrloser Menschen ohne vorherige Warnung eine Tat beispielloser Unmenschlichkeit war. Die Versammlung erwartet, daß die indische und die englische Regierung Maßnahmen ergreifen werde zur Verhinderung einer Wiederholung solcher Grausamkeiten und ähnlicher, wie sie von verantwortlichen Offizieren im Pandschab während der Verhängung des Standrechtes begangen worden sind. Und hofft, daß die Vorschläge des vom Indischen National-Kongreß eingesetzten Ausschusses für den Pandschab in ihrem ganzen Umfang ausgeführt werden.“

Die Resolution wurde angenommen, wonach die Versammlung auseinanderging. 13. April 1920

Der inoffizielle Bericht über die Geschehnisse im Pandschab

Der sehnlich erwartete Bericht ist erschienen. Die Mitglieder des Untersuchungsausschusses können sich beglückwünschen zu der Gründlichkeit, mit der sie bei ihrer Arbeit vorgegangen und zu der Sachlichkeit, die sie bei ihrer heikeln Aufgabe stets haben walten lassen. Die gesellschaftliche Stellung der Mitglieder muß einem Berichte, der schon durch seinen Inhalt für sich spricht, noch besonderes Gewicht verleihen. Sie haben sich streng an das ihnen vorliegende Beweismaterial gehalten. Der Leser kann also bei gutem Willen den Wert der Schlußfolgerungen selbst prüfen. Die empfohlenen Maßnahmen sind weder zu weitgehend noch zu bescheiden. Die Kommission fordert energisch die Abberufung des Vizekönigs und die Dienstentlassung Sir Michael O'Dwyers, des Generals Dyer und anderer Offiziere. Das sind zwei Vorschläge, gegen die einige Einwendungen erhoben werden mögen. Aber die Kommission hat eine jede der Maßnahmen klar und bündig begründet. Und wenn die Glaubwürdigkeit der angeführten Tatsachen nicht angefochten wird, sind auch die daraus gefolgerten Notwendigkeiten unanfechtbar.

Daß wir auch mit dem Vorschlag auf Abberufung des Vizekönigs uns einverstanden erklären müssen, ist uns sehr schmerzlich. Wir halten Se. Exzellenz für einen hochgebildeten Engländer, der Indien wohlgesinnt ist und bestrebt, das Rechte zu tun. Das aber sind nicht die einzigen Eigenschaften, die das Amt eines Vizekönigs verlangt. Lord Chelmsford hat zweifellos Mangel an Anpassungsfähigkeit gezeigt. Er hat sein indisches Amt angetreten in der Gesinnung des Gouverneurs einer Kolonie

mit Selbstverwaltung. Ein solcher muß sich stets vom Rate seiner Minister bestimmen lassen und kann in politischer Beziehung nie die Initiative ergreifen. Wenn er sich überhaupt kolonialpolitischer Fragen annimmt, so tut er dies nicht offiziell, sondern unmerklich durch seine persönlichen Beziehungen und seinen gesellschaftlichen Verkehr. Er wirkt durch gelegentliche Anregungen, die er beiläufig äußert, ohne sie seinen Ministern aufdrängen zu wollen und sucht die öffentliche Meinung nicht durch Ausübung seiner Autorität zu beeinflussen, vielmehr dadurch, daß er sich in der Ausübung seiner gesellschaftlichen und halbpolitischen Verpflichtungen Freunde macht. Aber gerade diese für einen Kolonialgouverneur wünschenswerten Eigenschaften machen Lord Chelmsford für sein hiesiges Amt ungeeignet. Der Vizekönig von Indien verfügt über unumschränkte Gewalt, ist ein Selbstherrscher, beherrscht den Ministerrat. Eine bloße Anregung von ihm gilt soviel als ein Erlaß. Er ergreift die Initiative und bestimmt die Ziele. Er überwacht mit dem sehr fühlbaren Recht der Intervention die Verwaltung der Provinzen. Er muß daher ein starker Regent sein, der große Einfühlungsgabe besitzt und die Sympathie des Volkes genießt, was er, ohne Scheu, bei jeder Gelegenheit merken läßt. In all diesen Kardinaltugenden eines Vizekönigs hat Lord Chelmsford in kritischen Momenten versagt. Statt seine Amtsgenossen zu führen, ließ er sich von ihnen beherrschen und seine Provinzverweser tun, was sie wollten. Die Folge war größte Verschiedenheit des Vorgehens: Nachgeben und Entgegenkommen in Bombay selbst noch gegenüber einem herausfordernden Benehmen der Bevölkerung. Unterdrückung, Verfolgung und Unduldsamkeit ohne jeglichen Grund im Pandschab. Solche Gegensätze dürften nicht bestehen bei einer zen-

tralisierten Regierung, die zum Mittelpunkt ein Oberhaupt hat, das weiß, was es will und seinen Willen den Untergebenen aufzuzwingen vermag. Lord Chelmsford hat ganz offensichtlich versagt und deshalb hätten auch die Mitglieder des Untersuchungsausschusses versagt, wenn sie angesichts dieser Tatsache mit dem Rate gezögert hätten, Se. Exzellenz, den Vizekönig, abzuberufen.

Was die Ergebnisse der Untersuchung und die Folgerungen daraus anbelangt, so sind die Mitglieder des Ausschusses höchstens in der Mäßigung zu weit gegangen. Vielleicht aber ist es besser, die Öffentlichkeit diskutiere diese Ergebnisse und Folgerungen erst nach dem Bekanntwerden des amtlichen Berichtes. Soweit das von der nichtamtlichen Kommission gesammelte Beweismaterial in Frage kommt, hat man den Eindruck, daß ein anderes Ergebnis gar nicht möglich gewesen wäre. Denn wenn man das Material eingehend studiert, wird man feststellen müssen, daß die Kommission ernstlich bemüht war, sich aller Schlußfolgerungen zu enthalten, die nicht durch eine überwältigende Reihe von Tatsachen gestützt waren.

31. März 1920

Die Frage der Landessprachen

Einem jeden, der die Verhandlungen der letzten *Sahitya Sammelams* [30]) aufmerksam verfolgt hat, muß klar geworden sein, daß unsere nationale Erweckung nicht länger auf das Politische beschränkt bleibt. Der Enthusiasmus, der sich an diesen Versammlungen entfaltete, war das Zeichen einer glücklichen Wandlung. Wir räumen nun in unserm Denken der Sprachenfrage die ihr gebührende Stellung im nationalen Leben ein. Raja Ram Mohan

Roys[31]) Prophezeiung, daß Indien eines Tages ein englisch sprechendes Land sein werde, hat heute vieles für sich. Einzelne aber gibt es noch, die sich dadurch beunruhigt fühlen. Viele unserer hervorragenden Männer verallgemeinern allzuschnell zugunsten des Englischen als Nationalsprache, weil sie sich durch die Stellung des Englischen als Verkehrssprache zu sehr beeinflussen lassen. Sie übersehen dabei, daß die gegenwärtige Stellung des Englischen uns kein gutes Zeugnis ausstellt und der Entwicklung eines wahrhaft demokratischen Geistes nicht günstig ist. Daß Millionen von Menschen eine fremde Sprache lernen sollen mit Rücksicht auf wenige Hunderte von Beamten, ist der Gipfel allen Unsinns. Beispiele aus unserer Vergangenheit werden oft herbeigezogen, um darzutun, daß eine Gemeinsprache notwendig sei zur Stärkung einer Zentralregierung des Landes. Niemand bestreitet die Notwendigkeit einer Gemeinsprache. Englisch aber kann es nicht sein. Die Beamten müssen die Landessprachen anerkennen. Eine andere Überlegung, mit der wir an die Befürworter des Englischen appellieren möchten, betrifft Indiens Stellung innerhalb des britischen Weltreiches. Es wird nämlich von jenen der Anspruch erhoben, dreihundert Millionen Inder sollen Englisch als Verkehrssprache annehmen um der andern Teile des Reiches willen, deren Bevölkerung doch nur wenig über einhundert Millionen beträgt.

Einmal sollte jeder, der sich mit dieser Frage abgibt, beachten, daß es nach anderthalb Jahrhunderten britischer Herrschaft dem Englischen noch nicht gelungen ist, sich als Gemeinsprache durchzusetzen. Es könnte allerdings scheinen, daß einer Art gebrochenen Englischs in unsern Städten dieser Erfolg beschieden gewesen sei. Dieser Umstand kann indessen nur die täuschen, die unsere

nationalen Probleme in den Großstädten wie Bombay und Kalkutta studieren. Was aber bedeutet deren Bevölkerung schließlich? Sie beträgt nicht mehr als ungefähr 2,2 % der Gesamtbevölkerung Indiens. Sodann sollten die Anhänger des Englischen nicht übersehen, daß eine große Zahl unserer einheimischen Sprachen untereinander verwandt sind und aus diesem Grund *Hindi* (Hindostani) als Landessprache den Anforderungen aller Provinzen entsprechen könnte, mit alleiniger Ausnahme der Provinz Madras. Wie sollten wir in Anbetracht dieser Eignung des Hindi und des erwachten Selbstgefühles unserer Nation das Englische als Gemeinsprache annehmen können?

Die Lösung dieser Frage wird über das Schicksal der Einzelsprachen entscheiden. In unserer Erziehung wird dem Englischen die unnatürliche Vorherrschaft über die Landessprachen eingeräumt. Die extremen Anhänger des Englischen verlangen, daß das Englische so früh wie irgend möglich als Unterrichtssprache angewandt werde. Diese Forderung gründet sich auf die Tatsache, daß Kinder in einem fremden Lande sich die Sprache dieses Landes schon in frühem Alter mühelos aneignen. Der Vorstand der Universität Kalkutta lehnt diese Begründung mit folgender Ausführung ab: „Während im fremden Land das Kind von solchen umgeben ist, die die Sprache des Landes sprechen, findet es sich in der Schule in einer Umgebung, die, mit Ausnahme des Lehrers, die neue Sprache ebensowenig kennt wie es selbst. Hier lehrt einer viele und nicht viele einen. Und nur auf Grund von Versuchen läßt sich eine Methode des klassenweisen Unterrichtes erfolgreich ausarbeiten.“ Die Kommission hat auch erkannt, daß die Einführung der Landessprachen im Unterricht eine Maßnahme „erzieherischer Ökonomie“ bedeuten würde.

Dieses Gutachten führt folgerichtig dazu, die Landessprachen auch als Unterrichtssprachen der Universitäten zu empfehlen. Die Sadler-Kommission hat vorgeschlagen, vom Eintritt in die Universität an eine Änderung in der Verwendung der Landessprache im Unterricht eintreten zu lassen, und zwar in dem Sinne, daß künftig ein Zweisprachensystem an Stelle der ausschließlichen Verwendung der Landessprachen zu treten hätte. Sie fügt indessen bei: „Wir wollen aber damit die zukünftige Entwicklung nicht festlegen. Es ist nicht an uns, zu entscheiden, ob der begreifliche und natürliche Wunsch, Bengali so weit wie irgend möglich zu verwenden, die ungeheuern Vorteile überwiegen würde, die aus der Möglichkeit entspringen, eine Sprache benützen zu können, die nicht nur den gebildeten Klassen von ganz Indien geläufig ist, sondern mehr Völkern als irgendeine andere Sprache und die uns Zugang verschafft zu der Literatur und Wissenschaft der ganzen Welt.“ Obwohl sich also die Kommission in Anbetracht des ihr unterbreiteten Beweismaterials nicht entschließen konnte, Richtlinien festzulegen zugunsten einer Einführung der Landessprachen auch im Universitätsunterricht, so konnte sie doch auch in dem vorgelegten Material nichts finden, was die Auffassung der Freunde des Englischen oder des Zweisprachensystems unterstützt hätte. Wenn nun auch das Gutachten der Kommission an und für sich für die Zukunft nicht entscheidet, so läßt sich doch eine starke Neigung erkennen, das Bengali sofort zur Unterrichtssprache einiger Abteilungen der Universität zu machen, denen nach und nach andere folgen könnten, eine Neigung, von der in den Verhandlungen des Reichs-Verfassungsrates von 1915 noch wenig zu spüren war.

Wenn wir die Prüfung des eingegangenen Materials[32]) durch die Kommission genauer ins Auge fassen, können wir ihre Ausführungen noch besser würdigen. Die Frage, die den interessierten Kreisen vorgelegt worden, lautete: „Soll das Englische als Unterrichts- und Examenssprache sämtlicher Abteilungen der Universität gebraucht werden?"

Die Antworten verteilen sich folgendermaßen:

1. 129 bejahen unbedingt,
2. 29 bejahen mit leichten Vorbehalten,
3. 68 sprechen sich für eine gleichzeitige Verwendung des Englischen und der Landessprache aus, sei es nun nebeneinander innerhalb der gleichen Abteilung, oder getrennt in parallelen Abteilungen,
4. 33 Antworten stellen es als erstrebenswert dar, das Englische nach und nach durch die Landessprache zu ersetzen,
5. 37 verneinen und
6. 9 lassen sich nicht einordnen.

158 Antworten sind also zugunsten des Englischen, während 138 einer früheren oder späteren Einführung der Landessprache das Wort reden. Dieses Verhältnis kann die Anhänger der Landessprachen nur ermutigen. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß sich unter den Anhängern des Englischen nicht wenige befinden, die die fremde Sprache nur deshalb empfehlen, weil die Landessprachen noch nicht genügend Lehrbücher besitzen, wenigstens für gewisse Fächer. Dieser Teil der Lehrerschaft ist also nicht grundsätzlich gegen die Landessprache. Er will nur nicht, daß man sich ins Wasser stürze, ehe man schwimmen könne. Ähnlich, immerhin entschiedener, lauten die übrigen Antworten, die das Englische empfehlen. Für sie ist die Landessprache überhaupt ungeeignet für den Unterricht. Dadurch verraten sie Unwissenheit

in bezug auf die Geschichte unserer Landessprachen. Es gab eine Zeit, wo das Sanskrit der alleinige Träger der indischen Philosophie war. Begeisterte Gelehrte bereicherten ihre Landessprachen mit einer ansehnlichen Fülle philosophischer Literatur und machten so die indische Philosophie den Massen zugänglich. Können wir mit unserm heutigen Sinn für Organisation nicht für die Landessprachen auf wissenschaftlichem Gebiet vollbringen, was einst jene Gelehrten auf dem Gebiet der Philosophie für ihre Sprachen geleistet haben? Gegen das Mißtrauen der Antworten kann das Beispiel Japans ins Feld geführt werden. Rev. W. E. S. Holland, Leiter des St. Pauls-Cathedral-College in Kalkutta, schreibt in seiner Antwort: „Japan hat auf Grund seiner Landessprache ein Erziehungssystem errichtet, das sich die Achtung Europas erzwungen hat.“ Die Aussage von Babu Ramananda Chatterjee, des Herausgebers der *Modern Review*, ist noch überzeugender. Er sagt: Die Anwendung der Landessprachen in allen Stadien des Hochschulunterrichtes ist unbedingt notwendig. Alle Einwendungen haben nur eine zeitlich beschränkte Gültigkeit. Denn auch die höchst entwickelten modernen Sprachen und Literaturen waren einmal auf der Stufe des heutigen Bengali. Ihre Entwicklung ergab sich aus ihrem Gebrauch, und so wird sich die Entwicklung unserer Sprache in gleicher Weise vollziehen.“

So ergibt sich denn, daß das Material, das Dr. Sadlers Kommission vorlag, wenn es auch heute noch nicht für die Einführung der Landessprachen an den Universitäten spricht, für die Zukunft die schönsten Hoffnungen erweckt. Es gab eine Zeit, da man diese Frage mit Mißtrauen betrachtete. Heute ist nicht nur das Mißtrauen geschwunden, sondern es ist auch Vertrauen an dessen

Stelle getreten. Zwei wichtige Bildungsstätten haben sich kürzlich zu unserer Sache bekannt: Die Frauen-Universität von Poona und die Osmania-Universität von Heiderabad benützen im Unterricht nur ihre Landessprachen. Ihre Entwicklung wird von vielen aufmerksam verfolgt. Ein Gelingen würde, wie der Oberrichter Sir Abdur Rahim sagt, die Lösung der Frage erleichtern. Beim letzten Konvent der Hindu-Universität lud Pandit Madan Mohan Malaviya alle hervorragenden Anhänger der Landessprachen zu einer Zusammenkunft ein. Wir hoffen, daß eine solch gemeinsame Anstrengung die restlose Anerkennung der Landessprache als Unterrichtsmittel beschleunigen werde.

In der jetzigen Provinzeinteilung haben wir einen weitern Faktor, der unserer Sache großen Abbruch getan: Eine Neueinteilung auf sprachlicher Grundlage wird eine Neugestaltung der Universitäten zur Folge haben.

Wir haben bereits gezeigt, wie die Arbeit zugunsten der Landessprachen aufzunehmen wäre. Es ist klar, daß sich die wachsende Kluft zwischen der Bildung der Männer und Frauen und zwischen der Bildung der obern und untern Klassen nicht schließen wird, so lange wir diese Arbeit nicht aufgenommen haben. Ebenso gewiß ist, daß einzig und allein durch die Landessprache Originalität des Denkens in möglichst weiten Kreisen begünstigt werden kann.

21. April 1920

An die Mitglieder der Allindischen Homerule-Liga

Es bedeutet entschieden eine Abkehr von meinem eigentlichen Wesen, einer Organisation anzugehören, die ausschließlich und ausgesprochen politisch ist. Doch bin ich

nach reiflicher Überlegung und Beratung mit meinen Freunden der Allindischen Homerule-Liga beigetreten und habe das Amt eines Präsidenten angenommen. Einige der Freunde, die ich befragte, meinten, ich sollte keiner politischen Vereinigung beitreten, da ich die Vorteile meiner „splendid isolation" einbüßen würde. Ich sah das Gewicht dieser Erwägung ein. Da aber die Liga an meinen Eintritt keine Bedingungen knüpfte, wäre es nach meiner Ansicht ein Unrecht gewesen, mich einer Organisation fernzuhalten, die ich benützen könnte zur Förderung der Sache, die mir besonders am Herzen liegt, und der Methoden, die nach meiner Erfahrung schnellere und bessere Ergebnisse erzielen als die, die gewöhnlich angewandt werden. Bevor ich den Beitritt erklärte, suchte ich mich der Gesinnung derjenigen Mitglieder zu versichern, die außerhalb der Provinz Bombay leben, und mit denen ich nicht den Vorzug hatte, in so enge Verbindung zu kommen wie mit den Mitarbeitern in Bombay selber.

Die Postulate, auf die ich oben hinwies, sind: Swadeshi, die hindu-mohammedanische Einigung im besonderen Hinblick auf die Kalifatsfrage, die Annahme des Hindi als Verkehrssprache und eine Neueinteilung der Provinzen nach sprachlichen Gesichtspunkten. Ich möchte die Liga, sofern es mir gelingt, ihre Mitglieder dafür zu begeistern, auf diese Postulate verpflichten, so daß sie künftig im Leben und Streben der Nation überwiegen würden.

Ich gestehe offen, daß in meinem Plane für die nationale Erneuerung die politischen Reformen erst an zweiter Stelle kommen. Wenn die Postulate, die ich aufgestellt, die ganze Tatkraft der Nation für sich gewinnen könnten, würden sie, das fühle ich deutlich, alle Reformen, auch die radikalsten, nach sich ziehen. So heiß wie irgendeiner wünsche ich, daß volle Selbstverwaltung möglichst bald

erreicht werde. Und gerade weil nach meiner Überzeugung die Erfüllung der erwähnten Postulate am meisten dazu beitragen würde, stelle ich sie an die Spitze des nationalen Programmes. Ich werde die Allindische Homerule-Liga nicht als Partei-Organisation behandeln, in keinem Sinne des Wortes. Ich gehöre keiner Partei an und wünsche auch nicht, je einer anzugehören. Ich weiß wohl, daß die Statuten die Liga verpflichten, dem Kongreß zur Seite zu stehen. Doch kann ich den Kongreß nicht als eine Partei-Organisation ansehen. Das britische Parlament ist auch keine Partei-Organisation, obgleich es alle Parteien enthält und die eine oder andere zeitweilig in ihm dominiert. Ich hoffe gern, daß sämtliche Parteien im Kongreß ein nationales Gut sehen, das ihnen allen Gelegenheit bietet, an die Nation zu gelangen in der Absicht, deren Politik zu beeinflussen. Ich selber nehme es auf mich, die Politik der Liga so zu bilden, daß sie dazu beitrage, den parteilosen und nationalen Charakter des Kongresses zu wahren.

Dies führt mich zu meinen Methoden. Ich glaube, daß es möglich ist, unbeirrbare Wahrheit und Ehrlichkeit in das politische Leben des Landes einzuführen. Während ich nicht verlange, daß die Liga meine Zivil-Desobedienz annehme, werde ich alles daran setzen, daß Wahrheit und Non-Violenz unser nationales Handeln durchdringe. Dann werden wir aufhören, die Regierungen und ihre Maßnahmen zu fürchten oder ihnen zu mißtrauen. Aber ich will den Gedanken nicht weiter ausspinnen. Und möchte es lieber der Zeit überlassen, die vielen Fragen zu lösen, die sich aus meinen nüchternen Angaben ergeben. Es ist jetzt nicht meine Absicht, die Richtigkeit meines Vorgehens oder die Wahrheit der Politik, die ich umrissen, darzutun, sondern die Mitglieder der Liga in mein Ver-

trauen zu ziehen, sie zu einer Kritik des hier entwickelten Programmes einzuladen und sie zu bitten, Anregungen zu machen zugunsten der weiteren Entwicklung und der Wohlfahrt der Liga. 28. April 1920

Wie sich der Khaddar verwenden läßt

Da die Swadeshi-Bewegung mächtige Fortschritte macht und die Mohammedaner sie mit derselben Begeisterung aufnehmen wie die Hindu, mag es angebracht sein, die beste Methode zur Förderung des Swadeshi ausfindig zu machen. Der größte Neuling in der Bewegung weiß, daß wir nicht genügend Stoffe herstellen, um den Bedarf zu decken. Wenn wir nun ausschließlich Fabrikware verwenden, berauben wir die Armen dessen, was sie benötigen, zum mindesten tragen wir zur Erhöhung der Preise für Fabrikware bei. Es gibt also nur einen Weg, Swadeshi zu fördern: mehr Stoffe herzustellen. Spinnereien aber können nicht wie Pilze aus der Erde schießen*). Wir müssen also handgewobene Stoffe verwenden. Garn ist wohl nie so teuer gewesen wie gerade jetzt und die Spinnereien machen

---

*) *Die Frage des Kleidermangels.* Sir Charles Macara, Mitglied der Britischen Baumwollpflanzer-Vereinigung, hat kürzlich veröffentlicht, daß von der Gesamtbevölkerung der Erde 750 Millionen ganz, 500 halb und 250 gar nicht bekleidet sind. Für Indien besteht zwar keine derartige Statistik. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß das Verhältnis zwischen Bekleideten und Unbekleideten für das indische Volk sehr beschämend ist, ganz besonders im Hinblick auf die Tatsache, daß Indien unter den baumwollerzeugenden Ländern an zweiter Stelle steht, gleich nach Amerika. Die Baumwollkommission hat festgestellt, daß wir mehr und bessere Baumwolle bauen könnten. Immerzu warten wir nun auf die Errichtung neuer Spinnereien, um unsere Baumwolle zu verwerten. Wir schauen nach andern aus, daß

fabelhafte Profite. Das Handspinnen fördert die Produktion und erniedrigt den Preis.

Nun entsteht die Frage, wie Garn zu spinnen und Stoff zu weben sei. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß der Markt für handgesponnenes Garn und handgewobene Stoffe unbegrenzt aufnahmefähig wird, sobald der „Standard-Stoff" in Mode kommt. In Vorderindien heißt er *Khaddar*. In der Präsidentschaft Bombay *Khadi*. Sarala Devi hat gezeigt, daß man aus Khaddar auch Saris machen kann. Sie hatte das Gefühl, sich dadurch am besten zu unserer Sache bekennen zu können, daß sie während der Nationalwoche Sari und Bluse aus Khaddar trug. Und sie folgte ihm. Sie besuchte sogar Gesellschaften in ihrem Khaddar-Sari. Ihre Freundinnen hielten es für unmöglich, weil sie dachten, daß eine Frau, die nie etwas anderes getragen als die feinste Seide oder den feinsten Dacca-Musselin, den schweren Stoff nicht würde aushalten können. Sie aber widerlegte all diese Befürchtungen und war in ihrem Khaddar-Sari nicht weniger beweglich oder weniger elegant als in ihren feinsten Seiden-Saris. „Wenn du dich in deinem Sari nicht behindert fühlst, kannst du überallhin damit und jede Gesellschaft besuchen, und

---

sie uns mit Maschinen versehen sollen. Aber in bezug auf Spinnmaschinen steht es auch in England sehr schlecht, das doch früher unser Hauptlieferant war. In seiner vierteljährlichen Übersicht über die Baumwollindustrie teilt der „Manchester Guardian" mit, die Einrichtung neuer Spinnereien sei so teuer, daß niemand daran denken könne, solche zu bauen und daß deshalb in Textilwaren auf lange Zeit hinaus ein Überwiegen der Nachfrage vorauszusehen sei. — Daraus ergibt sich, daß wir das Problem des Kleidermangels nicht lösen können, wenn wir nicht unsere alten Spinnräder und Handwebstühle hervorholen. Die Natur hat uns genug gegeben und verspricht uns noch mehr. Wir müssen arbeiten, um es zu verdienen.

28. April 1920

du wirst dich gut ausnehmen," mit diesen Worten etwa beglückwünschte sie ihr großer Oheim, Rabindranath Tagore, als er sie in ihrem Khaddar-Sari erblickte. Ich erzähle diesen weihevollen Vorfall, um zu zeigen, daß zwei der bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten Indiens nichts Unkünstlerisches in diesem Stoff erblickten. Und das eben ist der Stoff, den ich in den Familien der gebildeten Schichten Indiens einführen möchte, denn der sofortige Erfolg der Swadeshi-Bewegung hängt in diesem ihrem Anfangsstadium von seinem Gebrauche ab.

Mir erscheint der Khaddar immer künstlerischer, jedenfalls künstlerischer als der feinste Dacca-Musselin, eben wegen seiner Beziehungen zum Ganzen. Khaddar erhält heute die, die gestern am Verhungern waren. Er erhält Frauen, die einem Leben in Schande entzogen wurden, und Frauen, die — weil keine Arbeit sie außer Hause rief — träge daheim blieben und miteinander zankten. Khaddar hat also etwas wie eine Seele, hat etwas wie eine Individualität. Der Träger kann den ganzen Gang der Herstellung verfolgen. Wenn unsere Sinne nicht so entartet wären, würden wir den Khaddar dem klebrigen Kattun sogar während der Sommerzeit vorziehen. Diejenigen, die nunmehr Khaddar tragen, mögen die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen.

Dieser Khaddar wird nun im Satyagrah Ashram in großen Vorräten aufgespeichert. Der zur Verfügung stehende Raum kann das Lager nicht mehr fassen. Ich wende mich deshalb an die Leser von „Young India" mit der Bitte, mir zu Hilfe zu kommen, indem sie den Khaddar in ihren Familien einführen.

Es ist wohl nicht nötig zu sagen, daß der Ashram kein Geschäft damit macht. Ein allfälliger Überschuß wird zur Deckung der Verluste verwendet, die sich im

Anfang nicht vermeiden lassen, oder zur Herabsetzung des Preises von Khaddar, der aus Distrikten kommt, wo die Herstellung teurer ist als anderswo, denn sie ist nicht überall gleich. Wenn ich Weber, die ihre Beschäftigung aufgeben, veranlasse, sie wieder aufzunehmen, bin ich verpflichtet, ihnen so viel zu zahlen, daß sie fürs erste damit auskommen können.

Wenn man Khaddar*) nicht für die eigentliche Kleidung verwenden will, könnte man ihn wenigstens für die Unterkleidung brauchen. Wollte man ihn überhaupt nicht auf dem Leibe tragen, so wären Mützen, Handtücher, Wischtücher, Theetücher, Taschen, Bettwäsche, Kissen, Möbeldecken usw. daraus zu machen. Ich habe Khaddar in einer einheimischen Färberei türkischrot färben lassen. Dadurch schmutzt er weniger schnell, wenn er für Teppiche, Matratzen und Polster verwendet wird. Diejenigen, die diese Industrie der Armen und Vernachlässigten unterstützen wollen, mögen Khaddar bestellen, indem sie sich an den Leiter der Khaddarabteilung im Satyagrah Ashram von Sabarmati wenden.

28. April 1920

*) *Khaddar in den Tempeln.* Fremde Stoffe sind für unsere Lebenshaltung so unentbehrlich geworden, daß wir sie sogar für heilige Zwecke verwenden. So für die Schmückung der Götterbilder in Puri und Ayodhya und in fast allen Tempeln, die ich besucht habe. Nicht einmal der heilige Faden ist überall handgesponnen. Es erquickte mich daher, aus Sindh zu vernehmen, daß Acharya Gidwani, der Vorsteher der nationalen Universität Gudscharat, als er kürzlich Sindh besuchte, als erster dem Granth Saheb statt der Seide, die gewöhnlich gestiftet wird, Khaddar darbrachte. Ich hoffe, daß das gute Beispiel von allen Gläubigen befolgt und die fremden Stoffe in den Tempeln durch *Khaddar* ersetzt werden. 15. Juni 1921

Wie die Non-Kooperation ins Werk zu setzen

Der beste Weg, die Befürchtungen zu zerstreuen und die Kritiken zu beantworten, die die Non-Kooperation hervorgerufen, mag darin bestehen, das System der Non-Kooperation einmal eingehender darzustellen. Die Kritiker scheinen sich vorgestellt zu haben, daß die Organisatoren sich vorgenommen, den ganzen Plan auf einmal auszuführen. In Wirklichkeit aber haben die Schöpfer des Gedankens vier aufeinanderfolgende, doch voneinander fest abgegrenzte Stufen bestimmt. Die erste besteht in der Niederlegung aller Titel und in der Aufgabe aller Ehrenämter. Wird dadurch noch keine Wirkung erzielt, oder ist die Wirkung ungenügend, so werden die Maßnahmen der zweiten Stufe durchgeführt. Das erfordert aber eingehende Vorbereitung. Selbstverständlich dürfen die Beamten nur dann von ihrer Stelle abberufen werden, wenn sie entweder sich und die Ihrigen erhalten können, oder wenn ihnen das Kalifat-Komitee genügende Mittel dafür zur Verfügung stellen kann. Es werden auch nicht alle Beamtenklassen auf einmal zur Arbeitsniederlegung aufgefordert und nie darf auf einen Angestellten ein Druck ausgeübt werden, damit er den Regierungsdienst verlasse. Die Privatangestellten werden von der Sache gar nicht berührt, da die Bewegung sich ja nicht gegen die Engländer richtet. Nicht einmal gegen die Regierung. Denn die Kooperation wird nur deshalb entzogen, damit das Volk nicht teilhabe an einem Unrecht – einem Wortbruch! – an der Verletzung eines tiefreligiösen Gefühles. Natürlich würde die Bewegung beeinträchtigt, wenn irgendwelche ungerechtfertigte Beeinflussung der Beamten versucht würde, oder wenn Mitglieder des Vollziehungsausschusses einen solchen Zwang ausüben oder begün-

stigen wollten. Dieses zweite Stadium muß vollen Erfolg haben, wenn es einheitlich durchgeführt wird. Denn keine Regierung – und am wenigsten die indische – kann sich halten, wenn das Volk aufhört, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Darum ist auch die dritte Stufe, der Austritt aus Polizei und Heer, eine entfernte Etappe. Die Organisatoren aber wünschten aufrichtig zu sein und jeder Verdächtigung zu entgehen. Sie wollen der Regierung oder dem Publikum auch nicht einen Schritt vorenthalten, den sie in Erwägung gezogen, und würde es sich auch nur um eine entfernte Möglichkeit handeln. Die vierte Stufe endlich, die Steuerverweigerung, liegt in noch weiterer Ferne. Die Organisatoren sind sich dessen wohl bewußt, daß diese Maßregel mit den größten Gefahren verbunden ist. Voraussichtlich wird sie eine empfindliche Klasse der Bevölkerung mit der Polizei in Konflikt bringen. Die Führer werden vermutlich erst dann dazu greifen, wenn sie sicher sind, daß von seiten des Volkes keine Gewalttaten zu fürchten sind. Ich gebe zu, und habe es auch schon getan, daß Non-Kooperation nicht ohne Risiko ist. Doch ist das Risiko einer Untätigkeit angesichts schwerer Entscheidungen unendlich viel größer als die Gefahr etwaiger Gewalttaten, die aus der Organisierung der Non-Kooperation enstpringen könnten. Nichts unternehmen heißt Gewalttaten mit Sicherheit herbeiführen.

Durch meine „Allianz“ mit den Mohammedanern hoffe ich ein dreifaches Ziel zu erreichen: erstens Gerechtigkeit zu erlangen von dem stärkern Gegner durch Satyagraha und so die Überlegenheit dieses Verfahrens darzutun, zweitens den Hindu die Freundschaft der Mohammedaner und dadurch den innern Frieden zu sichern, und drittens – last not least – Feindseligkeit zu verwan-

deln in Zuneigung zu den Engländern und deren Verfassung, die trotz aller Unvollkommenheiten gar manchem Sturm getrotzt hat. Vielleicht erreiche ich keines der drei Ziele. Ich kann nichts, als es versuchen. Gott allein kann den Erfolg geben. Man wird nicht bestreiten können, daß die Ziele alle gleich edel sind. Ich rufe die Hindu und die Engländer auf, sich von Herzen mit mir zu vereinen in dem Bestreben, den Mohammedanern Indiens die schwere Last abzunehmen, unter der sie seufzen. Zugegebenermaßen ist ihr Kampf ein gerechter Kampf. Der Vizekönig, der Staatssekretär, der Maharadscha von Bikaner und Lord Sinha haben es bezeugt. Die Zeit ist gekommen, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Ein Volk kann sich in einer gerechten Sache nie mit einem bloßen Protest zufrieden geben. Es gibt Völker, die für ihre gerechte Sache gestorben sind. Sollte ein so hochsinniges Volk wie die Mohammedaner dessen nicht auch fähig sein?

5. Mai 1920

Weder Heiliger noch Politiker

Den folgenden Ausschnitt aus dem Aprilheft von „East and West“ verdanke ich dem Entgegenkommen eines Freundes:

„Mr. Gandhi gilt allenthalben als Heiliger, es scheint aber, als herrsche der Politiker in seinen Entscheidungen vor. Er hat reichlichen Gebrauch von Hartals gemacht und zweifellos wird aus dem Hartal unter seiner Leitung eine mächtige politische Waffe, wo es sich darum handelt, Gebildete und Ungebildete in bestimmten Tagesfragen zu einigen. Doch hat das Hartal auch seine Nachteile. Es ist ein Aufruf zur direkten Aktion und gerade diese, so wirkungsvoll sie sein mag, beeinträchtigt das Zusammengehen aller. Ist Gandhi wohl ganz sicher, daß er mit seinem Vorgehen der höchsten Forderung des Ahimsa, der Gewaltlosigkeit, dient? Sein Vorschlag, die Erinnerung an das Blutbad von Jallianwala-Bagh

zu feiern, wird schwerlich geeignet sein, die Eintracht zu fördern. Tragisch genug ist das Ereignis, zu dem unsere Regierung da verleitet wurde. Ist indessen die daraus entstandene Verbitterung wert, im Gedächtnis aufbewahrt zu werden? Können wir die Erinnerung an das Geschehene nicht dadurch begehen, daß wir einen Tempel des Friedens errichten, den Witwen und Waisen jenes Tages helfen und für die Seelen derer beten, die da sterben mußten, ohne zu wissen warum? Die Welt ist voller Politikaster und Rechtsverdreher, die im Namen des Vaterlandes die innere Reinheit des Menschen vergiften: der Erfolg ihrer Tätigkeit ist Krieg, Aufstand und schändliches Gemetzel wie jenes, das Jallianwala-Bagh zum Schlachthaus werden ließ. Ist es nicht Zeit, eine Symbiose auf breiterer Grundlage zu versuchen, wie Buddha und Christus sie gepredigt haben, damit die Welt endlich aufatmen und gedeihen könne? Gandhi schien berufen, der Apostel einer solchen Bewegung zu werden. Die Umstände aber zwingen ihn, einen andern Weg einzuschlagen, Parteien zu bilden und Widerstände zu organisieren. Möchte er doch die größere Mission auf sich nehmen, die Welt zu einigen."

Ich habe das Zitat unverkürzt wiedergegeben. In der Regel kümmere ich mich nicht um die Kritik meiner Person oder meiner Methoden. Ich verweile nur dabei, wenn sie mich dazu führt, eigene Fehler einzusehen oder, im Gegenteil, kritisierte Grundsätze künftig noch schärfer zu betonen. Ich habe doppelten Grund, mich mit dieser Kritik auseinanderzusetzen. Nicht nur hoffe ich die Grundsätze, die mir teuer sind, wieder einmal klarzulegen, sondern ich möchte auch meinem Kritiker, den ich kenne und seit Jahren als einen Charakter von seltener Reinheit bewundere, damit meine Achtung zollen. Er bedauert, in mir einen Politiker erkennen zu müssen, wo er hoffte, einen Heiligen zu finden. Nach meiner Auffassung sollte das Wort „Heiliger" von unserm Erdenleben ausgeschlossen bleiben*). Es ist selber zu heilig, um leichthin auf irgend jemand angewendet werden zu dürfen, am wenigsten auf mich, der ich nur ein bescheidener

*) Siehe den Anhang dieses Aufsatzes.

Sucher der Wahrheit sein möchte, ein Mensch, der seine Grenzen kennt, der Fehler macht und sie stets offen zugibt, der frei bekennt, daß er nur wie ein Wissenschaftler Versuche anstellt über einige der „ewigen Wahrheiten“ des Lebens, ja, daß er nicht einmal den Namen eines Wissenschaftlers für sich in Anspruch nehmen darf, da er ja keine greifbaren Beweise für die wissenschaftliche Genauigkeit seiner Methode oder greifbare Ergebnisse seiner Versuche vorlegen kann, wie es die moderne Wissenschaft verlangt. Wenn ich aber einerseits mit dieser Ablehnung von Heiligkeit die Erwartungen meines Kritikers enttäuschen muß, möchte ich andererseits seine Bedenken zerstreuen, indem ich bedeute, daß der Politiker in mir niemals irgendeine meiner Entschließungen beeinflußt hat. Denn wenn ich an der Politik Anteil zu nehmen scheine, geschieht es nur, weil sie uns heute alle umfängt wie Windungen einer Schlange, aus denen wir uns trotz aller Anstrengungen nicht befreien können. Gerade deshalb aber möchte ich gegen die Schlange ankämpfen, wie ich es mit mehr oder weniger Erfolg bewußt seit 1894 tue, unbewußt aber – wie ich nun einsehe – schon getan habe, seit ich den Kinderschuhen entwachsen bin. Ganz eigensüchtig – weil ich wünsche, inmitten heulender Stürme im Frieden zu leben – habe ich bei mir selbst und bei meinen Freunden versucht, Politik mit Religion zu verbinden. Mit Religion meine ich nun nicht die der Hindu – die ich allerdings höher stelle als alle andern Religionen – sondern ich meine die, die über allen Hinduismus hinausgeht, die den Menschen bis in die Tiefen der Seele verändert, unlöslich mit der ewigen Wahrheit verknüpft und darum unablässig läutert. Religion ist das unverrückbare Etwas im Menschen, das keine Anstrengungen zu groß findet, um zur vollen Entfaltung zu gelangen,

und das die Seele nicht ruhen läßt, bis sie sich selbst gefunden, ihren Schöpfer und die wahre innere Beziehung zwischen ihm und sich selbst erkannt. Aus diesem religiösen Geiste heraus bin ich auf den Gedanken gekommen, Hartal zu organisieren. Ich wollte zeigen, daß nicht die Büchergelehrsamkeit Indien zum Bewußtsein seiner selbst führen oder die Gebildeten zusammenbringen könne. Und ein Hartal erleuchtete ganz Indien wie durch Zauberkraft am 6. April 1919. Und wäre nicht am 10. April die Unterbrechung gekommen, die der Satan verursachte, indem er der ihres Unrechtes wohl bewußten Regierung Furcht einflößte und das Volk zur Wut aufstachelte, das in seinem äußersten Mißtrauen gegen die Regierung dazu bereit genug war, hätte sich Indien zu einer ungeahnten Höhe erhoben. Das Hartal, das von der großen Masse des Volkes in wahrhaft religiösem Geiste aufgenommen worden, hätte übrigens zum Auftakt einer Reihe direkter Aktionen werden sollen. Mein Kritiker aber ist ganz gegen die direkte Aktion, „denn“, sagt er, „sie dient nicht der Eintracht“. Ich bin da anderer Meinung. Niemals ist auf Erden etwas ohne direkte Aktion erreicht worden. Ich verwarf den Ausdruck „passive Resistenz“, eben weil er ungenügend ist und als eine Waffe der Schwachen angesehen wird. In Südafrika hat allein die direkte Aktion gewirkt, und zwar so gründlich, daß sie General Smuts zur Vernunft brachte. 1906 war er der wütendste Gegner indischer Ansprüche. 1914 war er dann stolz darauf, Gerechtigkeit, wenn auch spät, walten zu lassen und aus dem Gesetzbuch der Union eine schändliche Maßnahme auszustreichen, obschon er 1909 zu Lord Morley gesagt hatte, er würde sie nie ausstreichen lassen, denn, so meinte er damals, Südafrika würde die Aufhebung einer Maßnahme nie zugeben, die zweimal

die Zustimmung der gesetzgebenden Instanzen Transvaals gefunden hatte. Und was noch bedeutungsvoller ist: die durch acht Jahre aufrecht erhaltene direkte Aktion hinterließ nicht nur keine Verbitterung, sondern diente im Gegenteil der Einigung: dieselben Inder, die so zähe gegen General Smuts gestritten hatten, scharten sich 1915 um sein Banner und kämpften unter ihm in Ostafrika. Und wiederum war es die direkte Aktion, die in Tschamparan einen seit Jahren empfundenen Druck überwand. Wenn man unter einem Drucke steht, den man gerne los wäre, kann nicht schwächliche Unterwerfung helfen, nicht nur würde sie nicht zur Einigkeit beitragen, sondern den schwächeren Teil verbittern, aufreizen und ihn bei erster Gelegenheit zu einem Ausbruch treiben. Indem ich mich auf die Seite der Schwachen stelle, sie direkte, entschlossene, aber unschädliche Aktion lehre, lasse ich sie ihrer Kraft bewußt werden und setze sie in Stand, der äußeren Gewalt zu trotzen. Sie fühlen sich dem Kampf gewachsen, gewinnen wieder Selbstvertrauen, und da sie wissen, daß das Heil nur von ihnen selbst kommen kann, hören sie auf, ihre Zuflucht in der Rache zu sehen und lernen, sich zu begnügen mit der Wiedergutmachung des Übels, unter dem sie leiden.

Es liegt ganz in der Richtung dieser Ausführungen, wenn ich vorgeschlagen habe, ein Denkmal für Jallinwala-Bagh*) zu errichten. Der Verfasser des Aufsatzes in „East and West" schreibt mir aber einen Gedanken zu, der mir noch nie durch den Kopf gegangen. Er meint, ich wolle das Andenken an das Gemetzel von Jallianwala-Bagh feiern. Nichts hat mir ferner gelegen, als die Erinnerung an eine Übeltat lebendig zu erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß sich die Tragödie, noch ehe unser Ziel erreicht ist, wieder-

*) Vgl. den Aufsatz: *Jallianwala-Bagh.*

holen wird, und darauf eben möchte ich das Land vorbereiten, indem ich das Gedächtnis an die unschuldig Getöteten von damals heilig halten lasse. Den Witwen und Waisen ist schon geholfen worden und es wird ihnen weiter geholfen werden, aber es ist unmöglich für die Seelen derer zu beten, die dort gestorben sind ohne zu wissen warum, wenn wir nicht den Grund und Boden besitzen, der durch das unschuldig vergossene Blut geheiligt ist, und ohne darauf ein ihrer würdiges Denkmal zu errichten. Soweit es an mir liegt, soll es nicht die Erinnerung an eine Missetat verewigen, sondern es soll der Nation ein ermutigendes Wahrzeichen dafür sein, daß es besser ist, hilflos und unbewaffnet und als Opfer zu sterben, denn als Tyrann. Kommende Generationen sollen wissen, daß wir, die wir Zeugen des unschuldigen Todes unserer Volksgenossen waren, uns nicht voller Undank weigerten, ihr Andenken in Ehren zu halten. — Das Denkmal würde, wie Mrs. Jinnah ganz richtig bemerkte, als sie ihr Scherflein zu der Sammlung beitrug — mindestens als Entschuldigung dafür gelten, daß wir noch am Leben sind. Jedenfalls wird der Geist, aus dem heraus es errichtet wird, über den Charakter des Denkmals entscheiden.

Welcher Art war denn die „Symbiose“ auf breitester Grundlage, die Buddha und Christus gepredigt haben? Buddha hat furchtlos und kühn sein Banner im feindlichen Lager aufgepflanzt und die anmaßende Priesterschaft auf die Knie gezwungen, Christus hat die Wechsler und Händler mit Geißelhieben aus dem Tempel verjagt und Gottes Fluch gegen die Heuchler und Pharisäer geschleudert. Beide waren Anhänger der direktesten Aktion, aber selbst da, wo Buddha und Christus züchtigten, lag den Handlungen unverkennbar Liebe zugrunde. Sie hätten keinen Finger gerührt gegen ihre Feinde, da-

gegen hätten sie sich freudig selber aufgegeben, eher als die Wahrheit, für die sie lebten. Buddha hätte im Kampfe gegen die Priester unterliegen müssen, wenn sich die Macht seiner Liebe nicht der Größe seiner Aufgabe, die Priester zu unterwerfen, ebenbürtig erwiesen hätte. Christus starb, dornengekrönt, am Kreuze und triumphierte damit über die Macht eines ganzes Weltreiches. Und wenn ich nun Widerstände non-violenter Art organisiere, dann folge ich in aller Bescheidenheit den Fußstapfen der großen Lehrer der Menschheit, die mein Kritiker anführte.

Schließlich wirft mir der Verfasser des Aufsatzes „Bildung von Parteien“ vor und äußert, daß er es lieber sähe, wenn ich der größeren Mission diente, die Welt zu einigen. Ich habe ihm schon einmal gesagt, daß ich sehr wahrscheinlich mehr Weltbürger sei als er. Das halte ich aufrecht. Wenn ich nicht Gruppen bilde, werde ich nie imstande sein die ganze Welt zu einigen. Tolstoi sagte einmal, wir brauchten nur unsern nächsten Nachbarn zu verzeihen, so würde die Welt ohne weitere Bemühung unsererseits ruhig werden. Denn dadurch, daß wir aufhören, sie zu verfolgen, würden die Kreise der Einigung, die sich damit in der rechten Weise bildeten, immer weiter wachsen, bis sie zuletzt zusammenfielen mit dem Kreis der ganzen Welt. Mehr als das kann kein Mensch erreichen oder zu erreichen versuchen. „Wie mit einer Handvoll Erde, so verhält es sich mit dem Weltall.“ — Dies Wort ist heute noch genau so wahr wie vor Jahrhunderten, da es zum erstenmal von einem unbekannten Rishi ausgesprochen wurde.

12. Mai 1920

Anhang

Folgende Auszüge aus Artikeln in „Young India“ geben weitern Aufschluß über Gandhis Stellung in dieser Frage:

Ein Sendbote Gottes. Ich erhielt einen Zeitungsausschnitt, in dem gesagt wird, daß man mich für einen Sendboten Gottes halte. Anschließend daran werde ich gefragt, ob ich den Anspruch erhebe, irgendwelche Offenbarungen von Gott empfangen zu haben. Ich habe mich schon früher über die mir zugeschriebenen Wunderkräfte ausgesprochen. Und auch diese neueste Behauptung muß ich ablehnen. Ich bete wie jeder gläubige Hindu. Und glaube, daß wir alle Sendboten Gottes werden können, sobald wir die Furcht vor den Menschen ablegen und nichts suchen als die Wahrheit Gottes. Und nun glaube ich allerdings, daß ich einzig und allein Gottes Wahrheit suche und alle Furcht vor den Menschen überwunden habe. Und trage darum tief in mir die Gewißheit, daß Gott mit der Non-Kooperationsbewegung ist. Dagegen habe ich keine besondere Offenbarung empfangen von Gottes Absichten. Doch ist es meine feste Überzeugung, daß er sich Tag für Tag den menschlichen Wesen offenbart, aber wir verschließen unsere Ohren der „leisen inneren Stimme“. Wir schließen unser Auge vor der Feuersäule, die vor uns hergeht. Ich fühle mit aller Deutlichkeit Gottes Allgegenwart. Und es steht dem Verfasser jenes Aufsatzes frei, auch so weit zu kommen. 25. Mai 1921

Gotteslästerung: Mir wird geschrieben: „Ich bedauere sehr, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß man immer wieder Bilder zu sehen bekommt, auf denen Sie und andere Volksführer als Shri Krishna oder Pandavas dargestellt werden. Wollen Sie nicht Ihren Einfluß dahin geltend machen, dies zu unterdrücken, da es das religiöse Gefühl vieler verletzen muß, wie es meines verletzt, der ich Shri Krishna nicht nur als großen Menschen ansehe, sondern als Verkörperung Gottes.“

Ich stimme dem Verfasser des Briefes aus vollem Herzen zu. Ich habe zwar die Bilder nicht gesehen, halte es aber doch als eine Lästerung Gottes, mich als Shri Krishna darzustellen. Ich will nicht mehr sein als ein bescheidener Arbeiter unter vielen andern für eine große Sache, die durch eine solche Verherrlichung ihrer Führer mehr geschädigt als gefördert wird. *Dann* hat eine Sache die besten Aussichten auf Erfolg, wenn sie um ihrer selbst willen geprüft und betrieben wird. In einer fortschrittlichen Gesellschaft müssen die Grundsätze immer höher geachtet werden als die Menschen, die schließlich nichts sind als unvollkommene Werkzeuge zu jener Erfüllung. Ich möchte darum mit allem Nachdruck die Enthusiasten oder unter-

nehmungslustigen Geschäftsleute auffordern, sie möchten Vernunft walten lassen und solche Bilder aus dem Handel zurückziehen, denn sie sind zweifellos geeignet, tiefreligiöse Empfindungen zu verletzen.

13. Juli 1921

Mein Streben: Ein hartnäckiger Briefschreiber aus Simla fragt mich, ob ich beabsichtige, eine Sekte zu gründen, oder ob ich für meine Person den Anspruch auf Göttlichkeit erhebe. Ich habe ihm durch einen Privatbrief geantwortet. Er aber möchte mich veranlassen, um der Nachwelt willen eine öffentliche Erklärung abzugeben. Ich hatte zwar geglaubt, jeden Anspruch auf Göttlichkeit in den allerschärfsten Ausdrücken zurückgewiesen zu haben. Ich erhebe nur den einen Anspruch, ein bescheidener Diener Indiens und der Menschheit zu sein, und gerne würde ich in der Ausübung dieses Dienstes sterben. Ich habe nicht das geringste Verlangen, eine Sekte zu gründen. Mein Ehrgeiz ist wirklich zu groß, als daß er durch Gründung einer Sekte befriedigt werden könnte. Denn ich vertrete keine neuen Wahrheiten. Ich bestrebe mich lediglich, der Wahrheit zu folgen und sie zu vertreten, wie ich sie erkenne. Und erhebe allerdings den Anspruch, ein neues Licht zu werfen auf manche alte Wahrheiten. Ich möchte hoffen, daß diese Erklärungen den Fragesteller und andere seinesgleichen befriedigen werden.

25. August 1921

Die Brüder Savarkar

„Es ist heute mein ernstlicher Wunsch, daß jede Form von Bitterkeit zwischen Meinem Volke und denen, die für Meine Regierung verantwortlich sind, verschwinde. Mögen die, die in ihrem eifrigen Bemühen, politische Fortschritte zu erzielen, das Gesetz übertreten, es in der Zukunft achten. Möge ihnen, denen die Erhaltung friedlicher und geordneter Regierung aufgetragen, gegeben sein, die Ausschreitungen zu vergessen, die sie haben unterdrücken müssen. Eine neue Zeit bricht an. Möge sie beginnen mit dem allgemeinen Entschluß Meines Volkes und Meiner Beamten, zusammenzuwirken für einen gemeinsamen Zweck. Ich weise deshalb Meinen Vizekönig an, in Meinem Namen und Auftrag den politischen Verbrechern Meine königliche Gnade angedeihen zu lassen in einem Maße, das nach seiner Auffassung mit der öffentlichen Sicherheit vereinbar ist. Ich wünsche, daß er sie unter dieser Voraussetzung auf diejenigen ausdehne, die wegen Auflehnung gegen die Staatsgewalt oder auf Grund irgendeines Sondergesetzes oder einer Notverfügung Gefangenschaft erleiden oder Beschränkungen ihrer Freiheit. Ich vertraue hierbei, daß

diese Milde gerechtfertigt werde durch das künftige Betragen derer, denen sie zuteil wird und sich alle Meine Untertanen so verhalten werden, daß es nicht mehr notwendig wird, hinfür wegen solcher Vergehen die Strenge des Gesetzes walten zu lassen."

Aus der Proklamation des Königs vom 24. Dezember 1919.

Die Proklamation, der der obige Auszug entnommen wurde, war im Dezember 1919 veröffentlicht worden. Dank dem Vorgehen der indischen Regierung und der Provinzialregierungen ist vielen, die damals im Gefängnis lagen, die Wohltat der königlichen Gnade zuteil geworden. Doch gibt es immer noch einige hervorragende „politische Verbrecher", die nicht entlassen worden sind. Unter ihnen die Brüder Savarkar. Sie sind politische Verbrecher im gleichen Sinne wie andere, die z. B. im Pandschab freigegeben worden sind. Und doch haben diese beiden Brüder ihre Freiheit nicht wieder erlangt, obwohl inzwischen fünf Monate seit der Veröffentlichung der Proklamation vergangen sind.

Beide Brüder haben sich über ihre politischen Ansichten offen ausgesprochen und beide haben erklärt, daß sie keinerlei revolutionäre Absichten hegen und im Fall einer Freilassung gerne im Rahmen der Reform-Akte arbeiten würden, da sie der Ansicht sind, die Reformen ermöglichen es, dem Lande die politische Verantwortlichkeit zu erringen. Beide legen unzweideutig dar, daß sie nicht die Loslösung vom britischen Reiche wünschen. Sie haben im Gegenteil die Überzeugung, daß Indien seine Bestimmung am besten in Verbindung mit England erfüllen könne. Niemand hat ihre Ehrenhaftigkeit oder Rechtschaffenheit bezweifelt und nach meiner Ansicht verdient das öffentliche Bekenntnis ihrer Gesinnung vollen Glauben. Überdies läßt sich einwandfrei feststellen, daß die Verherrlichung der Gewalt heute in Indien keine Anhänger mehr findet. Nun aber kann

als einziger Grund, die Brüder noch länger gefangen zu halten, die „Bedrohung der öffentlichen Sicherheit“ geltend gemacht werden. Denn der Vizekönig ist von S. Majestät beauftragt worden, den politischen Verbrechern königliche Gnade in einem Maße zu gewähren, das nach seiner Auffassung mit der öffentlichen Sicherheit verträglich ist. Der Vizekönig ist also verpflichtet, sie in Freiheit zu setzen, es wäre denn, daß er den strikten Beweis erbringen könnte, daß die Entlassung der beiden Brüder, die nun lange genug im Gefängnis gelitten, die schon beträchtlich an Gewicht abgenommen und die ein politisches Bekenntnis abgelegt, eine Gefahr für den Staat bedeuten würde. Die Möglichkeit, sie zu entlassen, sofern dadurch die öffentliche Sicherheit nicht berührt wird, liegt in der Kompetenz des Vizekönigs, wie es in der Kompetenz der Richter gelegen war, den beiden Brüdern das Minimum der gesetzlichen Strafe aufzuerlegen. Sollten sie noch länger in Haft gehalten werden, so schuldet die Regierung der Öffentlichkeit eine ausführliche Begründung dieser Maßnahmen.

Es verhält sich mit dem Fall der Brüder gleich wie mit dem Fall Bhai Paramanands, der nach langer Gefangenschaft durch die Pandschabregierung in Freiheit gesetzt worden. Sie sind nicht etwa deshalb verschieden voneinander, weil Bhai Paramanand vollständige Unschuld geltend machte. In bezug auf die Regierung sind alle gleichermaßen schuldig, denn alle sind von ihr überführt worden. Die königliche Gnade soll nicht nur den zweideutigen Fällen zugute kommen, sondern auch allen klipp und klar erwiesenen Rechtsbrüchen. Mit den Einschränkungen, daß der Rechtsbruch politischer Natur sei, und daß durch die Ausübung der königlichen Gnade die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet werde. Es steht fest,

daß die Brüder Savarkar politische Verbrecher sind. Und so weit das Volk zu urteilen vermag, kann ihre Entlassung zu keiner Gefahr für die öffentliche Sicherheit werden. Eine Frage, die sich im Vizeköniglichen Rat in Hinsicht auf solche Fälle erhoben wurde, wurde dahin beantwortet, daß man sie in Erwägung gezogen habe. Die Brüder aber haben von der Regierung der Provinz Bombay den Bescheid erhalten, daß Denkschriften, die ihren Fall betreffen, nicht mehr entgegengenommen werden und Mr. Montagu hat im Unterhaus versichert, daß sie nach Ansicht der indischen Regierung nicht frei gegeben werden können. Doch ist dieser Fall nicht so leicht zu erledigen. Die Öffentlichkeit hat ein Recht die Gründe zu erfahren, weshalb den Brüdern Savarkar die Freiheit vorenthalten wird entgegen der königlichen Proklamation, auf die sie sich berufen können als auf eine königliche Urkunde, die Gesetzeskraft besitzt. 26. Mai 1920

Weiteres zur Kalifatsfrage

Ich bin mit öffentlichen Artikeln, privatim geäußerten Ratschlägen und selbst mit anonymen Briefen überschüttet worden, die mir alle genau mitteilten, was ich zu tun hätte. Die einen ereifern sich darüber, daß ich nicht weitgehende und sofortige Non-Kooperation anempfehle, die andern machen mich darauf aufmerksam, wie sehr ich dem Vaterlande damit schade, daß ich wissentlich einen Sturm der Empörung auf beiden Seiten entfessele. Es ist schwierig für mich, auf alle die Einwendungen zu antworten, ich werde jedoch einige davon zusammenfassen und versuchen, sie nach bestem Vermögen zu beleuchten:

1. Sei der Anspruch der Türken vom Standpunkt der Sittlichkeit oder dem der Gerechtigkeit anfechtbar. Es sei also unbegreiflich, daß ich, ein Freund und Vorkämpfer der Wahrheit und Gerechtigkeit, ihn unterstütze.

2. Wenn auch ihr Anspruch theoretisch gerechtfertigt wäre, blieben die Türken doch unverbesserlich in ihrer Unfähigkeit, Grausamkeit und Schwäche. Sie verdienten also keinerlei Hilfe.

3. Warum soll sich Indien wegen eines türkischen Anspruches, auch wenn er gerecht wäre, in einen internationalen Streit verwickeln lassen?

4. Die indisch-mohammedanische Bevölkerung hat keinen Grund, sich in die Angelegenheit einzumischen. Sollte sie noch politische Ambitionen hegen, so muß sie sich nun, da es ihr so oft mißlungen, sie durchzusetzen, bescheiden. Handelt es sich aber um eine religiöse Frage, so kann sie durch die Art und Weise, wie sie gestellt worden, die Hindu nicht für sich gewinnen. Auf keinen Fall sollten die Hindu in diesem Religionsstreit zwischen Christen und Mohammedanern die Sache der letzteren zu der ihren machen.

5. Ich sollte die Non-Kooperation unter keinen Umständen befürworten, denn in ihrem letzten Sinne sei sie — so friedlich sie sich auch geben möge — nichts anderes als offene Empörung.

6. Überdies müßten mich die Erfahrungen vom vergangenen Jahre gelehrt haben, daß es über die Fähigkeit eines einzelnen hinausgehe, die in einem Volke schlummernden gewalttätigen Kräfte im Zaum zu halten.

7. Die Non-Kooperation sei zu wirkungslos, da die Menschen ihr nie mit ganzer Hingabe entsprechen würden. Eine Reaktion aber, die möglicherweise später ein-

setzt, würde schlimmer sein, als der Zustand zuversichtlicher Hoffnung, in dem wir jetzt leben.

8. Die Non-Kooperation würde den Stillstand aller tätigen Kräfte im Gefolge haben, sogar der Reformbestrebungen und so den Zeiger des Fortschritts zurückdrehen.

9. Wie rein auch meine Beweggründe seien, die der Mohammedaner seien offensichtliche Rachsucht.

Ich schreite nun zur Beantwortung der Einwendungen in der Reihenfolge, in der ich sie angeführt habe.

1. Nach meiner Ansicht ist der Anspruch der Türken nicht nur sittlich einwandfrei, sondern sogar höchst gerecht, sei es auch nur aus dem Grunde, daß die Türken ihr rechtmäßiges Eigentum zurückgefordert. Überdies hat das türkische Manifest ausdrücklich erklärt, daß alle für den Schutz der nicht mohammedanischen und nicht türkischen Minderheiten notwendigen Garantien gegeben werden sollen, so daß sowohl die Christen wie die Araber ihre Selbstverwaltung unter der türkischen Oberhoheit gewährleistet erhalten werden.

2. Ich für meine Person halte die Türken weder für schwach, noch für unfähig oder grausam. Freilich herrscht dort Desorganisation und ein Mangel an tüchtigen Führern. Das Land hat gegen große Widerstände anzukämpfen. Der Vorwurf der Schwäche, Unfähigkeit und Grausamkeit wird oft gerade denen gemacht, denen man die Macht rauben möchte. Wegen der angeblichen Armeniergreuel haben die Türken um Einsetzung einer besonderen Kommission nachgesucht, die ihnen jedoch nicht bewilligt worden ist. Doch wie dem auch sei, gegen Unterdrückung kann man sich sichern.

3. Ich habe schon einmal dargelegt, daß ich mich — wenn ich keine Teilnahme fühlte für die Mohamme-

daner Indiens — ebensowenig für das Wohlergehen der Türken einsetzen würde wie für das der Österreicher oder der Polen. Aber als Inder fühle ich mich verpflichtet, die Leiden und Prüfungen meiner Landsleute zu teilen. Wenn ich nun den Mohammedaner als meinen Bruder ansehe, dann ist es auch meine Pflicht, ihm in der Stunde der Gefahr nach besten Kräften beizustehen, vorausgesetzt, daß mir seine Sache gerecht erscheint.

4. Die vierte Einwendung betrifft die Frage, wie weit die Hindu mit den Mohammedanern zusammengehen sollen. Das ist eine Sache des Gefühls und der Ansicht. Ich halte es für schicklich, für meinen mohammedanischen Bruder in einer gerechten Sache bis zum äußersten zu leiden und darum muß ich den ganzen Weg mit ihm gehen, so lange die von ihm angewandten Kampfmittel ebenso ehrenvoll sind wie das Ziel. Es ist nicht an mir, die mohammedanische Auffassung zu bestimmen. Ich muß der Behauptung Glauben schenken, daß die Kalifatfrage für den Mohammedaner eine religiöse Angelegenheit ist in dem Maß, daß sie ihn verpflichtet, dem Ziel selbst mit Aufopferung des Lebens zuzustreben.

5. Ich für meine Person halte die Non-Kooperation nicht für Empörung, da sie sich ja gerade von der Gewalttat freihält. In einem weiteren Sinne ist schließlich jeder Widerstand gegen eine Regierung Empörung. In dieser Bedeutung ist Empörung eine gerechte Sache, eine Pflicht, und das Maß des Widerstandes wird bedingt durch das Maß der angetanen und gefühlten Unbill.

6. Meine Erfahrungen vom vergangenen Jahre beweisen mir, daß trotz mancher Abirrungen in einigen Teilen Indiens das Volk sich ganz in der Gewalt hatte, daß der Einfluß von Satyagraha nur zu seinem Besten diente, und daß überall, wo Gewalttätigkeiten ausbrachen, örtliche

Ursachen dafür verantwortlich zu machen sind. Andererseits muß ich zugeben, daß selbst diese Ausbrüche der Leidenschaft und der Geist der Gesetzwidrigkeit, der sich zweifellos in manchen Gegenden breit machte, hätten verhindert werden sollen. Ich habe ein weitgehendes Geständnis abgelegt über die Art und Weise, wie ich mich damals verrechnet hatte. Aber alle die traurigen Erfahrungen haben meinen Glauben an Satyagraha und an die Möglichkeit, daß die darin liegenden unvergleichlichen Kräfte für Indien zu verwerten sind, nicht im geringsten erschüttern können. Weitgehende Vorkehrungen sind diesmal getroffen worden, um die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden. Ich lehne es aber ab, mich von einer Sache abschrecken zu lassen, nur weil sie von Gewaltakten begleitet sein könnte, die nicht nur nicht beabsichtigt sind, sondern gegen die auch alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen worden. Zugleich muß ich meine Stellungnahme unzweideutig erklären:

Nichts kann den Anhänger von Satyagraha davon abhalten, seine Pflicht zu tun, auch nicht das Stirnrunzeln der Behörden. Ich würde nötigenfalls Millionen von Menschenleben daran wagen, so lange sie freiwillig Leidende sind, unschuldige, fleckenlose Opfer. Die Fehler des Volkes sind es, die in einem Satyagraha-Feldzug den Ausschlag geben. Fehler, ja Wahnsinn ist von den Großen und Mächtigen zu erwarten. Doch der Tag des Sieges ist gekommen, wenn die hemmungslose Wut der Machthaber keinen Widerhall weckt, sondern freiwillige, würdige und ruhige Ergebung vorfindet, die aber nicht Ergebung ist in den Willen der Machthaber, die sich selber ins Unrecht gesetzt. Das Geheimnis des Erfolges liegt also darin, daß wir das Leben eines jeden Engländers und eines jeden Beamten im Dienste der Regierung

so heilig halten wie das unserer Angehörigen. Was ich während nunmehr vierzig Jahren eines bewußten Daseins an tiefster Erfahrung gewonnen, hat mich davon überzeugt, daß keine Gabe so kostbar ist wie die Gabe des Lebens. Wenn schon sich die Engländer in Indien in hoffnungsloser Minderheit befinden, müssen sie sich vor jedem Angriff sicher fühlen können, nicht etwa weil sie über eine riesige Waffengewalt verfügen, sondern weil die Inder es ablehnen, selbst den zu töten, der ihnen bitterstes Unrecht zugefügt. Sobald das der Fall, wird sich die Einstellung der Engländer Indien gegenüber wandeln und dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo der ganze Haufe von Zerstörungswerkzeugen, die die Engländer in Indien benötigen, zum alten Eisen geworfen werden kann. Ich weiß, daß das noch in weiter Ferne liegt. Allein das kann mich nicht anfechten. Es ist mir genug, das Licht zu erkennen und nach ihm hinzustreben und mehr als genug, auf dem Wege dahin Gefährten zu gewinnen. Ich habe meine englischen Freunde darauf hingewiesen, daß es mir durch meine unermüdliche Verkündigung des Evangeliums der Non-Violenz und durch meine erfolgreichen Versuche ihrer praktischen Anwendung bis jetzt gelungen, die Mächte der Gewalt, von denen die Kalifatbewegung nicht frei ist, vollständig zu bändigen.

7. Von einem religiösen Standpunkt aus verdient die siebente Einwendung kaum Beachtung. Wenn das Volk sich der Non-Kooperations-Bewegung nicht anschließen wollte, wäre das wohl zu bedauern, aber für einen Reformer kein Grund, den Versuch nicht zu wagen. Es wäre für mich nur ein Beweis, daß die heutige Zuversicht nicht durch innere Einsicht und Überzeugungskraft bedingt ist, sondern nur durch Unwissenheit und Aberglaube.

8. Ich gebe zu, daß die Non-Kooperation, wenn sie ernsthaft durchgeführt wird, alle übrigen Bestrebungen, einschließlich der Reformen, aufhalten muß, lehne aber das Weitere ab, daß sie den Zeiger des Fortschrittes zurückdrehen würde. Im Gegenteil erblicke ich in der Non-Kooperation ein so mächtiges und reines Werkzeug, daß auf sie — wenigstens wenn sie mit voller Hingabe durchgeführt wird — jener Spruch übertragen werden könnte vom Reiche Gottes, nach dem man zuerst trachten müsse, wonach einem alles andere von selber zufalle. Dann würden die Menschen ihre wahre Macht erkennen. Dann würden sie den Wert der Unterordnung, der Selbstzucht, des einheitlichen Handelns, der Non-Violenz, der Organisation und alles dessen erkennen, was eine Nation groß und gut macht — und nicht nur groß.

9. Ich wüßte nicht, woher ich das Recht nehmen sollte, mir eine größere Reinheit zuzumuten als meinen mohammedanischen Brüdern. Ich gebe indessen zu, daß sie meine Lehre der Non-Violenz nicht in ihrem ganzen Umfang angenommen haben. Sie ist für sie eine taugliche Waffe der Schwachen. Sie betrachten Non-Kooperation ohne Violenz als das einzige Kampfmittel, das ihnen für die direkte Aktion zur Verfügung steht. Ich weiß wohl, daß manche von ihnen zur offenen Gewalt übergingen, wenn sie ihnen Erfolg verhieße. Doch sehen sie ein, daß das — menschlich gesprochen — eine Unmöglichkeit ist. Für sie ist deshalb Non-Kooperation nicht nur Verpflichtung, sondern auch Vergeltung. Wenn ich nun aber Non-Kooperation aufnehme gegen die englische Regierung in dem Sinne, wie ich sie augenblicklich gegen einige Glieder meiner eigenen Familie aufgenommen, so bringe ich dadurch der britischen Regierung höchste Achtung entgegen. Nicht nur hege ich keine Feindschaft

gegen die Engländer, sondern ich betrachte viele Züge des englischen Charakters als meiner Nacheiferung würdig. Ich zähle unter den Engländern viele Freunde. Es geht gegen meine religiöse Überzeugung, irgend jemand als Feind zu betrachten. Gleiche Gefühle erfüllen mich auch gegenüber den Mohammedanern. Ihre Sache erscheint mir gerecht und rein. Wenn nun auch ihre Ansicht von der meinigen verschieden, zögere ich doch nicht, mich mit ihnen zu verbinden und sie aufzufordern, meine Kampfesweise zu erproben, denn nach meiner Ansicht muß die Anwendung einer reinen Waffe, selbst wenn es aus einem irrigen Beweggrunde geschähe, immer etwas Gutes hervorbringen, wie offenes Aussprechen der Wahrheit auch dann zum Guten beitragen wird, wenn es nur aus dem Grunde geschieht, weil kluge Politik es gegenwärtig fordert.

2. Juni 1920

Das Gesetz des Leidens

Kein Land noch hat sich emporgearbeitet, ohne durch das reinigende Feuer des Leidens gegangen zu sein. Die Mutter leidet, daß ihr Kind lebe. Das Samenkorn muß zugrunde gehen, damit der Weizen wachse. Leben geht aus dem Tode hervor. Will Indien aus seiner Knechtschaft erstehen, ohne das ewige Gesetz von der Läuterung durch das Leiden zu erfüllen?

Wenn diejenigen, die glauben, mir Ratschläge erteilen zu müssen, recht behalten, wird Indien sein Ziel ohne Anstrengung erreichen. Ihre ganze Sorge ist darauf gerichtet, eine Wiederholung der Ereignisse vom April 1919 zu vermeiden. Sie fürchten die Non-Kooperation, weil

sie vielen die Last des Leidens auferlegt. Hampden[33]) hätte die Bezahlung des Schiffsgeldes nicht verweigert, Wat Tylor[34]) die Fahne der Empörung nicht aufgepflanzt, wenn sie beide so argumentiert hätten. Die Geschichte Englands und Frankreichs ist nicht arm an Beispielen von Männern, die unbeirrt nach dem Rechten strebten, ohne das Leiden zu beachten, das dadurch hervorgerufen wurde. Die Führer machten sich keinen Augenblick Gedanken darüber, ob das unwissende Volk dabei leide oder nicht. Warum meinen wir, unsere Geschichte in anderer Weise schreiben zu dürfen? Wir können, wenn wir wollten, aus den Fehlern unserer Vorfahren lernen, aber das Gesetz des Leidens können wir nicht ausschalten, denn es ist eine der Grundbedingungen unseres Daseins. Was wir lernen könnten, wäre unsererseits Gewalttaten nach Möglichkeit zu vermeiden und dadurch den Gang des Fortschrittes zu beschleunigen, und das Leiden zu veredeln. Leicht können wir, wenn wir nur wollen, unsere Ungeduld zügeln, die die Gegner durch äußere Gewalt gefügig machen will, wie es die Sinn Feiner gegenwärtig tun, oder den Nächsten unsere Methode aufzwingen, wie es letztes Jahr von einigen der Unsrigen durch Veranstaltung des *Hartal* versucht wurde. Der Fortschritt ist zu messen an der Größe des Leidens, das der Leidende auf sich genommen. Je reiner das Leiden, desto größer der Fortschritt. So genügte das Opfer Jesu eine ganze gequälte Welt zu erlösen. In seinem Vorwärtsschreiten wog er das Gewicht des Leidens nicht, das er seinen Nachfolgern hinterließ, ob sie es nun freiwillig auf sich nahmen oder nicht. Das Leiden eines Harishcandra[35]) genügte, um das Reich der Wahrheit wieder aufzurichten. Er muß gewußt haben, daß seine Abdankung seinen Untertanen unfreiwilliges Leiden bringen werde. Er ach-

tete dessen nicht, denn er konnte nicht anders als der Wahrheit folgen.

Ich habe schon einmal gesagt, daß ich die Bluttat von Jallianwala-Bagh nicht so tief beklage wie die Mordtaten begangen an Engländern und die Zerstörung ihres Eigentums durch uns. Die Greuel von Amritsar zogen die öffentliche Aufmerksamkeit ab von andern Greueln, die größer waren, wenn sie auch langsamer wirkten, den Greueln von Lahore, wo der Versuch gemacht wurde, die Bevölkerung durch ein langsames Verfahren zugrunde zu richten. Aber ehe wir weiter kommen, werden wir noch oft solche Prozeduren über uns ergehen lassen müssen, bis wir aus ihnen gelernt haben, Leiden willig auf uns zu nehmen und unser Glück in ihm zu finden. Ich bin überzeugt, daß die Bewohner von Lahore die grausamen Beschimpfungen, die man ihnen angetan, nicht verdient haben. Nie haben sie auch nur einem einzigen Engländer etwas zuleide getan. Nie Besitzungen zerstört. Aber ein halsstarriger Befehlshaber war entschlossen, den mannhaften Sinn eines Volkes zu demütigen, eben da es versuchte, sein quälendes Joch abzuwerfen. Und wenn man mir vorhält, daß ich das durch meine Verkündigung von Satyagraha verschuldet, werde ich, so lang ich Atem habe, durch lautere Verkündigung von Satyagraha antworten. Ich werde dem Volke zurufen, es möge das nächste Mal die Beschimpfungen O'Dwyers nicht dadurch erwidern, daß es die Öffnung von Läden erzwinge durch Androhung von Zwangsverkäufen, sondern dadurch, daß es den Tyrannen sein böses Werk vollbringen und sich alles rauben lasse mit Ausnahme der unüberwindlichen Seele. Die Weisen der Vergangenheit töteten ihr Fleisch ab gegen jede Qual, die ihm zugefügt werden könnte von Tyrannen, die

ihnen ihren Willen aufzwingen wollten. Wenn Indien sich diese uralte Weisheit in einem neuen Sinne zu eigen machen und die Fehler Europas vermeiden wollte, wenn Indien das Reich Gottes auf Erden errichtet sehen möchte an Stelle von Satans Reich, das über Europa gekommen, dann möchte ich seinen Kindern ans Herz legen, sich nicht täuschen zu lassen von glatten Worten, einfangen zu lassen von den furchtbaren Ränken, die uns umzäunen, von der Furcht vor Leiden, die der Heimat bevorstehen, sondern mit offenen Augen zu betrachten, was jetzt in Europa geschieht, und daraus zu lernen, daß wir durch Leiden hindurch *müssen*, genau wie Europa hindurch mußte, aber nicht lernen, wie man andern Leiden *zufügt*. Deutschland wollte Europa beherrschen und die andern wollten es gleicherweise, indem sie Deutschland zertraten. Europa ist nicht besser, wenn nun auch Deutschland gestürzt ist. Die Alliierten haben sich selber genau so hinterlistig, grausam, unersättlich und selbstsüchtig erwiesen, wie Deutschland war oder hätte werden können. Deutschland hätte wenigstens den scheinheiligen Humbug vermieden, mit dem die Alliierten ihre Handlungen beschönigten.

Der Mißerfolg, den ich letztes Jahr beklagen mußte, stand nicht im Zusammenhang mit den Leiden, die dem Volk auferlegt worden, ergab sich vielmehr aus den Fehlern, die das Volk gemacht und aus den Gewalttaten, die es verübt, weil es die Satyagraha - Botschaft nicht richtig verstanden. Was denn bedeutet nun Non-Kooperation in der Sprache des Gesetzes vom Leiden? Wir müssen die Verluste und Unzuträglichkeiten gerne auf uns nehmen, die sich daraus ergeben, daß wir einer gegen unsern Willen herrschenden Regierung unsere Mitarbeit entziehen. Thoreau[36]) sagt einmal, daß Macht

und Reichtum unter einer ungerechten Regierung ein Verbrechen seien, Armut in diesem Fall aber eine Tugend. Es mag sein, daß wir in diesen Zeiten des Überganges Fehler machen und Leiden verschulden, die vermeidlich gewesen wären. Doch ist das alles einer Erniedrigung der Nation vorzuziehen.

Wir können nicht darauf warten, daß das Unrecht dann gut gemacht werde, wenn endlich der Übeltäter seiner Ungerechtigkeit inne wird. Wir dürfen nicht aus Furcht davor, selbst leiden zu müssen und andere leiden zu sehen, weiter Teil haben an solcher Ungerechtigkeit. Sondern müssen das Unrecht bekämpfen, indem wir uns weigern, den Übeltäter unmittelbar oder mittelbar zu unterstützen.

Wenn ein Vater ein Unrecht begeht, so ist es Pflicht der Kinder, das väterliche Haus zu verlassen. Wenn der Vorsteher einer Schule seine Anstalt nach unsittlichen Grundsätzen leitet, müssen die Schüler die Schule verlassen. Ist der Vorsitzende eines Vereins korrupt, so müssen sich die Mitglieder von dem Vorwurf der Korruption reinwaschen, indem sie austreten. Und genau so muß der Untertan, wenn die Regierung ein schweres Unrecht begangen, ihr seine Mitarbeit ganz oder teilweise entziehen, jedenfalls in genügendem Maß, um die Regierenden von ihrer Bosheit zu heilen. Alle diese Beispiele enthalten ein Element des Leidens, sei es nun seelisch oder körperlich. Freiheit kann nicht erlangt werden ohne Leiden.

16. Juni 1920

An den Vizekönig (I)

Als ein Bürger, der in einem gewissen Grade das Vertrauen Eurer Exzellenz besessen, als einer, der von sich sagen darf, für das britische Reich stets das Beste gewollt zu haben, schulde ich Eurer Exzellenz und durch Eurer Exzellenz Vermittlung den königlichen Ministern eine Erklärung über meine Beziehungen zur Kalifatsbewegung.

Schon in der ersten Zeit des Krieges, noch während ich in London das Indische freiwillige Sanitätskorps organisierte, begann ich mich mit der Kalifatsfrage zu beschäftigen. Ich wurde Zeuge der tiefen Bewegung, die die kleine mohammedanische Kolonie in London erfaßte, als die Türkei sich entschloß, an der Seite Deutschlands in den Krieg zu ziehen. Bei meiner Rückkehr nach Indien im Januar 1915 fand ich die gleiche Besorgnis und die gleiche ernste Auffassung bei den Mohammedanern, mit denen ich zusammentraf. Ihre Besorgnis wurde noch verstärkt, als die Kunde von den Geheimverträgen durchdrang. Mißtrauen in die Absichten der Engländer erfüllte sie und trieb sie zur Verzweiflung. Schon damals riet ich meinen Freunden unter den Mohammedanern, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen, sondern ihre Befürchtungen und Hoffnungen ruhig und beherrscht vorzubringen. Man wird zugeben müssen, daß die gesamte mohammedanische Bevölkerung Indiens sich während der letzten fünf Jahre außerordentlich maßvoll benommen, und daß ihre Führer es verstanden, die unruhigen Elemente im Zügel zu halten.

Die Friedensbestimmungen und namentlich die Verteidigung, die Eure Exzellenz ihnen hat angedeihen lassen, haben den Mohammedanern Indiens einen Schlag

versetzt, den sie nur schwer verwinden werden. Die Bestimmungen setzten sich über das vom Minister gegebene Wort ebenso kaltblütig hinweg wie über die Gefühle der mohammedanischen Welt. Nach meiner Ansicht wäre ich als überzeugter Hindu, der mit seinen mohammedanischen Landsleuten in Frieden leben möchte, ein unwürdiger Sohn Indiens, wenn ich in ihrer schwersten Stunde nicht zu ihnen stehen wollte. Nach meiner bescheidenen Ansicht ist ihre Sache gerecht. Sie verlangen, daß die Türkei nicht *bestraft* werden dürfe, wenn ihre Gefühle nicht verletzt werden sollen. Die mohammedanischen Soldaten sind nicht in den Krieg gezogen, um den Kalifen zu bestrafen oder ihn seiner Länder zu berauben. Und die Haltung der Mohammedaner ist sich in diesen fünf Jahren gleich geblieben.

Meine Pflicht dem Reiche gegenüber, dem ich Loyalität schulde, verlangt von mir, mich der grausamen Vergewaltigung der Mohammedaner zu widersetzen. So weit ich sehe, haben die Hindu und die Mohammedaner im allgemeinen das Vertrauen in die Gerechtigkeit und Ehrenhaftigkeit der Engländer verloren. Der Bericht der Mehrheit im Hunterausschuß, Eurer Exzellenz öffentliche Äußerung hiezu und Mr. Montagus Erwiderung haben das Mißtrauen nur verschärft.

Unter diesen Umständen bleiben jemand wie mir nur zwei Wege offen: entweder alle Hoffnung aufgeben und mich von aller Verbindung mit der britischen Herrschaft lossagen, oder — sofern ich noch den Glauben bewahrt an die innerliche Überlegenheit der britischen Verfassung über alle andern — Maßnahmen zu ergreifen, die das Unrecht wieder gut machen und auf diese Weise das Vertrauen wiederherstellen. Ich habe meinen Glauben an diese Überlegenheit nicht verloren und auch die Hoff-

nung nicht aufgegeben, daß uns auf die eine oder andere Weise Gerechtigkeit widerfahren werde, wenn wir die erforderliche Fähigkeit zu leiden aufbringen. Denn nach meiner Auffassung bietet die britische Verfassung nur denen Hilfe, die bereit sind, sich selber zu helfen. Ich glaube nicht, daß sie Schwache beschützt. Dem Starken gewährt sie Spielraum, seine Stärke zu erhalten und zu entwickeln. Alles Schwache unter ihr wird an die Wand gedrückt.

Gerade also weil ich noch an die britische Verfassung glaube, habe ich meinen mohammedanischen Freunden geraten, Eurer Exzellenz Regierung die Unterstützung zu entziehen und den Hindu empfohlen, sich ihnen anzuschließen, sofern die Friedensbestimmungen nicht in Übereinstimmung gebracht würden mit der feierlichen Verpflichtung der Minister und dem Gefühl der Mohammedaner.

Drei Wege standen den Mohammedanern offen, einer Mißbilligung der schweren Ungerechtigkeit entschiedenen Ausdruck zu verleihen, einer Ungerechtigkeit, an der die königlichen Minister teilhaben, wenn sie nicht die Urheber davon sind:

1. Zur Gewalt zu greifen
2. Auswanderung im großen Maßstab zu empfehlen,
3. Jedes Zusammengehen mit der Regierung zu verweigern, um nicht teilzuhaben an ihrer Ungerechtigkeit.

Eure Exzellenz muß wissen, daß es eine Zeit gegeben, wo die kühnsten, wenn auch nicht die klügsten der Mohammedaner die Gewalt begünstigten, und das Feldgeschrei „Hijrat“ (Auswanderung) ist heute noch nicht völlig verstummt. Ich darf sagen, daß es meinem vernünftigen Zureden gelungen ist, die Anhänger der Gewalt von ihrem Wege abzubringen. Ich gebe zu, daß

mir das nicht durch Anführung moralischer Gründe gelungen — ich habe auch gar keinen Versuch in dieser Richtung gemacht — sondern lediglich durch Hervorhebung von Gründen der Nützlichkeit. Indessen hat es den Erfolg gehabt, der Gewalt Einhalt zu tun — wenigstens bis heute. Die Anhänger des „Hijrat“ stehen vor unüberwindlichen Schwierigkeiten und haben vielleicht ihr Bestreben schon ganz eingestellt. Nach meiner Auffassung hätte kein Druck von oben einen Ausbruch der Gewalt verhindern können, wäre nicht aus dem Volke selbst den Radikalen ein Mittel der direkten Aktion in die Hand gegeben worden, das zwar beträchtliche Opfer auferlegt, aber auch den Erfolg verbürgt, wenn es von allen Kreisen der Öffentlichkeit tatkräftig aufgenommen wird. Von allen Formen der direkten Aktion ist die Non-Kooperation die einzig würdige und auch die einzige, die sich mit der Verfassung vereinbaren läßt. Denn seit undenklichen Zeiten ist es das Recht des Untertanen, einer Obrigkeit, die schlecht regiert, die Mitwirkung zu versagen.

Ich gebe andererseits aber auch zu, daß Non-Kooperation, die von großen Massen geübt wird, schwere Gefahren in sich birgt. Aber in einer Krisis wie die, in der sich die Mohammedaner Indiens befinden, wird jedes Mittel, das die gewünschte Besserung bringen kann, mit großen Gefahren verbunden sein. Heute Gefahren vermeiden wollen, heißt viel größere Gefahr laufen oder gar Zusammenbruch von Gesetz und Ordnung herbeiführen.

Noch aber gibt es ein Mittel, die Non-Kooperation zu vermeiden. Die Abordnung der Mohammedaner hat von Eurer Exzellenz verlangt, Sie möchte sich selber an die Spitze der Bewegung gegen die Friedensbestimmungen stellen, wie Eurer Exzellenz ausgezeichneter Vorgänger zur Zeit der südafrikanischen Unruhen getan hat. Wenn

Sie das aber nicht über sich bringen und Non-Kooperation damit also eine harte Notwendigkeit wird, hoffe ich, Eure Exzellenz werde denen, die meinen Rat befolgen, und mir selber zubilligen, durch nichts anderes dazu getrieben worden zu sein als durch ein ernstes Pflichtgefühl.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz ergebener Diener zu sein. 22. Juni 1920

Die Pflicht des Pandschabiten *)

Der Allahabad *Leader* verdient Anerkennung für die Veröffentlichung des Berichtes über Bosworth Smith, einen Offizier, gegen den unter dem Standrecht wegen hartnäckiger und fortgesetzter Roheiten die bittersten Klagen laut wurden. Aus dem Bericht geht hervor, daß er statt entlassen, befördert worden. Einige Zeit vor Erklärung des Standrechtes scheint er degradiert worden zu sein. „Er ist seither in seine Stellung wieder eingesetzt worden", sagt der Berichterstatter des *Leader*. „Seit seiner Ankunft lebte die arme indische Bevölkerung der Stadt Ambala Cantonment unter einer Herrschaft des Schreckens und der Tyrannei." Der Berichterstatter fügt bei: „Ich brauche diese Ausdrücke absichtlich und in voller Bedeutung ihres Sinnes." Ich führe einige Sätze seines anschaulichen Berichtes an, um den Sinn der Ausdrücke „Schrecken und Tyrannei" klar zu machen.

„Bei Zivilklagen nimmt er niemals die Aussagen des Klägers entgegen. Sie werden nach Schluß der Sitzung vom Gerichtsschreiber zu Protokoll genommen und am nächsten Tag dem Untersuchungsrichter zur Unter-

*) Vgl. dazu den *Anhang* zu diesem Aufsatz: Die Verfügung eines Polizeipräsidenten.

schrift vorgelegt. Ob nun der Entscheid zugunsten oder zuungunsten des Klägers laute, wird vom Richter nie verkündet und Klagen werden ohne ordentliches Verfahren abgetan. So ergeht es den Zivilklagen.

Nun zu dem Strafrechtsverfahren! Die Verteidiger der Angeklagten dürfen die Untersuchungsgefangenen im Polizeigewahrsam nicht besuchen. Sie dürfen die Belastungszeugen keinem Kreuzverhör unterziehen .... Belastungszeugen werden mit Suggestivfragen beeinflußt .... Auf diese Weise wird den Belastungszeugen eine ganze Geschichte gegen den Angeklagten in den Mund gelegt. Wenn auch Entlastungszeugen geladen werden, darf die Verteidigung sie doch nicht befragen. .... Der Angeklagte wird zur Ruhe verwiesen, wenn er sich den Mut nimmt, etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen .... Jeder Bezirksschutzmann darf irgend einen Namen auf einen Fetzen Papier schreiben und den derart Denunzierten für den nächsten Tag vor Gericht laden. Das nennt sich eine gerichtliche Vorladung. Wenn jemand daraufhin nicht erscheint, wird gegen ihn Haftbefehl erlassen.“ In dem Bericht steht noch manches dieser Art, das verdiente, bekannt gemacht zu werden. Aber das Vorgebrachte mag genügen. Wie nun hat sich dieser Beamte während der Dauer des Standrechtes verhalten? Er war jener Beamte, der die Leute truppweise zur Anklagebank trieb und sie nach einer possenhaften Verhandlung aburteilte. Zeugen haben eidlich ausgesagt, daß er Leute zu sich gerufen und sie aufgefordert, falsches Zeugnis abzulegen, daß er Frauen den Schleier vom Gesicht gerissen, daß er sie „Geschmeiß“, „Huren“ und „Eselinnen“ genannt und sie angespien habe. Er hat die unschuldigen Fürbitter für Shekhupura den unbeschreiblichsten Verfolgungen ausgesetzt. Mr. Andrews hat per-

sönlich die gegen diesen Beamten erhobenen Beschwerden untersucht und ist zu der Überzeugung gekommen, daß keiner sich schlimmer benommen habe als Mr. Smith. Er war es, der die Leute von Shekhupura zusammengepfercht und sie „Bestien“ und „Geschmeiß“ beschimpft. Seine Aussage vor der Hunter-Kommission bekundet seine Verachtung der Wahrheit. Und ein solcher Beamter ist, sofern unser Gewährsmann die Tatsachen richtig wiedergegeben, befördert worden. Ob befördert oder nicht, die Frage bleibt, weshalb er überhaupt noch Staatsbeamter und noch nicht wegen Beschimpfung und tätlicher Beleidigung unschuldiger Männer und Frauen vor Gericht gestellt worden ist. Es scheint allgemein der Wunsch zu herrschen, General Dyer und Sir Michael O'Dwyer möchten unter Anklage gestellt werden. Ich will mich nicht bei der Erörterung aufhalten, ob das überhaupt möglich sei. Mit Bedauern habe ich erfahren, daß Mr. Shastri sich der Forderung auf Bestrafung von General Dyer angeschlossen hat. Wenn England es von sich aus täte, würde ich ein solches Vorgehen als ein Zeichen der scharfen Verurteilung der Greuel von Jallianwala-Bagh willkommen heißen. Aber ich würde keinen Rappen ausgeben für die unnütze Strafverfolgung dieser Männer, nachdem sie ihres Unrechts überführt sind. Die Öffentlichkeit hat gewiß hinreichende Erfahrungen über die engliche Geistesverfassung sammeln können. Tatsächlich hat die gesamte englische Presse diese Beleidigung jeder Menschlichkeit in Schutz genommen. Ich möchte nicht daran teilhaben, sie zu Helden zu stempeln, indem ich privat oder öffentlich in den Ruf nach Bestrafung miteinstimme. Ich wäre zufrieden, wenn ich Indien dazu bringen könnte, auf ihrer endgültigen Entlassung zu bestehen. Notwendiger jedoch

als Entlassung Sir O'Dwyers und General Dyers ist die Entlassung, wenn nicht Aburteilung von Oberst O'Brien, Bosworth Smith, Rai Shri Ram und anderer, die in dem Bericht des vom Kongreß ernannten Untersuchungsausschusses namhaft gemacht werden. So schlecht auch General Dyer ist, halte ich Mr. Smith noch für unvergleichlich schlimmer und seine Verbrechen für viel ruchloser als das Gemetzel von Jallianwala-Bagh. General Dyer war der festen Überzeugung, daß es eine soldatische Tat sei, die Menge durch Maschinengewehrfeuer in Furcht und Schrecken zu halten. Mr. Smith dagegen war grausam, gemein und verkommen. Wenn alle die Handlungen, die ihm zugeschrieben werden, wahr sind, dann besitzt er keinen Funken Menschlichkeit. Im Gegensatz zu General Dyer fehlt ihm der Mut, für seine Taten einzutreten, und wenn er angegriffen wird, sucht er sich herauszuwinden. Ein solcher Beamter bleibt ungestraft in der Lage, Leute zu bedrängen, die ihm nichts angetan haben, und darf weiter die Obrigkeit entehren, deren Vertreter er gegenwärtig ist.

Was soll nun der Pandschab tun? Ist es nicht die klare Pflicht der Pandschabiten, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Entlassung Mr. Smiths und seinesgleichen durchgesetzt haben? Die politischen Führer des Pandschab sind umsonst freigesprochen worden, wenn sie die wiedererlangte Freiheit nicht dazu benutzen, die Landesverwaltung von Mr. Smith und Konsorten zu säubern. Ich bin überzeugt, daß sie ganz Indien hinter sich haben werden, sobald sie eine energische Agitation einleiten. Ich gestatte mir ihnen zu sagen, daß sie ihr Verlangen, General Dyer am Galgen zu sehen, dadurch am besten rechtfertigen könnten, daß sie die leichtere und dringlichere Pflicht erfüllten, das Unheil aufzuhalten, das

immer noch angerichtet wird von Beamten, gegen die sie selber geholfen haben ein erdrückendes Beweismaterial zu sammeln. 23. Juni 1920

Anhang

Die Verfügung des Polizeipräsidenten

Der Pandit Madan Mohan Malaviya stellte mir einen Erlaß zur Verfügung, den Mr. F. A. Heron, der Polizeipräsident von Gudschranwala im Pandschab, unterzeichnet. Er wünscht, daß ich ihn veröffentliche, versehen mit kritischen Bemerkungen, zu denen mich meine Reise durch den Gudschranwala-Distrikt ermächtigen. Es mag daran erinnert werden, daß es dieser Polizeipräsident gewesen, der auf jene Menge schießen ließ, die am 14. April 1919 eine der Eisenbahnbrücken von Gudschranwala in Brand steckte. Die Verfügung lautet folgendermaßen:

Es ist nun entschieden, daß in einigen Tagen der Belagerungszustand in denjenigen Orten des hiesigen Bezirkes, wo er noch in Kraft ist, aufgehoben wird. Die Folge davon wird sein, daß nur diejenigen Fälle, die zur Zeit der Aufhebung des Belagerungszustandes bei der Belagerungszustands-Kommission anhängig sind, unter dem Kriegsgesetze erledigt werden können. Alle andern Fälle, ob sie sich nun erst in der Untersuchung oder vor einem Standgericht befinden, müssen fallen gelassen und können dann nur noch im ordentlichen Gerichtsverfahren ausgetragen werden.

Das bedeutet eine arge Verschleppung dieser Fälle, da nach ordentlichem Recht langsam verfahren wird und außerdem Berufungen usw. zu erwarten sind. Es ist daher dringend erforderlich, daß alle diejenigen Fälle, die zur Aburteilung durch ein Standgericht reif sind, sofort erledigt werden, und daß die Voruntersuchungen in schwebenden Fällen zu diesem Zwecke alsbald abgeschlossen werden. In unserm Bezirk hat die Polizei bisher verhältnismäßig wenige Fälle vor Gericht gezogen. Es müssen also noch viel da sein, die schuldig

sind, und gegen die mit Erfolg vorgegangen werden könnte. Gegen sie sollte unverzüglich das Verfahren eröffnet werden.

Alle Anstrengungen müssen gemacht werden, die schwebenden Fälle auf einmal zu erledigen. Alle Personal- und Sachfeststellungen sind ohne Aufschub vorzunehmen und alles muß getan werden, neue Zeugen aufzutreiben, die dazu beitragen können, die Schuldigen zu überführen.

Nicht genug Anstrengungen sind bisher gemacht worden, die Flüchtlinge einzubringen. Das muß nun geschehen. Gendarmen müssen sofort ausgeschickt werden und alles tun, um der Flüchtlinge habhaft zu werden. Die Festnahme kann nicht dadurch gesichert werden, daß man einen Befehl nach irgendeiner Polizeiwache schickt.

Ich brauche wohl meinen Offizieren nicht weiter die dringende Notwendigkeit einzuschärfen, die schwebenden Fälle sofort zu erledigen und eine zureichende Anzahl Angeklagter zur Aburteilung zu bringen, bevor der Belagerungszustand aufgehoben wird. Unser Bezirk steht in bezug auf die Fälle, die vor Gericht gezogen wurden, weit hinter allen andern Bezirken zurück, was natürlich die Kritik an den Fähigkeiten und der Tatkraft der hiesigen Polizei herausfordert. Noch kann manches nachgeholt werden, und wenn sich alle meine Offiziere restlos für die Aufgabe einsetzen, bleibt die Gefahr nicht länger bestehen, daß unsere Untersuchungsbeamten im Vergleich mit denen von Lahore und Amritsar schlecht wegkommen und ihr guter Ruf darunter leide. Sollte jedoch die Zahl derer, die vor Gericht gezogen werden, weiterhin so unbedeutend bleiben, so werden unsere Leute die Anerkennung nicht erhalten, zu der sie in mancher Hinsicht berechtigt erscheinen.

Den 5. Juni 1919 F. A. Heron,
Polizeipräsident.

Zahllose Zeugen aus diesem Bezirk bekundeten vor dem Untersuchungsausschuß des Kongresses, daß während der letzten Tage des Belagerungszustandes die Gefangenen scharenweise vor die sogenannten Standgerichte getrieben wurden. Die Offiziere amteten bis spät in die Nacht hinein und verurteilten, ohne Entlastungszeugen zu vernehmen, völlig unschuldige Menschen zu Gefängnisstrafen von verschiedener Dauer. Zu den Offizieren, die in dieser Weise zu Gericht saßen, gehörten auch

Oberst O'Brien und Bosworth Smith. Die mitgeteilte Verfügung verleiht den Feststellungen des Untersuchungsausschusses des Kongresses noch besondern Nachdruck und wirft ein düsteres Licht auf die Art und Weise, in der die Strafverfolgung betrieben wurde.

In solch summarischem und überstürztem Verfahren wurden völlig unschuldige Leute in Akalgarh, Ramanagar und anderswo mißhandelt und eingekerkert — und dennoch behalten diese Offiziere ihre Stellung und damit die Macht, Böses zu tun. 14. Juli 1920

Der Non-Kooperations-Ausschuß

Es scheinen zahlreiche Mißverständnisse zu bestehen über den Non-Kooperations-Ausschuß, der von dem Kalifats-Ausschuß in Allahabad am 3. Juni dieses Jahres ernannt worden. Ein Freund, der bei der betreffenden Versammlung anwesend war, schreibt: Die Bildung des Ausschusses sei erfolgt, um den Gedanken der Non-Kooperation auf das Wirksamste in die Tat umzusetzen, in allen hierauf bezüglichen Angelegenheiten gleichsam als Vertreter der gesamten mohammedanischen Bevölkerung Indiens zu handeln und in solcher Eigenschaft auch Schritte bei der Regierung zu unternehmen. Daß dies nicht der Zweck des Ausschusses war, möchten die folgenden Zeilen nachweisen.

Er hat vielmehr, wie ich bei meinem Aufruf zu seiner Gründung darlegte, den Zweck, den Willen der Nation zur Non-Kooperation zu verkörpern und zu verstärken. Obwohl der Ausschuß eine repräsentative Körperschaft mit unbedingter Vollmacht ist, kann man doch nicht von ihm sagen — und es ist auch gar nicht beabsichtigt — daß er die höchsten und einflußreichsten Kreise moham-

medanischer Auffassung vertrete. So zum Beispiel vertritt er nicht den mohammedanischen Hochadel. Das ist kein Fehler in der Zusammensetzung des Ausschusses. Mit voller Absicht hat man sich auf solche Mitarbeiter beschränkt, die ihre ganze Zeit und Arbeitskraft einsetzen können für die Organisierung der Non-Kooperation und für die Erziehung der Massen zum Gehorsam gegenüber Verordnungen und zur Non-Violenz. Es ist also wirklich ein *Arbeits*-Ausschuß. Niemand erwartet, daß das ganze mohammedanische Indien die Non-Kooperation überall mit gleicher Hingabe durchführen werde. Die einen bezweifeln ihre Wirksamkeit, andere sehen in ihr ein gar zu harmloses Heilmittel, andere wieder fürchten, sie sei zu streng für das heutige Indien und meinen, dieses habe noch nicht jenes Maß von Aufopferungsfähigkeit erreicht, das den Erfolg zu sichern imstande sei. Diese Zweifler sind im Ausschusse nicht vertreten, obwohl sie außerhalb oft viel einflußreicher sind als mancher Mohammedaner, der dem Ausschuß angehört. Er zählt nur solche zu Mitgliedern, die zwar den tiefsten Glauben an die Non-Kooperation haben, die sie aber, obschon sie darauf schwören, doch nicht unter allen Umständen durchsetzen wollen. Vielmehr werden sie die Nation nur soweit auf ihr Programm verpflichten, als es praktisch durchführbar ist, innerhalb dieser Beschränkung aber nicht vor den äußersten Konsequenzen zurückschrecken und Verbindung suchen mit denjenigen, die ebenfalls dazu entschlossen sind. Da der Ausschuß seine Tätigkeit beginnen muß, ohne Ansehen zu besitzen, muß er sich dieses durch seine Tätigkeit und seine Erfolge erringen. Er wird aufhören zu bestehen, wenn er keine Tätigkeit entfaltet, oder wenn sie keinen Erfolg zeitigt. Für Außenstehende mag er keinerlei repräsen-

tative Qualitäten besitzen. Für sie ist Shaukat Ali ein liebenswürdiger Mann, doch ein rabiater Fanatiker, dessen Name niemand Eindruck macht, Hasrat Mohani ein Taugenichts, der nur sein Homerule im Kopfe hat, Dr. Kitchlew ein Neuling, der niemals über Amritsar hinausgekommen ist. Gleiches kann gegen die übrigen eingewendet werden. Und von mir selber wird man wahrscheinlich sagen, ich sei ein überragender Kopf, aber bei alledem ein verdrehter Kauz und ein Störenfried. Kundgebungen dieses Ausschusses werden also, soweit die Unterschriften in Frage kommen, nach außen wenig Eindruck machen. — Das will nicht heißen, daß er keine Kundgebungen erlassen wird. Er wird es, so oft Eile nottut, oder wenn andere es nicht als opportun erachten, Kundgebungen zu unterzeichnen. Das Einsammeln von Unterschriften für wuchtige Kundgebungen ist tatsächlich ein gutes Mittel, die öffentliche Meinung zu ermessen und den Opfergeist der Besten des Landes auf die Probe zu stellen. — Für das eigentliche Volk jedoch und für die Arbeit innerhalb der Bewegung ist der Ausschuß wirklich repräsentativ. Es wäre wohl schwierig zwei bessere Repräsentanten der mohammedanischen Meinung zu finden als Shaukat Ali und Hasrat Mohani. Die andern wurden, obwohl sie weniger bekannt sind, gewählt, weil man ihnen Ausdauer, Geduld, Ruhe, Wahrheitsliebe und Mut zutraute, der sich auch in Schwierigkeiten und Opfern bewährt.

Es ist behauptet worden, daß ich die Bewegung leite. Das ist nur teilweise wahr*). Ich sage das nicht etwa

*) Gandhis Beziehung zur Bewegung wird ausführlicher dargestellt in dem bedeutsamen Brief, den er bei der Eröffnung der Non-Kooperationsbewegung an den Vizekönig richtete (siehe S. 128 dieser Übersetzung).

nur aus Bescheidenheit, sondern weil es den Tatsachen entspricht. Wenn die Ansicht, daß ich der Führer der Bewegung sei, an Boden gewinnt, kann es ihr zum größten Schaden gereichen. Ich bin Leiter der Bewegung nur in dem Sinne, daß ich ihr Berater bin, dessen Rat zur gegenwärtigen Stunde besonders wertvoll ist, und dessen Entschlossenheit, das Programm der Non-Kooperation in seiner ganzen Tragweite durchzuführen, wohl von niemand übertroffen werden dürfte. Doch behaupte ich nicht, die mohammedanische Auffassung zu vertreten. Ich kann bloß versuchen, sie richtig zu interpretieren. Ich könnte für mich allein nicht erwarten, die mohammedanischen Massen mitzureißen. Ich würde in einer Versammlung von Mohammedanern richtig niedergeschrien, wenn ich versuchen wollte, gegen die mohammedanische Auffassung der Religion aufzutreten. Wäre ich aber ein Mohammedaner, so würde es mir nichts ausmachen in einer Versammlung von Glaubensgenossen Entscheidungen selbst gegen den schwersten Widerstand durchzufechten. Ich halte mich selber für einen scharfsinnigen Arbeiter, mein Scharfsinn aber ist nicht mehr und nicht weniger als ein feines Gefühl für die Grenzen meiner Persönlichkeit. Ich hoffe, nie darüber hinauszugehen. Ich bin sicher, es wissentlich noch nie getan zu haben. Jeder einsichtige Mohammedaner sollte diese Grenzen meiner Fähigkeit und den Zweck meiner Tätigkeit im Auge behalten. Unkenntnis in dieser Beziehung kann den Erfolg der Bewegung beeinträchtigen. Meine Verbindung mit ihr darf die Anhänger nicht zur Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit einschläfern. Im Gegenteil soll meine Mitwirkung, wenn anders sie fruchtbar und erfolgreich sein soll, zu größerer Wachsamkeit, zu verschärftem Verantwortlichkeitsgefühl, zu erhöhter

Arbeitswilligkeit, Tatkraft und Regsamkeit anspornen. Ich kann wohl die Pläne ausdenken, aber die Ausführung bleibt immer den mohammedanischen Mitarbeitern überlassen. Die Bewegung muß von ihnen geschaffen und geführt werden, je nachdem unter Mitarbeit von Freunden, wie ich einer bin, aber auch ohne sie — wie es sich gerade gibt. Man darf von mir nicht erwarten, Mitarbeiter der Non-Kooperation heranzuziehen, das können nur die mohammedanischen Führer tun. Die höchste Opferbereitschaft auf meiner Seite wäre nicht imstande, in der mohammedanischen Welt den Geist der Non-Kooperation zu erwecken, denn er bedeutet Opfer um der Religion willen. Erst wenn die Führer unter den Mohammedanern diesen Geist verwirklichen, können die Massen ihn entwickeln.

Und nun kann die Frage, warum keine Hindu-Führer dem Ausschuß angehören, leicht beantwortet werden. Der oberste Ausschuß kann nur aus Mohammedanern zusammengesetzt sein. Meine eigene Mitgliedschaft betrachte ich als ein Übel, freilich in Anbetracht meiner Eignung als ein notwendiges Übel. Ich bin in der Non-Kooperation besonders erfahren. Ich habe mich erfolgreich darin betätigt. Der dahingehende Beschluß an der Konferenz von Delhi war von mir entworfen worden. Als Spezialist in dieser Frage gehöre ich dem Ausschuß an, nicht als Hindu. Meine Tätigkeit beschränkt sich also nur auf die eines Beraters. Daß ich zugleich die Auffassung hege, jeder Hindu müsse es als seine oberste Pflicht betrachten, in der Non-Kooperation mit den Mohammedanern durch dick und dünn zu gehen, ist allerdings ein Vorteil für den Ausschuß. Doch war dieser Vorteil zu seiner Verfügung, ob ich ihm angehörte oder nicht.

Da wäre ich bei der Frage angelangt, wie weit die Hindu von der Kalifatangelegenheit berührt werden, und möchte, selbst auf die Gefahr einer Wiederholung hin, meine Stellungnahme noch einmal klarlegen. Da ich der Meinung bin, der Anspruch der Mohammedaner sei an und für sich — also abgesehen von der religiösen Seite der Frage — berechtigt, bin ich entschlossen, die Non-Kooperation mit ihnen bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Und ich halte das auch für vereinbar mit meiner Loyalität gegenüber den Engländern. Doch würde ich jede Teilnahme an einem gewaltsamen Vorgehen ablehnen. So würde ich ihnen z. B. nicht beistehen in dem Bestreben, einen bewaffneten Einfall in Indien durch Afghanistan oder anderwärts herbeizuführen, um bessere Friedensbedingungen zu erzwingen. Ich bleibe dabei, daß es Pflicht eines jeden Hindu ist, sich bewaffneten Einfällen in Indien, und geschähen sie auch zu dem angegebenen Zweck, zu widersetzen, wie es seine Pflicht ist, den mohammedanischen Brüdern beizustehen, wenn sie ihre gerechten Ansprüche mit Hilfe der Non-Kooperation oder einer andern Art von Opfern und Leiden, gleichgültig wie schwer sie seien, verwirklichen wollen — solange dabei Indiens Freiheit nicht beeinträchtigt und niemand Gewalt angetan wird. Und nun habe ich mich selber mit Leib und Seele der Non-Kooperations-Bewegung verschrieben, und wäre es auch nur, um irgendeinem solchen bewaffneten Konflikt vorzubeugen.

23. Juni 1920

Wie gehandelt werden soll und wann

Dem Non-Kooperations-Ausschuß sind mannigfache Fragen gestellt worden in bezug auf die Art und Weise, wie er die Non-Kooperation einleiten wolle und auf die Erwartungen, die er daran knüpfe.

Wenn der Ausschuß zwar erwartet, daß jedermann seinen Verfügungen aus ganzer Kraft entspreche, ist ihm doch auch daran gelegen — und er legt Wert darauf, daß das verstanden werde — auch die schwächsten seiner Anhänger zu begeistern. Er möchte passive Mitarbeit, d. h. Sympathie, oder lieber noch die aktive Mitarbeit des ganzen Landes für die Non-Kooperation gewinnen. Diejenigen, die nicht ihre ganze Person dafür einsetzen können, sollen durch Geldbeiträge oder Arbeit die Bewegung unterstützen.

Für den Fall, daß Non-Kooperation einsetzen müßte, hat der Ausschuß folgendes Programm für die erste Phase aufgestellt:

1. Verzicht auf alle Ehrentitel und Ehrenämter.
2. Nichtbeteiligung an den Anleihen des Staates.
3. Einstellung der Rechtsanwalttätigkeit und Beilegung von Zivilprozessen durch private Schiedsgerichte.
4. Boykott der Staatsschulen durch die Eltern.
5. Boykott des Rates für konstitutionelle Reformen.
6. Verweigerung der Beteiligung (Non-Partizipation) an den offiziellen Empfängen und allen übrigen offiziellen Funktionen.
7. Ablehnung aller zivilen und militärischen Ämter, namentlich für Mesopotamien, Ablehnung der Anwerbung für die Armee, besonders für den Dienst in den türkischen Gebieten, die augenblicklich den gegebenen Versprechungen entgegen verwaltet werden.

8. *Propagierung von Swadeshi.* Energisches Eintreten für Swadeshi im Bemühen, das Volk in diesen Zeiten des nationalen Erwachens dahin zu bringen, die oberste Pflicht dem Lande gegenüber in der Beschränkung auf die einheimischen industriellen Erzeugnisse zu erkennen.

Swadeshi muß sofort gefordert werden und ohne den 1. August abzuwarten, denn es ist ein bleibendes Prinzip und darf nicht aufgehoben werden, auch wenn der augenblickliche Konflikt beigelegt werden sollte.

Damit sich niemand die Hände binde, soll man sich jetzt schon enthalten, ein ziviles oder militärisches Amt anzunehmen. Desgleichen sollen keine Staatsanleihen, neue oder alte, mehr gezeichnet werden.

Für alle übrigen Punkte sei daran erinnert, daß die Non-Kooperation erst mit dem 1. August einsetzen soll.

Inzwischen werden die Anstrengungen weiter gehen, einen so tiefgehenden Bruch mit der Regierung zu vermeiden, indem die königlichen Minister auf das Dringendste ersucht werden, die Revision eines Vertrages zu sichern, der so allgemein verurteilt worden ist.

Diejenigen, die sich des Ernstes der Sache und der eigenen Verantwortlichkeit ihr gegenüber bewußt sind, werden nicht auf eigene Faust vorgehen, sondern nur in Übereinstimmung mit dem Ausschuß. Der Erfolg hängt einzig und allein von einer wohldisziplinierten und einheitlichen Durchführung ab und diese wieder ist bedingt durch strikte Befolgung der Verordnungen, durch ruhige Beherrschtheit und vollständige Enthaltung von Anwendung jeglicher Gewalt.

7. Juli 1920

Das Gesetz der Mehrheiten

Mrs. Besant hat aus einem Bericht über die Pandschab-Versammlung, die von der Homerule-Liga und der Nationalen Union in Bombay einberufen worden, ersehen, daß ich es gewesen, der die Resolution zugunsten einer Strafverfolgung des Generals Dyer und Sir Michael O'Dwyers eingebracht, und fragt mich, wie ich eine Resolution einbringen könnte, deren Begehren ich nicht billige. Auch Mr. Shastriar findet mein Vorgehen bedenklich. Ich habe nie einen Bericht über meine Rede zu Gesicht bekommen und kann deshalb nicht sagen, ob sie genau wiedergegeben worden sei. Ich habe meine Rede in Gudschrati gehalten. Sie kann also in der Übersetzung entstellt worden sein. Ich möchte darum versuchen, meine Stellungnahme ohne Rücksicht auf den Bericht über meine Rede darzulegen. Ich tue es gern, da ich zugeben muß, daß die Frage, die die beiden Führer aufwerfen, sehr wichtig ist.

Es ist mir oft vorgeworfen worden, ich habe eine unbeugsame Natur. Man hat mir gesagt, ich würde mich nicht einmal der Entscheidung der Mehrheit unterwerfen. Man hat mich einen Autokraten genannt. Nun aber bin ich an der Pandschab-Versammlung genötigt worden, eine Resolution einzureichen, die ich selber nicht billigen konnte. Ich kam dem nach, mit dem Vorbehalt allerdings, meine gegenteilige Meinung energisch auszusprechen. Das tat ich denn auch. Den Vorwurf, eigensinnig und autokratisch zu sein, habe ich nie anerkennen können. Ich bin im Gegenteil stolz auf meine Nachgiebigkeit in Nebenfragen. Ich verabscheue Autokratie. Des Wertes meiner Freiheit und Unabhängigkeit wohl bewußt, freut es mich, wenn ich diese

Eigenschaften auch bei andern finde. Nur dann möchte ich einen Menschen für mich gewinnen, wenn er sich in seiner Vernunft durch meine Gründe überzeugen läßt. Meine Unabhängigkeit geht so weit, die Göttlichkeit der ältesten Shastras [37]) zu verwerfen, wenn sie mich in meiner Vernunft nicht zu überzeugen vermögen. Doch bin ich durch Erfahrung zur Einsicht gekommen, daß ich, sofern ich in der Gesellschaft leben und doch meine Unabhängigkeit bewahren wolle, die absolute Selbständigkeit auf Fragen allerhöchster Wichtigkeit beschränken müsse. In Fällen, die kein Abweichen von der sittlichen oder religiösen Überzeugung fordern, muß man sich der Mehrheit fügen. Im vorliegenden Fall war mir Gelegenheit geboten, meine Stellung an einem Beispiel darzulegen. Von meiner sogenannten Unbeugsamkeit hat das Land genügend Beispiele gesehen. Ich war glücklich, daß mir in so bedeutender Weise Gelegenheit geboten wurde, einmal in Seelenruhe nachgeben zu können. Ich bin noch immer der Überzeugung, daß das Land im Unrecht ist, wenn es verlangt, daß General Dyer gerichtlich verfolgt und Sir Michael O'Dwyer in Anklagezustand versetzt werde. Das geht einzig und allein die Engländer an. Ich meinerseits möchte dahin wirken, daß die Übeltäter für immer aus dem Dienst der englischen Krone entlassen werden. Nichts von allem, was ich inzwischen erlebt, hat diese Ansicht erschüttern können. Und ich hielt sie der gleichen Versammlung gegenüber aufrecht, an der ich die erwähnte Resolution einbrachte. Ich konnte sie einbringen, weil in der Forderung auf General Dyers Bestrafung nichts Ungebührliches zu erblicken ist. Das Land hat das Recht, diese Forderung zu erheben. Der Untersuchungsausschuß des Kongresses hat sich freilich darin geäußert, daß ein Ver-

zicht auf dieses Recht Indien nur nützen könne. Ich dachte deshalb, mich so zu verhalten, daß ich einerseits die Forderung auf Strafverfolgung ablehnte, und andererseits mich doch nicht der Aufstellung einer Resolution entgegensetzte, da sie in sich selber weder gut noch böse ist.

Ich gebe indessen zu, daß es ein gefährliches Experiment war, in der gegenwärtigen Krisis eine solche Resolution einzureichen. Denn in einer Zeit, da wir neue Richtlinien für das Verhalten der Massen aufstellen und versuchen, sie zu erziehen, zu beeinflussen und zu leiten, ist es nicht ratsam, irgend etwas zu unternehmen, das geeignet ist, die Menge zu verwirren oder den „Masseninstinkten zu schmeicheln". Ich glaube, daß es heute besser ist, als eigensinnig und autokratisch verschrien zu werden, als auch nur den Anschein zu erwecken, man beuge sich vor der Masse in der Absicht, deren Gunst für sich zu gewinnen. Wer die Menge leiten will, muß es unbedingt ablehnen, von ihr geleitet zu werden, sofern wir die Pöbelherrschaft vermeiden und dem Lande ruhigen Fortschritt sichern wollen. Feststellung der eigenen Auffassung einer Menge gegenüber, deren Beschlüssen man sich unterzogen, genügt nicht. Die Führer müssen in Fragen von vitaler Wichtigkeit entschlossen sein, der Volksmeinung, die sich ihren Gründen nicht zugänglich zeigt, entgegen zu *handeln.*

14. Juli 1920

Boykottierung der gesetzgebenden Räte

Pandit Rambhuji Dutt Chaudhry hat sich in der Frage des Boykotts der gesetzgebenden Räte[38]) gegen Lala Lajpat Rai ausgesprochen. In der Provinz Madras sind die

Ansichten geteilt. Die Mehrheit der nationalistischen Führer scheint nicht geneigt, diesen Boykott mitzumachen. Die Zeitung *Mahratta* hat sich in einem wohlbegründeten Artikel dagegen gewendet, der besonders auf folgenden beiden Punkten beruht: 1. Wenn die Nationalisten sich zurückhalten, werden die Gemäßigten alle Sitze bekommen. 2. Da durch die gesetzgebenden Räte bereits einige Fortschritte gemacht worden sind, darf angenommen werden, daß noch weitere Fortschritte erzielt werden können, besonders da nun den Volksvertretern größere Rechte eingeräumt worden sind.

Der erste Grund macht einer großen, volkstümlichen Partei schwerlich Ehre. Warum sollten die Nationalisten die Gemäßigten um die Sitze beneiden, wenn es doch Unrecht ist, sich an den Räten zu beteiligen? Müssen sie sich an dem Unrechte beteiligen, nur weil die Gemäßigten nicht davon abstehen? Oder soll damit bewiesen werden, daß das Unrecht nur zu vermeiden wäre, wenn sich alle an dem Boykott beteiligen würden? Sollte das die Meinung sein, so verrät sich darin eine völlige Unkenntnis der Voraussetzungen des Boykotts. Wir boykottieren eine Institution, weil wir nicht damit einverstanden sind, oder weil wir es ablehnen, mit ihren Leitern zusammen zu arbeiten. In bezug auf die gesetzgebenden Räte ist der zweite Grund ausschlaggebend. Und nach meiner Auffassung erklären wir uns durch den Eintritt für die Mitarbeit, selbst wenn wir vorhaben, Obstruktion zu treiben. Die meisten Institutionen, vor allem auch die Räte, gedeihen gerade durch die Obstruktion. Die straffe Obstruktion der irischen Mitglieder machte auf das Unterhaus nicht den geringsten Eindruck. Die Irländer haben das gewünschte Homerule nicht erlangt. Der *Mahratta* behauptet, die Obstruktion sei aktive und aggressive Non-

Kooperation. Ich wage das zu bestreiten. Nach meiner Auffassung beweist sie Mangel an Vertrauen in sich selbst, d. h. in seine Sache. Wer zweifelt, geht unter. Ich glaube, daß weder Engländer noch Gemäßigte eine Boykottierung des Rates durch die Nationalisten mit Gleichmut betrachten können. Wir stehen nun der Wirklichkeit gegenüber. Wird auch nur ein Führer der Gemäßigten seinen Sitz in irgendeinem Rate einnehmen wollen, wenn mehr als die Hälfte seiner Wähler es mißbilligen, daß er sich überhaupt als Kandidat zur Verfügung gestellt? Ich meine, daß er dadurch gegen die Wahlverfassung verstoßen würde, da er doch seine Wählerschaft nun nicht länger vertritt. Boykott, wie ich ihn ansehe, setzt straffe Disziplin und umsichtige Propaganda voraus und ist begründet in der Annahme, daß die Wähler selber den vollständigen Boykott der Obstruktion vorziehen. Sollte umgekehrt angenommen werden, daß das Volk selber den vollständigen Boykott nicht wünscht, so wäre es Pflicht derer, die an den Boykott glauben, die Wähler zur Einsicht zu bringen, daß der Boykott der Wähler der Obstruktion der Gewählten überlegen ist. Wer den Sitz im Rate annimmt, erklärt sich bereit, sich dem Beschluß der Mehrheit zu unterziehen, d. h. mitzuarbeiten. Wenn wir also die Regierungsmaschinerie aufhalten wollen — und das wollen wir doch — bis uns in der Kalifatsfrage und der Pandschabangelegenheit Gerechtigkeit widerfahren, dann müssen wir unser ganzes Gewicht gegen die Regierung einsetzen und uns weigern, die Beschlüsse der Mehrheiten in den Räten anzuerkennen, weil sie weder den Wunsch des Landes vertreten noch unsern eigenen, um den es in dieser prinzipiellen Frage geht. Ein Beamter, der sich weigert zu dienen, ist besser als einer, der unter Protest dient. Dienst-

leistung unter Protest beweist, daß die Lage nicht unerträglich ist. Ich aber behaupte, daß die Lage, wie sie nun von der Regierung geschaffen worden, unerträglich geworden ist, und daß also dem Menschen, der noch etwas auf sich hält, nur der einzige Weg der Non-Kooperation, d. h. der vollständigen Enthaltung von jeder Teilnahme am Staatsleben, übrig bleibt. General Botha lehnte es ab, in Lord Milners Rat einzutreten, weil er die Grundsätze, von denen sich Lord Milner in seiner Behandlung der Buren leiten ließ, auf das Entschiedenste mißbilligte. Und General Botha hatte Erfolg, denn er hatte so gut wie ganz Transvaal hinter sich. Politisch betrachtet hängt der Erfolg davon ab, ob das Land die Boykottbewegung zu seiner Sache macht. Religiös betrachtet wird der Erfolg dem einzelnen beschieden, sobald er nach den Prinzipien, die er vertritt, *handelt.* Und diese seine Tat sichert den Erfolg der ganzen nationalen Sache, weil sie den kürzesten Weg zur Verwirklichung zeigt.

Sodann wird zugunsten einer Beteiligung an den Räten auf die Erfolge hingewiesen, die früher erzielt worden sind, durch Beteiligung an Körperschaften, die noch weniger volkstümlich waren. Die Antwort liegt auf der Hand: Damals war der Trennungsstrich noch nicht gezogen, wir hatten das Vertrauen in die englische Ehrlichkeit und Gerechtigkeit noch nicht verloren. Vielleicht hatten wir auch noch nicht genug Selbstvertrauen, um einen Boykott zum Erfolg zu führen, oder wir hatten die Methode noch nicht durchgedacht, wie wir es heute getan. Heute sind alle drei Punkte zu unsern Gunsten. Vorgehen und Methoden wechseln eben mit der Zeit. Wir müssen mit unsern Jahren größer werden. Was gut genug war für die Kinderzeit, kann nicht mehr gut genug sein für das Mannesalter. • 14. Juli 1920

Die Musik des Spinnrades

Langsam zwar, aber unaufhaltsam durchdringt die Musik des Spinnrades*), dieser wohl ältesten Maschine Indiens wieder einmal die höheren Volksschichten. Pandit Malaviyaji erklärte, daß er nicht eher ruhen werde, als bis die Ranis und Maharanis[39]) Indiens Garn spinnen für die Nation und die Ranas und Maharanas an den Handwebstühlen sitzen und für die Nation Stoffe weben. Sie haben ein Beispiel an Aurangzeb, der sich seine Mützen selber anfertigte. Ein größerer Kaiser — Kabir — war selber ein Weber und verewigte diese Kunst in seinen Gedichten. Solange Europa noch nicht in Satans Klauen war, spannen die Königinnen Garn und betrachteten das als edeln Beruf. Mit Fug und Recht darf der Pandit hoffen, die Königsgeschlechter dieses unseres heiligen Landes dem alten Berufe wieder zu gewinnen. Nicht vom Waffengeklirr hängt das Wiederaufleben seines Wohlstandes ab und seine wahre Unabhängigkeit. Nein davon, daß in jedem Hause die Musik des Spinnrades wieder zu klingen beginnt. Es breitet süßere Musik um sich als das gräßliche Harmonium und die noch gräßlichere Ziehharmonika.

Während der Pandit sich in seiner unnachahmlich sanften Art bemüht, die indischen Königsfamilien von der Notwendigkeit des Spinnens zu überzeugen und zu bewegen, zum Spinnrad zu greifen, hat Shrimati Sarala Devi Choudhrani, die selbst dem indischen Adel angehört, das Spinnen erlernt und sich mit Leib und Seele für die Bewegung eingesetzt. Nach allen Berichten von ihr und über sie zu schließen, ist Swadeshi für sie zur Leidenschaft geworden. Sie erklärt, sich in ihrem Musse-

*) Siehe den Anhang dieses Aufsatzes.

lin-Sari unbehaglich zu fühlen und trägt mit Freuden den Khaddar-Sari selbst in der heißen Jahreszeit. Ihre Khaddar-Saris verkünden Swadeshi noch beredter als ihre Lippen. Sie hat in Amritsar, Ludhiana und anderswo Vorträge gehalten und es ist ihr gelungen, für ihr Komitee zur Wiedereinführung des Spinnens die Hilfe der Frauen Ratanchand und Bugga Chowdhry und der berühmten Ratan Devi zu gewinnen, die während der schrecklichen Nacht des 13. April, dem Befehl des Generals Dyer trotzend, allein in der Mitte der Hunderte von Toten und Sterbenden saß, des getöteten Gatten kaltes Haupt im Schoß. Ich möchte diesen Frauen meine Glückwünsche darbieten. Die Musik des Spinnrades und der Gedanke, daß sie mit ihrer Arbeit dem Volke dienen, mögen sie stärken. Ich hoffe, daß die übrigen Frauen von Amritsar Sarala Devi beistehen, und daß die Männer erkennen werden, was sie in dieser Angelegenheit zu tun haben.

In Bombay haben, wie der Leser weiß, die Frauen angesehener Familien mit Spinnen angefangen. Frau Dr. Manekbai Bahudarji hat sich ihnen angeschlossen und die Kunst bereits erlernt und versucht, sie im Sevasadan einzuführen. Ihre Hoheit die Begum Saheba von Janjira und ihre Schwester Mrs. Atia Begum Rahiman haben es gleichfalls auf sich genommen, die Kunst zu lernen. Ich bin überzeugt, daß diese trefflichen Frauen, sobald sie das Spinnen erlernt haben, in religiösem Eifer dem Vaterland ihre täglichen Leistungen an Garn darbringen werden.

Ich weiß, daß unter meinen Freunden solche sind, die über diesen Versuch lachen, die alte Kunst wieder zu beleben*). Sie halten mir vor, daß im Zeitalter der

*) *Handspinnen und Handweben.* Es gibt Leute, die den Gedanken, in diesem Zeitalter des Mechanismus aus dem Handspinnen und

Spinnereien, der Nähmaschinen und der Schreibmaschinen nur ein Verrückter hoffen könne, das bäuerliche Spinnrad wieder zu beleben. Sie vergessen, daß weder die Nadel ihren Platz der Nähmaschine geräumt, noch die Hand ihre Fertigkeit um der Schreibmaschine willen verloren. Ich sehe keinen Grund, warum das Spinnrad nicht neben den großen Spinnereien bestehen könnte, so wie die häusliche Küche neben der Hotelküche. Schreib- und Nähmaschinen mögen verschwinden, aber Nadel und Feder werden bleiben. Die Spinnereien können zerstört werden. Das Spinnrad ist eine nationale Notwendigkeit. Ich möchte die Zweifler bitten, in die Häuser der Armen

---

Handweben eine nationale Industrie zu machen, verächtlich abtun, dabei aber vergessen, daß Millionen ihrer Landsleute in diesem Zeitalter aus Mangel einer geeigneten Beschäftigung ein allerelendestes Dasein führen, und daß jedes Jahr Tausende vor Erschöpfung und Unterernährung sterben, während doch vor nur hundert Jahren das Handspinnen und das Handweben gegen den Tod im Elend sicherten. Das Maß der Unterstützung, das diese Industrie gewährte, ist aus Dutts „Geschichte Indiens im viktorianischen Zeitalter“ zu ersehen, die sich auf die Untersuchungen von Dr. Buchanan für die Jahre 1813—1820 bezieht.

Aus den angeführten Einzelheiten ist zu ersehen, daß von diesen Spinnern und Webern, die ihren edeln und ehrlichen Beruf ausübten, Millionen von Rupien verdient wurden. Die Dezentralisation der Industrie — jedes Dorf, jede Stadt, jeder Distrikt hatten auf diese Weise immer so viel zu ihrer Verfügung als sie brauchten — erleichterten die Verteilung automatisch und bewahrten den Konsumenten vor Eisenbahngebühren, Akzisen und allen Arten von Tarifen und Zwischenhändlergewinnen, deren Opfer er heutzutage ist. Wäre es nicht möglich, wenn wir nicht zu diesen Zuständen zurückkehren können — obschon außer unsern Vorurteilen und Zweifeln kein vernünftiger Grund dagegen spricht — unsere Industrien wenigstens so weit zu organisieren, daß sie ohne Verzug aufräumen mit den fremden Stoffen, die in Massen auf unsere Märkte geworfen werden?

Young India vom 15. September 1921

zu gehen, deren kärgliche Einkünfte nun durch das Spinnrad wieder vermehrt worden, und die Insassen fragen, ob nicht mit dem Spinnrad die Freude wieder eingezogen sei in ihre Wohnungen.

Gott sei dank verspricht der Preis, den Mr. Rewashanker Jagjiwan ausgesetzt, Erfolg zu haben. Binnen kurzem wird Indien ein verbessertes Spinnrad besitzen — in der wundervollen Erfindung eines geduldigen Handwerkers aus Decca. Es ist aus leicht erhältlichem Material sehr einfach gebaut. Es wird also billig sein und leicht auszubessern. Es soll mehr Garn liefern als das bisherige und kann von einem fünfjährigen Kinde getrieben werden. Aber möge nun die neue Erfindung halten oder nicht halten, was sie verspricht, jedenfalls bin ich überzeugt, daß die Handspinnerei und -weberei wesentlich zur sittlichen und wirtschaftlichen Wiedergeburt Indiens beitragen wird. Die Millionen brauchen eine einfache Industrie als Ergänzung der Landwirtschaft. Spinnen war schon vor Jahren die Heimindustrie und wenn die Millionen vor dem Verhungern bewahrt werden sollen, müssen sie befähigt werden, das Spinnen im Hause wieder aufzunehmen und wieder wie vordem muß jedes Dorf seinen Weber erhalten. 21. Juli 1920

Anhang

Das Lob des Spinnrades (Charkha). Eine Christin schreibt uns: „Ich werde mit aller Kraft dahin wirken, daß durch das Spinnrad Swaraj zum Siege geführt wird. Kurz vor meiner Abreise gelang es mir, gute Spinnräder machen zu lassen. Wir nennen sie in unserer Sprache, dem Tamil, *Ratnums*. Und arme Frauen kamen und baten mich, ihnen ein Spinnrad zu geben und sie spinnen zu lehren, damit sie etwas zu ihrem Unterhalt verdienen könnten. Ich dachte an die Worte Christi: „Ich war nackt und ihr kleidetet mich nicht, ich

war hungrig und ihr speistet mich nicht." Ich hoffe, der Herr werde mich am Tage des Gerichtes nicht mit diesen harten Worten empfangen. Indien ist nackt und hungrig. Das Hungergeschrei der Kinder wurde den armen Frauen zur Versuchung, ihre Ehre zu verkaufen, um die Kinder ernähren zu können. Und um so größer ist das Elend, als Indien innerhalb seines eigenen Gebietes genug an natürlichen Reichtümern besitzt. Indien ist wie eine nackte, hungernde Frau, die am Straßenrande sitzt mitten in Baumwoll-, Reis- und Weizenfeldern. Warum sitzen die indischen Frauen untätig da, während Fremdlinge sich an dem indischen Gute mästen? Weil diese die Arbeit an sich gezogen, die den Frauen Indiens bestimmt war. Das Spinnrad gibt Indien Gelegenheit zur Arbeit und verschafft den Kindern die wenige Nahrung, nach der sie schreien. Und zur Begleitung des Spinnrades werden die Frauen ihre schönen indischen Lieder singen, ihre alten Geschichten erzählen, so daß sich Schönheit und Zufriedenheit des einfachen Familienlebens erneuern wird. Wenn ich ein Dichter wäre, wollte ich das Lied des Spinnrades singen, das Lob seiner Schönheit und Nützlichkeit, seiner Poesie und seiner religiösen Bedeutung. Ich würde Gott ein Loblied singen, daß er uns in den Stunden der Not beigestanden. Ich würde alle meine indischen Schwestern auffordern, nach dem Spinnrade zu greifen, um die Wölfe des Hungers und des Elends und der Unehre von ihren Türen zu verscheuchen. Aber ich besitze diese Gabe nicht. Das Lied singt nur in meiner innersten Seele. Da lasse ich denn das Spinnrad sein eigenes Lied singen, während ich an ihm arbeite und andere anlerne, das gleiche zu tun." *Young India* vom 29. Juni 1921

Das Spinnrad (Charkha) im Islam. (Mitgeteilt von einem mohammedanischen Freunde) Kazi Noman Ben Mahomed, der im 10. Jahrhundert lebte, sagt in seinem Da-em-ul-Islam: „Der heilige Prophet — der Friede des Herrn sei mit ihm — sagt: *Die beste Beschäftigung für eine gläubige Frau ist das Spinnrad.*" Dazu gibt Shaikh Ebrahim Saifee, der im 17. Jahrhundert lebte, in seinem Kitabun Najah folgenden Kommentar:

Das beweist, daß der Prophet die Frauen lobte, die sich mit dem Spinnrade beschäftigen. Und sicher hat er deshalb in so hohem Sinne vom Spinnen gesprochen, weil es zwei große Vorzüge aufweist: eine Heimarbeit zu sein, bei der man etwas verdienen kann. Wie herrlich ist eine Tätigkeit, die beides einbringt: Auskommen im Diesseits und Gewinn für das Jenseits."

Young India vom 6. Juli 1921

Das Spinnrad (Charkha) in der Gita. In der letzten Nummer habe ich mich bemüht, den Einwendungen zu antworten, die der Dichter (Tagore) erhebt gegen die Forderung, daß das Spinnen als „Sakra-

ment“ von allen zu ehren und auszuüben sei. Es wird den Leser sicherlich interessieren, zu erfahren, daß meine Ansicht zum großen Teil der „Bhagavadgita“ entnommen ist. Ich habe es in aller Bescheidenheit getan und im Bestreben, den Dichter zu überzeugen und die, die seine Ansicht teilen. Ich habe die betreffenden Verse im Artikel zitiert.

Mit der Arbeit, die diese Verse verherrlichen, kann nur körperliche Arbeit gemeint sein, und Arbeit als Opfer kann nur Arbeit sein, die für das allgemeine Beste getan wird. Eine solche Arbeit, ein solches Opfer kann nur das Spinnen sein. Ich möchte damit nicht sagen, daß der Dichter des „Göttlichen Sanges“ an das Spinnrad gedacht habe. Er hat nur ein fundamentales Prinzip der Lebensführung aufstellen wollen. Da ich es nun aber in Indien lese und auf Indien anwende, will mir nur das Spinnen als wirklich geeignete und annehmbare körperliche Arbeit erscheinen, die Opferbedeutung hat. Ich kann mir nichts Edleres denken, nichts, das der Nation dienlicher wäre, als daß wir alle die Arbeit tun, die der Arme tun muß und uns dadurch ihm gleich stellen und durch ihn der ganzen Menschheit. Ich kann mir auch keine höhere Verehrung Gottes vorstellen, als in seinen Namen für die Armen die Arbeit verrichten, die sie selber tun. Das Spinnrad bewirkt eine gerechtere Verteilung der Reichtümer dieser Erde. *Young India* vom 20. Oktober 1921

Der 1. August

Es ist wenig wahrscheinlich, daß sich die königlichen Minister vor dem 1. August zu einer Revision der Friedensbestimmungen verpflichten werden, so daß die Erklärung der Non-Kooperation zurückgenommen werden könnte. Der kommende 1. August wird in der Geschichte Indiens ein ebenso wichtiges Ereignis bilden wie der 6. April des vergangenen Jahres. Der 6. April bezeichnete den Anfang vom Ende der Rowlatt-Akte. Niemand wird annehmen, daß diese Gesetze sich behaupten werden gegenüber einer Agitation, die wohl unterbrochen, aber nicht aufgegeben worden ist. Es muß jedermann klar werden, daß die Macht, die einer unwilligen Regierung in der Pandschab- und Kalifats-

angelegenheit Gerechtigkeit abnötigen wird, auch die Widerrufung der Rowlatt-Akte durchsetzen kann. Diese Macht aber ist die Macht des Satyagraha, ob man sie nun Zivil-Desobedienz oder Non-Kooperation nenne.

Viele scheuen den Eintritt der Non-Kooperation wegen der Ereignisse des letzten Jahres. Sie befürchten Ausbrüche des Pöbels und von diesen bedingt eine Wiederholung von Repressalien, die in ihrer Grausamkeit in der Geschichte der Neuzeit sozusagen ohne Beispiel sind. Ich für meine Person fürchte die Wut der Regierung nicht so sehr wie die des Pöbels. Die letztere ist das Zeichen einer Erkrankung des ganzen Volkes, und es ist deshalb schwerer damit fertig zu werden als mit der ersteren, die sich auf einen kleinen Kreis beschränkt. Es ist leichter, eine Regierung zu beseitigen, die sich für ihre Aufgabe als untauglich erwiesen, als unbekannte Glieder einer Volkmasse von ihrem Wahn zu erlösen. Indessen können große Bewegungen überhaupt nicht aufgehalten werden, weil eine Regierung oder ein Volk oder beide Fehler begehen könnten. Wir lernen aus unsern Mißgriffen und Verfehlungen. Kein Heerführer, der dieses Namens würdig, gibt einen Feldzug auf, weil er Rückschläge erlitten, oder, was dasselbe bedeutet, Fehler begangen. Und so müssen wir auch der Non-Kooperation mit Vertrauen und Zuversicht entgegensehen. Wie früher soll ihr Beginn durch Fasten und Beten gefeiert werden als ein Zeichen der religiösen Bedeutung der Demonstration. Die Arbeit soll an diesem Tag eingestellt und Versammlungen sollen abgehalten werden, wo Resolutionen zu fassen wären, die um Revision der Friedensbestimmungen bitten und um Gerechtigkeit für den Pandschab, und die Beharren bei der Non-Kooperation geloben, bis der Gerechtigkeit genug getan.

Mit dem Verzicht auf Titel und Ehrenzeichen soll ebenfalls am 1. August begonnen werden. Es sind Zweifel daran geäußert worden, ob dies allenthalben genügend bekannt sei. Sie sind rasch zu zerstreuen durch den Hinweis, daß der 1. August nur den Beginn der Niederlegung bedeutet. Es ist nicht der einzige Tag, an dem dies geschehen kann. Eigentlich erwarte ich an diesem ersten noch keinen sehr großen Widerhall. Eine kräftige Propaganda wird einzusetzen haben. Jeder Inhaber eines Titels oder einer Ehrenstelle muß besonders benachrichtigt und unter entsprechender Begründung auf die Notwendigkeit der Erfüllung dieser Pflicht hingewiesen werden.

Vor allen Dingen muß im Hinblick auf den Non-Kooperations-Feldzug dafür gesorgt werden, daß unter den Massen Ordnung, Disziplin und Zusammenhalt herrsche, unter den Führern und Mitarbeitern einheitliches Vorgehen. Die Wirksamkeit der Non-Kooperation hängt von einer restlos durchgeführten Organisation ab. Von den Tausenden von Männern, die im Pandschab zu den Versammlungen zusammengeströmt sind, weiß ich, daß das Volk bereit ist, der Regierung die Mitarbeit zu entziehen, nur möchte es wissen, wie das zu beginnen. Die meisten Leute verstehen das komplizierte Räderwerk der Regierung nicht. Sie erkennen nicht, daß jeder Bürger stillschweigend, aber darum nicht weniger wirksam, die herrschende Regierung unterstützt in Beziehungen, die ihm gar nicht zum Bewußtsein kommen. Jeder Bürger macht sich also mitverantwortlich für jede Handlung der Regierung. Dagegen ist nichts zu sagen, so lange die Taten einer Regierung erträglich sind. Sobald sie aber ihn und sein Volk verletzen, wird es für ihn Pflicht, ihr seine Unterstützung zu entziehen.

Doch weiß, wie gesagt, nicht jeder Bürger, wie das in gehöriger Form geschehen kann. Unordnung entspringt dem Zorn, Ordnung aber einem überlegten Widerstande. Deshalb ist der bewußte Verzicht auf jede Art von Gewalt erste Bedingung eines wirklichen Erfolges. Ob die Gewalt nun gegen die Vertreter der Regierung angewendet werde oder gegen Leute, die nicht mit uns zusammengehen, d. h. gegen Anhänger der Regierung — immer bedeutet sie einen Rückschritt auf unserm Wege, ein Aufhören der Non-Kooperation und unnütze Vergeudung unschuldiger Leben. Wer also will, daß die Non-Kooperation in der kürzesten der möglichen Fristen Erfolg habe, muß es als erste Pflicht betrachten, in seinem Kreise für vollkommene Ordnung zu sorgen.

28. Juli 1920



Die Non-Kooperation

An den Vizekönig (II)

Am 1. August 1920 richtete M. K. Gandhi das folgende Schreiben an den Vizekönig und eröffnete damit die Non-Kooperations-Bewegung:

„Nicht ohne schmerzliche Bewegung sende ich Ihnen hier die goldene Kaisar-i-Hind-Medaille zurück, die mir von Ihrem Vorgänger für meine humanitären Bestrebungen in Südafrika verliehen worden, die Zulukrieg-Medaille, die mir im Jahre 1906 in Südafrika für meine Dienste als Offizier des freiwilligen indischen Sanitätskorps überreicht worden, endlich die Burenkrieg-Medaille, die ich als stellvertretender Leiter des freiwilligen indischen Sanitätskorps während des Burenkrieges von 1899 bis 1900 erhalten. Wenn ich diese Medaillen zurückzusenden wage, geschieht es in Befolgung der Vorschrift der Non - Kooperations - Bewegung, die heute im Zusammenhang mit der Kalifats-Bewegung eingeleitet wird. So wertvoll mir die verliehenen Auszeichnungen auch sind, kann ich sie doch nicht guten Gewissens tragen, so lange meine mohammedanischen Landsleute zu leiden haben unter einem Unrecht, das ihrem religiösen Empfinden angetan worden. Die Ereignisse des vergangenen Monats haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß die Kaiserliche Regierung in der Angelegenheit des Kalifats in skrupelloser, unsittlicher und ungerechter Weise vorgegangen ist und von Unrecht zu Unrecht gegriffen hat, um die einmal begangene Ungerechtigkeit zu verteidigen. Einer solchen Regierung kann ich nicht länger Achtung oder Zuneigung wahren.

Die Haltung der Kaiserlichen Regierung und auch der Regierung Eurer Hoheit in der Pandschabangelegenheit hat mir weiteren Grund zu schwerwiegender Un-

zufriedenheit gegeben. Ich hatte, wie Eurer Exzellenz bekannt ist, die Ehre, als Mitglied des vom Kongreß eingesetzten Ausschusses den Gründen der Unruhen im Pandschab während des April 1919 nachzugehen. Und es ist meine wohlerwogene Überzeugung, daß Sir Michael O'Dwyer für den Posten des stellvertretenden Gouverneurs im Pandschab vollständig ungeeignet war, und daß seine Politik in erster Linie verantwortlich ist für die Ausbrüche des Pöbels von Amritsar. Zweifellos waren die Ausschreitungen des Pöbels unverzeihlich. Die Brandstiftungen, die Ermordung von fünf unschuldigen Engländern und der feige Angriff auf Miß Sherwood sind aufs höchste zu bedauern und durch nichts zu rechtfertigen. Aber die Strafmaßnahmen, die von General Dyer, Oberst Frank Johnson, Oberst O'Brien, den Offizieren Bosworth Smith, Rai Shri Ram Sud, Mallik Khan und andern getroffen wurden, standen in keinem Verhältnis zu den Verbrechen der Bevölkerung und wuchsen sich aus zu überflüssigen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, wie sie in unsern Tagen nicht ihresgleichen finden*). Die sorglose Behandlung, die Eure Exzellenz dem Verbrechen der Beamten angedeihen ließ, die Art und Weise, wie Sie Sir Michael O'Dwyer entlasteten, Mr. Montagus Telegramm**), vor allem aber die beschämende Ignorierung der Vorgänge im Pandschab durch das Oberhaus und die hartherzige Rücksichtslosigkeit gegenüber den Gefühlen Indiens, wie sie vonseiten dieser Körperschaft bezeigt wurden, haben mich mit der ernstesten Besorgnis für die Zukunft des bri-

*) Vgl. die Artikel: Pflicht des Pandschabiten (S. 97), Verfügung eines Polizeipräsidenten (S. 101).

**) S. die Anmerkung 20.

tischen Reiches erfüllt, haben mir die gegenwärtige Regierung völlig entfremdet und es mir unmöglich gemacht, die loyale Mitwirkung, zu der ich mich bisher aus ganzem Herzen bekennen konnte, länger aufrecht zu erhalten.

Nach meiner bescheidenen Meinung kann es dem üblichen Vorgehen durch Bittschriften, Abordnungen und dergleichen nicht gelingen, eine Regierung umzustimmen, die so hoffnungslos gleichgültig dem Ergehen ihrer Schutzbefohlenen gegenübersteht wie die indische. In europäischen Ländern würde die nachsichtige Zustimmung zu so schwerem Unrecht, wie es Indien in der Kalifats- und Pandschabangelegenheit angetan worden, zu blutigem Aufstand des Volks geführt haben. Mit allen Mitteln hätte man sich dort der Erniedrigung eines ganzen Volkes widersetzt, wie die erwähnten Ungerechtigkeiten eine bedeuten. Die Hälfte von Indien wäre für sich allein zu schwach, um gewalttätigen Widerstand zu leisten. Die andere Hälfte ist nicht geneigt, es zu tun. Ich habe mir deshalb erlaubt, die Non-Kooperation anzuregen, die diejenigen, die es wünschen, in den Stand setzt, sich von der Regierung loszusagen, und die — sofern sie von Gewalttätigkeit frei bleibt und in Zucht und Ordnung durchgeführt wird — die Regierung zur Umkehr und Wiedergutmachung begangenen Unrechts zwingen kann. Aber wenn ich nun auch entschlossen bin, die Politik der Non-Kooperation soweit durchzuführen, als ich das Volk dafür begeistern kann, will ich doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Eurer Exzellenz eine Möglichkeit bietet, Gerechtigkeit walten zu lassen. In diesem Sinne erlaube ich mir, Ihnen die Bitte zu unterbreiten, eine Konferenz der Führer des Volkes einzuberufen und zusammen mit ihnen eine Lösung zu

suchen, die die Mohammedaner beruhigen und dem unglücklichen Pandschab Genugtuung widerfahren lassen kann.

4. August 1920

Der Kongreß und die Non-Kooperation

Der Pandit Malaviyaji, den ich aufrichtig schätze und verehre, und den ich schon so oft als *Dharmatma*[40]) bezeichnet, hat mich öffentlich und privatim ersucht, die Non-Kooperation aufzuhalten, bis sich der Kongreß dazu geäußert habe. In gleichem Sinn hat sich die Zeitung *Mahratta* ausgesprochen. Diese Aufforderungen haben mich sehr nachdenklich gestimmt, doch war es mir zu meinem Bedauern schließlich nicht möglich, ihnen zu entsprechen. Ich würde sehr gern dem Pandit einen Gefallen tun. Und es liegt mir viel daran, seine Zustimmung und seinen Segen zu meinem Unternehmen zu erhalten. Aber höhere Pflicht verlangt von mir, nicht von dem Wege abzuweichen, den der Non-Kooperations-Ausschuß vorgezeichnet. Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir handeln müssen, auch wenn unsere besten Freunde nicht mitgehen wollen. Die leise innere Stimme muß bei einem Widerstreit der Pflichten immer die letzte Entscheidung treffen.

Man hat mich aus dem Grunde um Unterbrechung der Non-Kooperation gebeten, weil der Kongreß demnächst zusammentreten wird, um die Frage der Non-Kooperation zu beraten und sein Urteil abzugeben. Es wäre also deshalb nach der Auffassung des Pandit besser, die Entscheidung des Kongresses abzuwarten. Nach meiner bescheidenen Meinung ist kein Mitglied des Kongresses verpflichtet, den Kongreß zu befragen, bevor es

eine Bewegung eröffnen will, über die es mit sich selber im reinen. Wollte man es, würde das Stillstand bedeuten.

Der Kongreß ist letzten Endes das Sprachrohr der Nation. Wenn einer nun eine Politik oder ein Programm allgemein angenommen sehen, sich aber vorher über deren Aufnahme in der Öffentlichkeit ein Urteil bilden möchte, wird er sich selbstverständlich an den Kongreß wenden mit der Bitte, seine Politik zu beraten und zu beurteilen. Sobald man aber ein unerschütterliches Vertrauen besitzt in seine besondere Politik oder Aktion, wäre es töricht, den Entscheid des Kongresses darüber abzuwarten. Man muß im Gegenteil handeln und ihre Tauglichkeit und Wirksamkeit dartun, so daß die Nation nicht anders kann, als sie anzunehmen.

Meine Loyalität gegenüber dem Kongreß verlangt, daß ich dessen Politik annehme, wenn sie meinem Gewissen nicht widerspricht. Wenn ich mich anderseits in der Minderheit befinde, darf ich meine Politik nicht im Namen des Kongresses durchführen. Die Entscheidung des Kongresses in irgendeiner Sache kann deshalb ein Mitglied nicht davon abhalten, im gegenteiligen Sinne zu handeln. Handelt es dann aber so, so tut es das auf seine eigene Gefahr und in dem Bewußtsein, daß es den Kongreß nicht auf seiner Seite hat.

Jedes Mitglied einer öffentlichen Körperschaft hat das Recht, zuweilen sogar die Pflicht, die eigene Meinung zu vertreten, ja, auch danach zu handeln und so der Entscheidung des Kongresses vorzugreifen. Zweifellos ist das der beste Weg, dem Lande zu dienen. Indem wir eine wohlerwogene Politik in Angriff nehmen, liefern wir einer beratenden Körperschaft wie dem Kongreß die Unterlagen zur Bildung einer wohlbegründeten Meinung.

Der Kongreß kann die öffentliche Meinung nicht mit der richtigen Sicherheit formulieren, solange sich nicht wenigstens einzelne seiner Mitglieder eine klare Ansicht gebildet haben über die Maßnahmen, nach denen im bestimmten Falle vorzugehen ist. Wollten alle mit ihrem Urteil zurückhalten, so könnte der Kongreß unmöglich zu einer Entscheidung gelangen.

Jede Körperschaft weist drei Sorten von Mitgliedern auf: solche, die für eine bestimmte Politik eintreten, solche, die dagegen sind, und solche, die sich noch keine Meinung gebildet haben. Im Kongreß entscheidet diese dritte und sehr zahlreiche Gruppe. Ich habe über die Non-Kooperation meine bestimmten Ansichten. Soll aus den Reformen etwas werden, so müssen wir nach meiner Ansicht statt der jetzigen dumpfen, ungesunden und erstickenden Atmosphäre eine reine, frische und belebende Atmosphäre schaffen, in der sie sich entfalten können. Darum glaube ich, daß es unsere erste Pflicht ist, von der kaiserlichen Regierung Gerechtigkeit zu verlangen in der Kalifat- und Pandschabangelegenheit. In beiden wird die Ungerechtigkeit bedingt durch Unwahrheit und Anmaßung. Ich erachte es deshalb als Pflicht der Nation, die Regierung von solcher Unsauberkeit zu befreien, damit ein Zusammenarbeiten wieder möglich werde. Auch Opposition oder Obstruktion ist eigentlich nur möglich, wo gegenseitige Achtung und gegenseitiges Zutrauen herrschen. Heute bezeigt die Regierung uns und unsern Gefühlen gegenüber keinerlei Achtung. Wir haben kein Vertrauen zu ihr. Unter solchen Umständen wird Kooperation zum Verbrechen. Da ich mich zu so strengen Anschauungen bekenne, kann ich dem Kongreß und dem Lande nicht anders dienen, als indem ich diesen Anschauungen entsprechend handle und auf diese Weise

dem Kongreß das Material verschaffe, sich eine Meinung zu bilden.

Die Aufhebung der Non-Kooperation würde für mich einen Treubruch an meinen mohammedanischen Brüdern bedeuten. Sie haben den Vorschriften ihrer eigenen Religion zu genügen. Ihr religiöses Gefühl aber ist dadurch auf das Tiefste gekränkt worden, daß englische Minister die Forderungen der Gerechtigkeit mißachtet und ihr eigenes Wort gebrochen. Die Mohammedaner müssen jetzt handeln. Sie können nicht die Entscheidung des Kongresses abwarten. Sie können nur hoffen, daß der Kongreß ihre Aktion billige und an ihrem Kummer und ihren Nöten mittrage. Sie können ihre Aktion unmöglich hinausschieben, bis der Kongreß über sein Vorgehen entschieden hat, noch können sie wegen eines Entscheides des Kongresses die eingeschlagene Richtung ändern — solange sich ihr Vorgehen nicht als verfehlt erweist. Die Kalifatfrage ist für sie Gewissenssache. Und in Gewissenssachen hört die Gültigkeit des Gesetzes der Mehrheit auf.

4. August 1920

Die Lehre vom Schwert

In diesem unserm Zeitalter der rohen Kraft kann man es fast nicht für möglich halten, daß jemand den Glauben an den entscheidenden Sieg der brutalen Gewalt abzulehnen wage. Und so erhalte ich denn anonyme Briefe, die mir raten, den Fortgang der Non-Kooperation auch dann nicht aufzuhalten, wenn sie zu Ausschreitungen des Volkes führen würde. Andere kommen in der Annahme zu mir, daß ich im Geheimen unter dem Mantel der Non-Violenz einen gewalttätigen

Aufstand vorbereite, und wollen wissen, wann der freudige Tag erscheine, an dem ich zur offenen Gewalt übergehen werde. Sie versichern, daß die Engländer nur der offenen oder heimlichen Gewalt weichen würden. Noch andere endlich halten mich, wie mir wohlbekannt, für den abgefeimtesten Bösewicht im ganzen Reiche, weil ich meine wahren Absichten immer verberge. Sie zweifeln nicht im geringsten daran, daß ich so gut wie alle andern an die Gewalt glaube.

Da solcher Art die Macht, die die Lehre vom Schwert auf den Großteil der Menschen ausübt, da der Erfolg der Non-Kooperation hauptsächlich von der Ablehnung jeder Gewalt abhängt, da meine Ansicht in diesen Dingen die Haltung vieler Menschen beeinflussen wird, ist mir sehr daran gelegen, sie so klar wie möglich darzustellen.

Ich glaube, daß ich da, wo nur die Wahl bliebe zwischen Feigheit und Gewalt, zur Gewalt raten würde. Als ich im Jahre 1908 angegriffen und beinahe getötet worden wäre, fragte mich mein ältester Sohn hinterher, was er hätte tun sollen, wenn er dabei gewesen wäre, ob er hätte davon laufen sollen und aus der Ferne zusehen, wie ich getötet würde, oder ob er — wie er gern getan — mich unter Aufwand seiner Körperkraft hätte verteidigen sollen. Ich antwortete ihm, daß es seine Pflicht gewesen wäre, mich zu verteidigen — selbst unter Anwendung von Gewalt. Aus dieser Überlegung heraus habe ich den Burenkrieg mitgemacht, den sogenannten Zuluaufstand und den Weltkrieg. Aus dieser Überlegung heraus rate ich allen denen, die an die Gewalt glauben, sich im Gebrauch der Waffen zu üben. Ich würde lieber sehen, daß Indien zu den Waffen griffe, um seine Ehre zu verteidigen, als daß es ein feiger und hilfloser Zeuge seiner eigenen Entehrung würde und bliebe.

Dagegen glaube ich, daß Non-Violenz der Violenz unendlich überlegen. Vergeben ist männlicher als Bestrafen. Vergeben ehrt den Krieger. Selbstüberwindung aber ist Vergeben nur da, wo die Macht zu strafen vorhanden ist. Vergeben ist bedeutungslos, wo es von einem wehrlosen Wesen scheinbar gewährt wird. Bei einer Maus kann man schwerlich sagen, sie vergebe der Katze, wenn sie es zuläßt, daß sie in Stücke zerrissen wird. Ich kann deshalb die Gefühle derer gut verstehen, die eine gerechte Bestrafung von General Dyer und seinesgleichen verlangen. Wenn sie könnten, würden sie ihn in Stücke zerreißen. Gleichwohl glaube ich nicht, daß Indien hilflos ist. Ich halte mich selber auch nicht für eine hilflose Kreatur. Ich möchte nur Indiens Kraft und meine eigene einem besseren Zwecke vorbehalten.

Man soll mich nicht mißverstehen. Kraft entstammt nicht körperlicher Fähigkeit. Kraft entstammt einem unbeugsamen Willen. Der Zulu ist sicher dem Engländer an körperlicher Kraft überlegen. Er flieht aber selbst vor einem englischen Knaben, weil er den Revolver fürchtet, den der Knabe gebrauchen könnte oder ein anderer für ihn. Er fürchtet den Tod und ist deshalb kraftlos, ungeachtet seiner gewaltigen Gestalt. Wir Inder können uns ohne weiteres vorstellen, daß hunderttausend Engländer dreihundert Millionen menschlicher Wesen nicht zu fürchten brauchen. Ein entschiedenes Vergeben bedeutet also entschiedenes Erkennen unserer Stärke. In der Erleuchtung des Vergebens muß eine mächtige Woge von Kraft in uns aufquellen, die einem Dyer oder Frank Johnson verunmöglichen würde, Schmach und Schande auf Indiens in Ergebenheit geneigtes Haupt zu häufen. Es kümmert mich wenig, daß ich für den Augenblick mein Ziel nicht erreichen kann. Noch fühlen wir uns

allzusehr niedergetreten, um keinen Zorn und keinen Rachedurst zu empfinden. Doch darf ich nicht ablassen, zu sagen, daß Indien nur gewinnen kann, wenn es auf das Recht zu strafen verzichtet. Wir haben Besseres zu tun, eine größere Mission zu erfüllen in der Welt.

Ich bin kein Seher. Ich behaupte, ein praktischer Idealist zu sein. Die Religion der Non-Violenz ist nicht nur für die Rishi[41]) und die Heiligen gedacht. Sie ist auch für das gewöhnliche Volk gedacht. Non-Violenz ist das Gesetz unserer Art, wie Violenz das Gesetz der Bestie. Der Geist schlummert in der Bestie, so daß sie kein anderes Gesetz kennen kann als das der physischen Kraft. Die Würde des Menschen erfordert Ergebung an ein höheres Gesetz — an die Kraft des Geistes.

Darum habe ich es unternommen, in Indien das alte Gesetz der Selbstaufopferung wieder aufzurichten. Denn Satyagraha und seine Schößlinge Non-Kooperation und Zivil-Resistenz sind nur neue Namen für das Gesetz des Leidens. Die Rishi, die das Gesetz der Non-Violenz mitten in einer Welt der Violenz entdeckten, sind größere Genies als Newton. Und waren doch zugleich größere Feldherren als Wellington. Selber geübt im Gebrauch der Waffen, erkannten sie deren Nutzlosigkeit und lehrten eine geplagte Welt, daß ihr Heil nicht in der Violenz liege, sondern in der Non-Violenz.

Non-Violenz bedeutet in ihrer Auswirkung bewußtes Leiden. Sie bedeutet nicht Unterwerfung unter den Willen des Ungerechten, sondern bedeutet Einsetzen der ganzen Seelenkraft gegen den Willen des Tyrannen. Sofern er sich in seinem Wirken durch dieses Gesetz bestimmen läßt, ist es auch einem einzelnen möglich, die ganze Macht eines tyrannischen Reiches herauszufordern, seine Ehre, seine Religion, seine Seele zu

verteidigen, und dadurch Anstoß zu werden für dieses Reiches Zusammenbruch oder Neuerstehen.

So also verlange ich nicht von Indien, Non-Violenz zu üben, weil es schwach ist. Ich verlange von ihm, Non-Violenz zu üben aus dem Bewußtsein seiner Kraft und Macht heraus. Es bedarf keiner Übung im Gebrauch der Waffen, um diese Kraft und Macht auszuwirken. Wir meinen, es nötig zu haben, weil wir, wie es scheint, in uns Menschen nichts weiter zu sehen vermögen als Fleischklumpen. Ich möchte, daß Indien erkenne, daß es eine Seele hat, die nicht untergehen wird, die sich vielmehr siegreich erheben kann über alle leibliche Gebrechlichkeit und die den vereinigten körperlichen Kräften einer ganzen Welt zu trotzen vermag. Was kann jener Rama bedeuten, jenes bloß menschliche Wesen, das mit seiner Affenschar gegen die unverschämte Kraft des zehnköpfigen Ravan[42]) kämpft, der sich, umgeben von tosenden Wogen, in Sicherheit wähnt? Bedeutet das Gleichnis nicht die Überwindung physischer Kraft durch geistige Macht? — Da ich jedoch ein praktischer Mann bin, möchte ich nicht warten, bis Indien die Möglichkeit einer Anwendung des Geistes in der Politik einsieht. Mag sich Indien nun vor den Maschinengewehren, Tanks und Flugzeugen der Engländer auch hilflos und ohnmächtig vorkommen, mag es sich im Gefühl dieser seiner Schwäche zur Non-Kooperation bekennen, so wird die Non-Kooperation doch dem gleichen Zwecke dienen: sie wird auf jeden Fall dem Lande Befreiung bringen von dem vernichtenden Gewicht der englischen Ungerechtigkeit, sofern sich ihr eine ausreichende Zahl von Menschen anschließt.

Ich unterscheide die Non-Kooperation auch vom Sinnfeinertum, denn so wie sie gedacht ist, kann sie

unmöglich mit der Gewalt Hand in Hand gehen. Aber ich möchte sogar die Anhänger der Gewalt auffordern, mit der friedlichen Non-Kooperation einen Versuch zu machen. Nicht aus innewohnender Schwäche könnte sie versagen, wohl aber wegen ungenügender Beteiligung. Dann allerdings wäre der Augenblick wirklicher Gefahr gekommen. Hochgemute Männer, die die Demütigung ihres Volkes nicht länger ertragen könnten, würden ihrem Zorne freien Lauf lassen. Sie würden zur Gewalt greifen. So weit ich zu sehen vermag, müßten sie untergehen, ohne sich selbst oder ihr Land von der Unterdrückung erlöst zu haben. Wenn Indien der Lehre des Schwertes folgt, mag es einen Augenblickserfolg erringen, doch wird es dann aufhören, der Stolz meiner Seele zu sein. Ich bin Indien unauflöslich verbunden, da ich ihm alles verdanke. Ich glaube fest daran, daß ihm eine Mission für die Welt übertragen worden. Es darf Europa nicht blindlings nachahmen. Wenn Indien sich dem Schwert anheimgibt, wird für mich die Stunde der Prüfung gekommen sein. Ich hoffe, dann nicht zu versagen. Meine Religion kennt keine Landesgrenzen. Wenn der Glaube in mir lebendig ist, wird er selbst meine Liebe zum Vaterland übertreffen. Mein Leben ist dem Dienste Indiens geweiht in der Religion der Non-Violenz, die nach meiner Überzeugung die Grundlage des Hinduismus ist.

Heute möchte ich denen, die mir nicht trauen, ernstlich nahelegen, den ruhigen Gang des Kampfes, der eben begonnen, nicht zu stören durch Aufstiftung zur Gewalt in der Annahme, daß ich Gewalt wünsche. Ich verabscheue die Heimlichtuerei*) als eine Sünde. Sie mögen

---

*) S. den Aufsatz: Die Sünde der Heimlichtuerei.

die non-violente Non-Kooperation sich auswirken lassen, dann werden sie sehen, daß ich keinerlei Hintergedanken dabei hatte. 11. August 1920

Zum Boykott der Gerichtshöfe und der Schulen

Der Non-Kooperationsausschuß hat in die erste Stufe den Boykott der Gerichte durch die Anwälte aufgenommen, ferner den Boykott der Regierungsschulen durch die Eltern oder Schüler. Ich weiß wohl, daß es nur mein Ruf als ein Führer und Vorkämpfer gewesen ist, der mich davor bewahrt, öffentlich als verrückt erklärt zu werden wegen meines Rates, die Gerichte und Schulen zu boykottieren.

Ich möchte indessen für mich geltend machen, daß diese Verrücktheiten nicht ganz aller Überlegung bar sind. Es braucht kein großes Nachdenken, um einzusehen, daß es die Gerichte sind, durch die die Regierung ihre Autorität festigt, daß es die Schulen sind, durch die sie ihre Beamten heranbildet. Beide Institutionen sind segenbringend, wenn die Regierung, die sie verwaltet, gerecht ist. Sie sind tödliche Fallen, wenn die Regierung ungerecht ist.

Zum Boykott der Gerichte. Keine Zeitung hat meine Auffassung der Non-Kooperation mit so viel Hartnäckigkeit und Geschicklichkeit bekämpft wie der *Allahabad Leader*. Sie hat meine Ansichten über die Anwälte, wie ich sie in meinem Büchlein „Indisches Homerule“ im Jahre 1908 darlegte, verspottet. Ich bekenne mich immer noch zu den Ansichten, die ich dort ausgesprochen. Und ich finde hoffentlich Zeit, sie in diesen Spalten weiter zu entwickeln. Doch sehe ich für einstweilen davon ab, da

meine besonderen Ansichten in der Sache nichts zu tun haben mit meiner Überzeugung, daß die Anwälte ihre Tätigkeit einstellen müssen. Die nationale Non-Kooperation verlangt von den Anwälten, daß sie ihre Tätigkeit aufgeben. Der Gedanke der Non-Kooperation selber ist es, der diese Einstellung verlangt. Wohl niemand sonst arbeitet so eng zusammen mit der Regierung wie der Anwalt. Er legt dem Volk die Gesetze aus und unterstützt dadurch die Obrigkeit. Gerade deswegen werden sie „officers of the court" geheißen. Man könnte sie Ehrenbeamte nennen. Es wird behauptet, gerade die Anwälte hätten den entschlossenen Kampf gegen die Regierung aufgenommen. Das ist zum Teil richtig. Doch wird damit das Unheil nicht aufgehoben, das dem Beruf innewohnt. Will also die Nation die Regierung lähmen, so muß gerade dieser Beruf — sofern er dem Volk beistehen will in seinem Bestreben, den Willen der Regierung zu beugen — seine Tätigkeit einstellen. Meine Kritiker behaupten freilich, die Regierung werde sich nur freuen, wenn die Anwälte in die Falle gehen, die ich ihnen gelegt. Ich glaube das nicht. Was für gewöhnliche Zeiten gilt, gilt nicht für außergewöhnliche. In normalen Zeiten mag die Regierung heftige Kritik ihres Vorgehens vonseiten der Anwälte übel aufnehmen, angesichts einer kraftvollen, großangelegten Aktion aber würde es sie schwer ankommen, auch nur auf eines einzigen Anwalts Unterstützung in Form seiner Tätigkeit an Gerichten verzichten zu müssen.

Überdies bedeutet nach meinem Vorschlag die Einstellung der gerichtlichen Tätigkeit nicht das völlige Aufhören jeglicher Rechtsprechung. Es ist nicht so gemeint, daß die Anwälte nach dem Aufgeben ihrer Praxis gar nichts mehr tun. Sie sollen nur ihre Klienten veran-

lassen, die Gerichte zu boykottieren. Daneben sollen sie Schiedsgerichte bilden, um vorkommende Streitigkeiten beizulegen. Ein Volk, das entschlossen ist, von einer widerspenstigen Regierung Gerechtigkeit zu erringen, hat wenig Zeit zu Streitigkeiten unter sich. Das sollen die Anwälte ihren Leuten begreiflich machen. Es wird dem Leser wohl nicht bekannt sein, daß viele der bedeutendsten Rechtsanwälte Englands ihre Tätigkeit während des Krieges eingestellt haben. Indem sie so vorübergehend ihre Tätigkeit einstellten, konnten sie ihre ganze Kraft der Politik widmen, für die sie bis jetzt nur die freie Zeit übrig gehabt hatten. Politik, wenn sie ernsthaft aufgefaßt wird, ist kein Spiel. Gokhale[43]) hat sich mehr als einmal darüber beklagt, daß wir die Politik immer noch bloß als Zeitvertreib ansähen. Wir können nicht ermessen, wie viel wir verloren durch die Tatsache, daß auf unserer Seite Dilettanten den Kampf aufgenommen haben gegen eine Beamtenschaft, die in der Politik eine ernste Sache sieht, der man sich mit ganzer Kraft hingeben muß.

Ferner führt die Kritik an, die Anwälte müßten verhungern, wenn sie ihre Tätigkeit aufgeben. Das gilt schwerlich für die Sinhas[44]) dieses Berufes. Stellen sie doch ohne weiteres ihre Tätigkeit ein, wenn sie nach Europa reisen oder sonst etwas unternehmen wollen. Diejenigen, die von der Hand in den Mund leben, kann — sofern sie ehrenhafte Männer sind — der lokale Kalifat-Ausschuß für ihre Mitwirkung in der Bewegung entschädigen, wenigstens wenn sie dieser ihre ganze Zeit widmen.

Den mohammedanischen Anwälten ist endlich gesagt worden, daß Hindu-Anwälte sich ihrer Praxis bemächtigen würden, wenn sie sie niederlegten. Ich hoffe jedoch, daß

die Hindu-Anwälte wenigstens den negativen Mut aufbringen werden, auf die Kundschaft ihrer mohammedanischen Kollegen zu verzichten, auch wenn sie ihre eigene Praxis nicht aufgeben. Denn dessen bin ich gewiß, daß kein Mohammedaner, dem es ernst ist mit seiner religiösen Gesinnung, behaupten wird, der Kampf könne nur dann ausgefochten werden, wenn sich die Hindu in der Selbstaufopferung den Mohammedanern an die Seite stellen würden. Handeln die Hindu, wie es ihre Pflicht wäre, so geschieht es zu ihrer Ehre und zum allgemeinen Besten. Die Mohammedaner aber müssen auf dem betretenen Wege weiter gehen, ob sich die Hindu ihnen anschließen oder nicht. Geht's für sie um Leben oder Tod, so dürfen sie den Einsatz nicht abwägen. Kein Einsatz ist zu groß, wo es gilt, die Ehre zu wahren, besonders die religiöse Ehre. Nur wer es aus innerm Drang tut, bringt ein Opfer. Erzwungenes Opfer ist kein Opfer. Es ist nicht von Dauer. Einer Bewegung geht die Aufrichtigkeit ab, wenn sie nur getragen wird von Mitarbeitern, die sich wider ihren Willen einem Drucke fügen müssen. Die Kalifatbewegung wird sich dann zu unwiderstehlicher Macht entfalten, wenn jeder Mohammedaner die Friedensbestimmungen als eine Ungerechtigkeit empfindet, die ihm selber angetan worden. Wo der Mensch in seiner eigenen Person getroffen wird, erwartet er nicht von den andern Hilfe und Opfer. Zweifellos wird er Hilfe suchen. Aber sein Kampf gegen das Unrecht geht weiter, ob er diese Hilfe finde oder nicht. Ist das Recht auf seiner Seite, wird er Hilfe finden — das ist ewiges Gesetz. Gott ist der Helfer der Hilflosen. Als die Pandavas unfähig waren, ihrer gemeinsamen Gattin Draupadie [45]) zu helfen, kam Gott zu Hilfe und rettete deren Ehre. Auch dem Propheten stand

Gott bei, als die Menschen ihn aufgegeben zu haben schienen.

Boykott der Schulen. Wenn wir nicht den Mut haben, die Erziehung unserer Kinder zu unterbrechen, verdienen wir nach meinem Gefühl gar nicht, den Kampf zu gewinnen.

Die erste Stufe der Non-Kooperation umfaßt Verzicht auf Auszeichnungen vonseiten der Regierung. Jedermann weiß, daß keine Regierung Auszeichnungen verleiht, ohne mit der einen Hand mehr zu nehmen, als sie mit der andern gibt. Es wäre eine schlechte und verschwenderische Regierung, die ihre Gunstbezeigungen wegwerfen wollte. Unter einer Regierung, die auf dem Willen des ganzen Volkes beruht, würden wir unser Leben geben um einer Kleinigkeit willen, in der wir ein Symbol unseres Dienens am Ganzen erblicken könnten. Unter einer ungerechten Regierung, die den Willen des Volkes mißachtet, würden die höchsten Auszeichnungen zu einem Zeichen von Knechtschaft und Entehrung. Von hier aus gesehen, müssen die Schulen ohne das geringste Bedenken aufgegeben werden.

Für mich wird der ganze Plan der Non-Kooperation unter anderem zu einer Probe auf die Tiefe und Kraft unseres Gefühles. Sind wir bereit zu leiden? Es ist uns oft vorgehalten worden, wir sollten von den Inhabern von Auszeichnungen nicht zu viel erwarten, da sie sich nie beteiligt an den nationalen Angelegenheiten des Volkes und da sie ihre Würden zu teuer erkauft, um sie leichten Herzens zu opfern. Ich gebe das Argument an meine Gegner weiter und frage sie, wie es sich mit den Eltern von Schülern verhalte und mit den erwachsenen Studenten? Sie haben doch gewiß keine so innigen Beziehungen zu der Regierung wie die Würden-

träger. Sind ihre Überzeugungen so stark, sie zu bewegen, die Schulbildung zu opfern?

Aber ich behaupte, daß das Aufgeben der Schulen kein Opfer bedeutet. Wir müßten zur Non-Kooperation schon besonders ungeeignet sein, wenn wir nicht einmal unsere eigene Erziehung von der Regierung unabhängig machen könnten. Jedes Dorf soll für die Erziehung seiner Kinder sorgen. Ich möchte nicht von der Hilfe der Regierung abhängig sein. Wenn es sich um ein wirkliches Erwachen handelt, braucht der Unterricht auch nicht für einen einzigen Tag unterbrochen zu werden. Dieselben Lehrer, die heute an Staatsschulen tätig sind, könnten — sofern sie sich bereit finden ließen, ihre Stellen aufzugeben — Volksschulen eröffnen und unsere Kinder das lehren, was sie brauchen, statt aus der Großzahl von ihnen gleichgültige Beamte zu machen. Meine Blicke sind auf die Schule von Aligarh gerichtet. Sie sollte mit dem guten Beispiel voran gehen. Die Verödung unserer Regierungsschulen wird einen ungeheuren Eindruck machen. Ich bin überzeugt, daß die Hindu-Eltern und -Schüler nicht hinter ihren mohammedanischen Landsleuten zurückbleiben wollen.

Welch erhabenes Erziehungsideal läge darin, daß Eltern und Schüler ihr religiöses Gefühl höher stellten als äußeres Wissen? Wenn also auch die wissenschaftliche Erziehung der Jugend, die von den Schulen weggenommen wird, nicht sofort sichergestellt werden könnte, wäre es doch eine äußerst heilsame Übung für sie, als Freiwillige an einem Werke mitarbeiten zu dürfen, um dessentwillen sie die Regierungsschulen verlassen haben. Denn so wenig wie bei den Anwälten verstehe ich bei den Schulen unter Aufgabe der gewohnten Beschäftigung die Hinwendung zu einem tatenlosen Dasein. Die Knaben,

die die Schulen verlassen, werden jeder nach seiner Begabung ihr Teil an der Bewegung nehmen.

11. August 1920

Non-Kooperation und Religion

Nur mit dem größten Widerstreben lasse ich mich in eine Auseinandersetzung mit einem so gelehrten Führer ein wie Sir Narayan Chandavarkar. Aber im Hinblick auf die Tatsache, daß ich die Non-Kooperations-Bewegung ins Werk gesetzt, wird es mir zur schmerzlichen Pflicht, meine Ansichten darzutun, auch wenn sie nicht übereinstimmen mit denen der Führer, die ich verehre. Eben während meiner Reisen in Malabar habe ich Sir Narayans Gegenäußerung zu meiner Antwort auf das Bombay Manifest gegen die Non-Kooperation gelesen. Ich bedauere sagen zu müssen, daß ich mich auch durch diese Erwiderung nicht habe überzeugen lassen können. Wir beide scheinen die Lehre der Bibel, der Gita und des Korans von verschiedenen Standpunkten aus zu lesen oder auszulegen. Wir scheinen die Ausdrücke Ahimsa, Politik und Religion verschieden aufzufassen. Ich will nach bester Kraft versuchen, meine Auffassung der drei Begriffe und der verschiedenen Religionen klar zu machen.

Gleich eingangs muß ich Sir Narayan versichern, daß ich meine Auffassung von *Ahimsa* nicht geändert habe. Immer noch glaube ich, daß der Mensch, da ihm nicht gegeben ist, etwas zu erschaffen, nicht das Recht hat, auch nur die kleinste Kreatur, die da lebt, zu zerstören. Das Vorrecht der Vernichtung gehört einzig und allein dem Schöpfer alles Lebendigen. Ich nehme gern die

Auslegung von Ahimsa an, derzufolge es nicht bloß einen negativen Zustand bedeutet, Unfähigkeit, Böses zu tun, sondern einen positiven Zustand, Liebe zu erweisen und Gutes tun, sogar dem Missetäter. Doch bedeutet es nicht, dem Übeltäter in seinem ungerechten Werke beizustehen oder es in schweigender Duldung hinzunehmen. Im Gegenteil, die Liebe als aktive Qualität von Ahimsa verlangt, dem Übeltäter zu widerstehen, indem man sich von ihm lossagt, mag es ihn auch beleidigen oder seelisch oder körperlich treffen. Wenn zum Beispiel mein Sohn ein Leben der Schande führt, darf ich ihn darin nicht unterstützen, indem ich weiter für ihn sorge. Im Gegenteil fordert meine Liebe zu ihm, daß ich ihm alle Unterstützung entziehe, selbst wenn das seinen Tod bedeutete. Die gleiche Liebe auferlegt mir die Verpflichtung, ihn an mein Herz zu ziehen, sobald er bereut. Aber ich darf nicht meinen Sohn durch Anwendung äußerer Gewalt zwingen, gut zu werden. Das ist nach meiner Auffassung der tiefste Sinn des Gleichnisses vom verlorenen Sohn.

Die *Non-Kooperation* ist kein Zustand der Passivität. Sie ist ein Zustand intensivster Aktivität. Sie ist aktiver als äußerer Widerstand oder Violenz. Passive Resistenz ist eine falsche Bezeichnung dafür. Non-Kooperation, wie ich sie verstehe, muß non-violent sein, muß also ausgeübt werden ohne Gefühl von Bestrafung, Vergeltung, von Bosheit, üblem Willen oder Haß. Daraus geht hervor, daß es für mich eine Sünde wäre, mit General Dyer zusammenzuarbeiten und auf seinen Befehl unschuldige Menschen zu erschießen. Sollte er aber an einer körperlichen Krankheit darniederliegen, so wäre es für mich eine Übung im Verzeihen und Lieben, ihn gesund zu pflegen. Ich kann in diesem Zusammenhang

das Wort „Kooperation“ nicht gebrauchen, wie Sir Narayan es wahrscheinlich täte. Ich würde mit der Regierung tausendmal zusammenarbeiten, wenn es gälte, sie vom Wege des Verbrechens abzubringen, aber ich werde auch nicht einmal mit ihr zusammenarbeiten, um sie auf diesem Wege zu unterstützen. Und ich würde mich eines Unrechts schuldig machen, wollte ich eine Ehrung von ihr annehmen, einen Titel behalten, den sie verliehen, oder „in ihrem Dienst bleiben oder ihre Gerichte und Schulen länger in Anspruch nehmen.“ Lieber wäre mir ein Bettelsack als die reichste Gabe von den Händen, die befleckt sind mit dem Blut der Unschuldigen von Jallianwala. Lieber, viel lieber ein Haftbefehl als honigsüße Worte von denen, die das religiöse Empfinden der siebzig Millionen meiner mohammedanischen Brüder mutwillig verletzt haben.

Meine Auffassung der Gita ist der Auffassung von Sir Narayan gerade entgegengesetzt. Ich kann nicht annehmen, daß die Gita Gewalt erlaubt, um Gutes zu erreichen. Sie ist vor allen Dingen eine Darstellung des Zwiespaltes, der sich in unserer Seele abspielt. Der göttliche Lehrer hat sich eines geschichtlichen Ereignisses bedient, um uns die Lehre einzuprägen, daß wir unsere Pflicht erfüllen sollen, auch wenn wir dadurch in Lebensgefahr geraten. Sie prägt uns ein, unsere Pflicht zu erfüllen ohne Rücksicht auf die Folgen, denn wir Sterblichen in unserer Beschränktheit haben nur unsere eigenen Handlungen in der Gewalt. Die Gita unterscheidet zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis und tut ihre Unvereinbarkeit dar.

Jesus war nach meiner bescheidenen Meinung ein Fürst unter den Politikern. Er gab dem Kaiser, was des Kaisers war. Er gab auch dem Teufel sein Teil. Er

wich ihm immer aus und, wie uns berichtet wird, gab er seinen Einflüsterungen nie nach. Seine Zeit stellte ihm die Aufgabe, die Wohlfahrt des Volkes dadurch zu sichern, daß er es lehrte, sich nicht durch die Gaben der Priester und Pharisäer betören zu lassen. Sie waren es, die damals das Leben des Volkes überwachten und formten. Heutzutage ist das Regierungssystem so ausgeklügelt, daß es in jedes Lebensgebiet eingreift. Es bedroht uns in unserm Dasein. Wenn wir also die Wohlfahrt des Ganzen wahren wollen, müssen wir uns in allem Ernst an den Handlungen der Regierenden beteiligen und einen moralischen Einfluß auf sie ausüben, indem wir darauf bestehen, daß auch sie sich den Gesetzen der Sittlichkeit unterziehen. General Dyer hat eine „moralische Wirkung" ausgeübt durch einen Akt blutiger Grausamkeit. Diejenigen, die sich an der Non-Kooperation beteiligen, hoffen eine moralische Wirkung zu erzielen durch Selbstverleugnung, Selbstaufopferung, Selbstentäußerung und Selbstläuterung. Es überrascht mich, daß Sir Narayan das Massaker General Dyers zu den Taten der Non-Kooperation zählt. Ich habe mich ehrlich bemüht, seine Auffassung zu ergründen. Es tut mir leid, bekennen zu müssen, daß mir das nicht gelungen ist.

25. August 1920

Das Wesen der Non-Kooperation

Ich möchte der Aufmerksamkeit der Leser von *Young India* den gedankenreichen Brief*) empfehlen, den ich von Miß Anne Marie Peterson erhalten. Miß Peterson lebt seit einigen Jahren in Indien und hat während dieser

*) Folgt als Anhang dieses Aufsatzes.

Zeit die indischen Angelegenheiten mit Aufmerksamkeit verfolgt. Sie ist im Begriff, ihre Beziehung zu ihrer Missionsgesellschaft zu lösen, um sich fürder ganz einer Erziehung zu widmen, die wirklich und wahrhaft national ist.

Ich habe den Brief nur im Auszug wiedergegeben. Alle rein persönlichen Bemerkungen habe ich weggelassen. Doch werden dadurch die Ausführungen nicht beeinträchtigt. Der Brief war nicht für die Veröffentlichung gedacht. Er wurde kurz nach meiner Rede in Vellore[46]) abgefaßt. Da er indessen von wesentlicher Wichtigkeit, bat ich die Schreiberin um die Erlaubnis, ihn veröffentlichen zu dürfen, die sie bereitwillig erteilte.

Ich drucke den Brief um so lieber ab, als er mir Gelegenheit gibt, zu zeigen, daß die Non-Kooperations-Bewegung weder antichristlich noch antienglisch noch antieuropäisch ist. Sie bedeutet den Kampf zwischen Religion und Irreligion, zwischen den Mächten des Lichtes und den Mächten der Finsternis.

Es ist meine feste Überzeugung, daß das heutige Europa nicht den Geist Gottes oder des Christentums verwirklicht, sondern den Geist Satans. Und Satan hat den größten Erfolg, wo er mit dem Namen Gottes auf den Lippen erscheint. Europa ist heute nur dem Namen nach christlich. In Wirklichkeit betet es den Mammon an. „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ Das sind in Wirklichkeit die Worte Jesu Christi. Seine sogenannten Anhänger bemessen ihren moralischen Fortschritt nach ihrem materiellen Besitz. Schon die englische Nationalhymne ist antichristlich. Jesus, der von seinen Anhängern verlangte, daß sie ihre Feinde lieben, wie sich selbst, hätte nicht miteinstimmen

können in die Verse: „Verdirb unsere Feinde, mach ihre schlimmen Pläne zuschanden!“ In seinem neuesten Buche spricht Dr. Wallace die entschiedene Überzeugung aus, daß Europa durch den vielgerühmten Fortschritt der Wissenschaften in sittlicher Beziehung nicht um einen Zoll vorwärts gekommen ist. Und der letzte Krieg hat deutlicher als sonst die satanische Natur der Zivilisation erwiesen, von der sich Europa heute beherrschen läßt. Jedes Sittengesetz ist von den Siegern im Namen der Gerechtigkeit gebrochen worden. Keine Lüge war zu schlecht, um angewendet zu werden. Der Beweggrund dieser Verbrechen ist nicht etwa religiöser oder geistiger Art. Er ist grob materiell. Aber die Mohammedaner und die Hindu, die gegen die Regierung kämpfen, werden von ihrer Ehre und ihrer Religion getrieben. Sogar der grausame Mord[47]), der eben jetzt das Land erschütterte, wird einem religiösen Beweggrund zugeschrieben. Es ist sicher nötig, die Religion von ihren Auswüchsen zu befreien, aber ebenso nötig ist es, die Hohlheit moralischer Ansprüche derer zu brandmarken, die materiellen Besitz einem sittlichen Gewinn vorziehen. Man kann einen unwissenden Fanatiker leichter von seinem Irrtum heilen, als einen Schurken von seiner Schurkerei.

Das soll indessen kein Vorwurf sein gegen Individuen oder Nationen. Tausende von einzelnen Europäern erheben sich über ihre Umgebung. Ich spreche von jener Geistesrichtung Europas, die in den gegenwärtigen Führern zum Ausdruck kommt. England vergewaltigt durch die Handlungen seiner Führer die religiösen und nationalen Gefühle Indiens auf das Schamloseste. Unter dem Vorwand des Selbstbestimmungsrechtes sucht England die Ölfelder Mesopotamiens auszubeuten. Frank-

reich gibt sich in seinen Führern dazu her, Menschenfresser zu Soldaten auszubilden und verrät schändlich das Vertrauen als Mandatar über Syrien, indem es versucht, den Geist der Syrer zu unterdrücken. Wilson hat seine wertvollen Vierzehn Punkte in den Papierkorb befördert.

Diese Verbindung übler Mächte ist es eigentlich, die Indien letzten Endes mit seiner Non-Kooperation bekämpft. Und wer von den Christen und Europäern mit Fräulein Peterson fühlt, daß diese Irrtümer beseitigt werden müssen, kann es tun, indem er sich der Non-Kooperations-Bewegung anschließt. Mit der Ehre des Islam steht und fällt die Sicherheit der Religion selber, und mit der Ehre Indiens steht und fällt die Ehre jedes Landes, das über keine Machtmittel verfügt.

8. September 1920

Anhang

Eine Missionarin über die Non-Kooperation

Gandhi erhielt den folgenden Brief von Miß Anne Marie Peterson, einer Angehörigen der dänischen Mission in Madras:

Lieber Mr. Gandhi, Ich kann Ihnen nicht genug danken für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich aufgenommen. Ich fühle, daß diese Begegnung mehr oder weniger über meine Zukunft entschieden. Ich habe mich Indien zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig weiß ich, daß ich in Christus meine Heimat habe und ich habe keinen andern Wunsch und kein anderes Verlangen, als ihm zu leben, meinem gekreuzigten Heiland, und ihn denen zu offenbaren, mit denen ich in Berührung komme. Eben halte ich seine Füße umklammert und bete unter Tränen, ich möchte ihn nicht kränken, wie wir Christen es durch unser Benehmen in Indien getan. Wir kreuzigen ihn immer wieder, mögen wir lang die Gewalt seiner Auferstehung verkünden, durch die er Unwahrheit und Unrecht überwunden. Wenn wir, die wir seinen Namen tragen, aufrichtig wären gegen ihn, würden wir uns

nie beugen vor den Mächten dieser Welt, sondern immer auf der Seite der Armen, Leidenden und Unterdrückten stehen. Aber wir sind es nicht, und deshalb fühle ich mich nicht nur Christus verpflichtet, sondern um seinetwillen auch Indien in dieser Zeit von folgenschwerer Wichtigkeit für das Land.

Gewiß ist es wenig, was ich, ein vereinzelter und unbedeutender Mensch, sagen oder tun kann. Was bedeutet mein Protest gegen das Benehmen der Rasse, der ich angehöre und das — was mich tiefer schmerzt — die Missionsgesellschaften mitzumachen scheinen? Auch wenn soundso viele nicht damit einverstanden wären, würde es nichts ändern an der Sache. Aber auch wenn ich allein stünde gegen die ganze Welt, müßte ich meinem Gewissen und meinem Gott folgen.

Ich muß deshalb lächeln, wenn ich die Leute sagen höre, daß Sie den Entscheid des Kongresses hätten abwarten sollen, ehe Sie die Non-Kooperations-Bewegung ausgelöst. Sie haben eine Botschaft für das Land, und der Kongreß ist die Stimme des Landes, sein Diener, nicht sein Meister. Eine Majorität hat nicht schon deswegen recht, weil sie eine Majorität ist.

Doch müssen wir trachten, die Majorität zu gewinnen. Und es ist erfreulich zu sehen, daß der Kongreß sich für Sie erklärt. Hätte er es wohl auch getan, wenn Sie sich still verhalten und nicht den Gefühlen des Volkes Stimme verliehen? Hätte der Kongreß dessen Gesinnung erkannt? Ich glaube nicht.

Ich selber war in großen Zweifeln, bevor ich Sie hörte. Sie aber überzeugten mich. Nicht daß mich die Kalifatfrage groß bewegte. Das ist unmöglich. Doch kann ich ermessen, was für einen Dienst Indien erwiesen würde, wenn es Ihnen gelingt, die Mohammedaner davon abzuhalten, das Schwert zu ergreifen, um Rache zu nehmen und sich ihre Rechte zu erobern. Und sehe ein, daß es ein Meisterstück bedeutet, wenn es Ihnen gelingt, die Hindu und Mohammedaner zu vereinen. Wie sehr wünschte ich, auch die Christen ließen sich herbei und verbänden sich mit Ihnen um Ihres Landes willen und zur Ehre nicht nur ihrer Heimat, sondern auch ihres Heilands. Ich kann für die Türkei nicht viel empfinden, aber ich empfinde für Indien und ich sehe, daß Indien keine andere Möglichkeit hat gegen die Unterdrückung zu protestieren als durch die Non-Kooperation.

Ich möchte Ihnen auch sagen, daß viele Menschen in Dänemark und in der ganzen Welt, ja gewiß jeder echte Christ, mit Indien fühlen und ihm seine Sympathie zuwenden werden in dem Kampf, der nun anhebt. Gott verhüte, daß es in dem Kampf zwischen Macht und Recht, Wahrheit und Unwahrheit, Geist und Fleisch eine Trennung der Rassen gebe. Es gibt sie nicht. Der gleiche Kampf hebt an auf der ganzen Erde. Was macht es also aus, wenn nur wenige auf unserer Seite stehen? Gott ist mit uns.

Brutale Gewalt scheint oft die Oberhand zu erringen, aber Rechtlichkeit hat noch immer gesiegt und wird immer siegen, wäre es auch durch großes Leiden und durch etwas, das einem Makel gleichsieht. Christus siegte, als er von der Welt gekreuzigt wurde. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Als ich die Rede las, die Sie in Madras gehalten, mußte ich mir in meiner Bewegung sagen, sie sollte als Flugschrift ausgehen in Englisch, Tamil, Hindustani und all den gebräuchlichen Sprachen und dann in jede Ecke, jeden Winkel des Landes getragen werden.

Wenn die Non-Kooperation erst einmal begonnen, muß sie so durchgeführt werden, daß der Erfolg sicher steht. Ich schrecke davor zurück, mir die Folgen auszumalen, wenn das nicht der Fall wäre. Doch dürfen Sie nicht erwarten in einem oder zwei Tagen zu siegen. Es braucht Zeit — und Sie werden sicher nicht verzweifeln, wenn Sie das Ziel nicht im Fluge erreichen. Diejenigen, die glauben, haben kein Eile.

Die Zurückziehung der Kinder und Studenten aus den Regierungsschulen halte ich für einen sehr wichtigen Schritt. Nehmen wir die Hilfe der Regierung an (und wenn es auch unser Geld ist, das sie uns wieder erstattet), so müssen wir uns ihrer Verfassung, ihren Gesetzen und Verfügungen unterziehen. Indien und wir, die wir mit Indien fühlen, sind zu der Überzeugung gekommen, daß die Erziehung, die die fremde Regierung vermittelt, Indien nicht wohlbekommen und nichts zu seiner wirklichen Entfaltung beigetragen. Der Entschluß sollte zu einer spontanen Gründung nationaler Schulen führen. Seien es auch wenige — wenn sie nur der Selbstaufopferung entspringen. Einzig und allein durch eine Erziehung, die seinem Wesen entspricht, kann Indien wahrhaft emporgehoben werden. Das berührt mich vielleicht deshalb so besonders tief, weil ich zu dem Teil des dänischen Volkes gehöre, der sich seine eigenen, dem Wesen des Volkes entsprechenden, unabhängigen und nationalen Schulen selber schuf. Die dänischen Freien Schulen und Volkshochschulen sind, wie Sie vielleicht gehört haben, gegen den Widerstand und gegen die Verfolgung des dänischen Staates entstanden. Die Organisatoren setzten es durch und es gelang ihnen so, die Nation zu erneuern.

Mit meinem aufrichtigen, herzlichen Dank und mit Gebet für Sie bin ich Ihre aufrichtige

Anne Marie Peterson.
8. September 1920.

Volksherrschaft gegen Pöbelherrschaft

Eine oberflächliche Betrachtung wird der Grenze fast nicht gewahr, die zwischen der Volksherrschaft und der Pöbelherrschaft liegt. Und doch ist die Trennung vollkommen und bleibt für alle Zeiten bestehen.

Indien durchläuft in unsern Tagen rasch das Stadium der Pöbelherrschaft. In dem Wort „rasch“ liegt meine Hoffnung. Es könnte uns das Unglück beschieden sein, den Prozeß langsam durchmachen zu müssen. Aber die Klugheit gebietet, jedes verfügbare Mittel anzuwenden, um diesen Zustand so rasch wie möglich abzutun.

Auf unserer Seite ist große Neigung vorhanden, sich der Pöbelherrschaft zu fügen. Pöbelherrschaft war es, was am 10. April 1919 sich in Amritsar auswirkte. Die Pöbelherrschaft war es, die am selben schicksalsschweren Tag in Ahmedabad hauste. Sie gab sich als undisziplinierte Zerstörungswut und war also gedankenlos, nutzlos, verrucht und bösartig. Krieg ist disziplinierte Zerstörungswut und darum viel blutiger als alles, was der Pöbel bisher verübt. Und doch hat man den Krieg immer wieder verherrlicht, weil wir uns durch die glänzenden, aber nur vorübergehenden Erfolge von einigen Kriegen haben täuschen lassen. Wenn also Indien seine Freiheit durch Gewalt erlangen soll, so muß es durch einen disziplinierten und ehrenvollen Krieg geschehen — wenn es überhaupt möglich ist, die beiden Ausdrücke Ehre und Gewalttat miteinander zu verbinden. Es wäre das dann ein Akt der Volksherrschaft, nicht der Pöbelherrschaft.

Doch ist es jetzt nicht meine Absicht, mich über Pöbelherrschaft von der Art der in Ahmedabad verübten zu verbreiten. Ich will mich über eine Art Pöbelherr-

schaft auslassen, mit der ich besser vertraut bin. Der Kongreß ist eine Kundgebung für den Pöbel und ist nur in diesem Sinne Kundgebung, in diesem Sinn allein. Obgleich er von klugen Männern und Frauen organisiert worden, darf man ihn doch als Pöbeldemonstration bezeichnen. Unsere öffentlichen Demonstrationen sind zweifellos Pöbeldemonstrationen. Während der denkwürdigen Reise der Beauftragten der Kalifats-Mission durch den Pandschab, durch Sindh und Madras, habe ich von solchen Demonstrationen genug und übergenug bekommen*). Ich habe mich mehr als einmal schämen müssen, wenn ich an Eisenbahnstationen zusehen mußte, wie das Gepäck der Reisenden gedankenlos, allerdings auch unwissentlich, von Demonstranten zerstört wurde, die in der Begeisterung für ihre Führer alles und alle außer acht ließen. Sie haben sehr zum Unbehagen ihrer Führer einen unmusikalischen und grellen Lärm verübt. Sie haben einige von den ihrigen zu Boden getreten. Sie haben einander fortgestoßen. Sie haben alle geschrien und alle miteinander im heiligen Namen des Friedens und der Ordnung. Man konnte zehn Freiwillige[48]) zu gleicher Zeit den gleichen Befehl geben hören. Und oft wurden die Freiwilligen zu Demonstranten, statt Leiter der Massen zu bleiben. Es ist eine gefährliche, immer aber unangenehme Aufgabe für die Führer, durch eine in Unordnung geratene Reihe von Freiwilligen von der Rednertribüne zum bereitstehenden Wagen geleitet zu werden. Mehr als einmal dauerte das Vergnügen, obschon es in fünf Minuten abzutun gewesen wäre, eine ganze Stunde. Statt daß die Menge zurückträte, drängt sie gegen die Führer, die sich deshalb nach Sicherheit umsehen müssen. Jedermann, der Lust hat, stürmt den

*) S. den Anhang dieses Aufsatzes: *Unsere letzte Reise.*

Wagen, und die Freiwilligen sind dabei die größten Sünder. Die Führer und andere rechtmäßige Insassen müssen mit den Eindringlingen lange Verhandlungen führen, bis diese begreifen, daß sie die Trittbretter nicht so ohne weiteres besetzen dürfen. Das Verdeck des Wagens wird von den Demonstranten höchst unglimpflich behandelt. Die Fälle sind zu zählen, wo das Verdeck der Wagen unbeschädigt blieb. Unterwegs dann drängt die Menge dem Wagen nach, statt sich zu beiden Seiten der Straße aufzustellen. Das Ergebnis ist ein nicht zu übertreffender Wirrwarr. Jeden Augenblick kann sich ein Unfall ereignen. Daß es nur so selten zu einem Unfall kommt, ist weniger dem Geschick der Veranstalter zu verdanken, als der Menge selber, die entschlossen ist, die gute Laune zu bewahren. Ungeachtet daß jeder jeden andern stößt und pufft, hat keiner auch nur die leiseste *Absicht* seine Nachbarn zu belästigen. Schließlich kommt, um das Bild zu vervollständigen, die Versammlung, vor der einem himmelangst werden kann. Nichts als Lärm, Gedräng, Geheul und Gejauchz rings herum. Auf einmal zieht ein guter Redner die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf sich, und gleich herrscht Ordnung und Ruhe, daß man eine Stecknadel fallen hören könnte.

Dessenungeachtet ist das Pöbelherrschaft. Man ist den Massen, dem Pöbel, ausgeliefert. So lange gegenseitige Sympathie herrscht zwischen dem Führer und dem Pöbel, ist alles recht. Sobald aber dieses Band reißt, kommt das Grauen. Eine Episode, wie die von Ahmedabad, gewährt hie und da einen Einblick in die Seele des Pöbels.

Wir müssen aus dem Chaos Ordnung entwickeln. Und nach meiner festen Überzeugung kann das am besten dadurch geschehen, daß die Pöbelherrschaft durch die Volksherrschaft ersetzt wird.

Ein besonders großes Hindernis besteht darin, daß wir die Musik so sehr vernachlässigt haben. Musik bedeutet Rhythmus, Ordnung. Sie wirkt augenblicklich und sofort. In Europa habe ich einmal beobachtet, wie ein findiger Polizeioberst ein volkstümliches Lied anstimmte und dadurch der erregten Massen Herr wurde. Unglücklicherweise ist die Musik, gleich wie unsre Shastras[37]) das Vorrecht einiger weniger geblieben, einerseits in den leichten Liedern der Prostituierten und andererseits in den Gesängen der obern religiösen Kasten. Sie ist nie volkstümlich geworden. Wenn ich irgendeinen Einfluß hätte auf die Freiwilligen, auf die Pfadfinder und auf die Seva-Samiti-Organisation[49]) würde ich den gemeinsamen Gesang volkstümlicher Lieder als obligatorisch erklären. Und zu diesem Zweck würde ich dafür sorgen, daß gute Musiker bei jeder Versammlung zugegen wären und den Massen Musik beibrächten.

Viel mehr Disziplin, Methode und Wissen muß von den Freiwilligen verlangt werden. Kein zufällig Hergelaufener sollte als vollgültiger Freiwilliger aufgenommen werden. Er würde eher stören als helfen. Man stelle sich vor, was für Folgen es haben müßte, wenn sich im Krieg ein Ungeübter als Soldat in die Reihen schliche. In einem Augenblick könnte er die ganze Ordnung sprengen. Weder die zögernde Haltung der Volksführer noch weniger die gutgemeinte oder auch übel gesinnte Kritik, am wenigsten ausgesprochene Unterdrückung sind es, was ich in bezug auf die Non-Kooperation fürchte. Die Bewegung wird all diese Hindernisse überwinden. Sie wird dadurch nur stärker werden. Nein, das größte Hindernis sehe ich darin, daß wir noch nicht über das Stadium der Pöbelherrschaft hinausgekommen sind. Indessen tröste ich mich mit der Tatsache, daß niemand

so leicht zu lenken ist wie der Pöbel, aus dem einfachen Grunde, weil er keine eigene Meinung hat, keinen selbständigen Gedanken. Er handelt wie im Rausch.

Die Reue kommt schnell. Unsere wohlorganisierte Regierung dagegen bereut nicht im geringsten ihre teuflischen Verbrechen von Jallianwala-Bagh, Lahore, Kassur, Akalgarh, Ramnagar usw. Mir aber ist es gelungen, den reumütigen Pöbel von Gudschranwala zu Tränen zu bewegen, und von all jenen, die den Pöbel während des ereignisreichen April beeinflußten, ein offenes Bekenntnis der Reue zu erlangen. Und darum bediene ich mich der Non-Kooperation, um Volksherrschaft herbeizuführen. Und ersuche alle zögernden Führer, mir beizustehen, indem sie nicht länger zum vornherein ein Werk nationaler Läuterung, Übung und Aufopferung verurteilen.

Bei nächster Gelegenheit werde ich an einigen Beispielen zeigen, wie in einem Augenblick die Unordnung des Pöbels in Ordnung verwandelt werden kann. Mein Vertrauen in die Menschen ist unbegrenzt. Sie haben in reichem Maß die Gabe, sich leiten zu lassen. Die Führer sollen ihnen nie mißtrauen. Die einmütige Verurteilung der Non-Kooperation bedeutet genau besehen nichts anderes als Mißtrauen in die Fähigkeit der Massen, sich selber zu beherrschen.

Ich füge dem Aufsatz, der etwas lang geworden, einige Verhaltungsmaßregeln bei zu sofortiger Benützung:

1. Bei großen Demonstrationen sollten keine unerfahrenen Freiwilligen verwendet werden. Nur die allererfahrensten dürfen an die Spitze gestellt werden.

2. Die Freiwilligen sollen ein Heft mit allen Verhaltungsmaßregeln bei sich haben.

3. Finden Demonstrationen statt, so müssen die Freiwilligen versammelt werden zur Entgegennahme besonderer Instruktionen.

4. An Bahnhöfen sollten sich die Freiwilligen nicht alle beim Empfangskomitee aufstellen. Sie sollten unter die Menge verteilt werden.

5. Die Menge sollte nicht auf den Bahnhof gelassen werden. Sie stört damit den Verkehr. Es ist ebenso ehrenvoll, draußen zu warten wie drinnen.

6. Erste Pflicht der Freiwilligen ist, darauf zu sehen, daß nicht auf dem Gepäck der Reisenden herumgetreten wird.

7. Auf keinen Fall sollen die Demonstranten den Bahnhof schon lange Zeit vor Ankunft des Zuges betreten.

8. Vor dem Zuge muß genügend Platz für die Reisenden freigelassen werden.

9. Mitten durch die Menge sollte eine Gasse freigehalten werden, damit die Führer passieren können.

10. Sie sollten nicht genötigt sein, sich im Gänsemarsch durchzuwinden. Das ist demütigend.

11. Die Demonstranten dürfen ihren Platz erst verlassen, wenn die Führer den Wagen erreicht haben, oder wenn es ihnen durch ein verabredetes Zeichen von einem beauftragten Freiwilligen erlaubt wird.

12. Es müssen bestimmte Rufe zu nationalen Rufen erhoben werden, die dann aber nicht überall und immer, sondern nur zu bestimmten Zeiten ausgestoßen werden: wenn der Zug einfährt, wenn die Führer den Wagen erreichen und unterwegs in bestimmten Zwischenräumen. Es ist überflüssig dagegen Einwendungen zu erheben von der Art etwa: die Demonstrationen verlören dadurch alles Spontane und würden mechanisiert. Die Spontanei-

tät hängt ab von der Zahl der Teilnehmer, von der Art und Weise, wie sie die Rufe aufnehmen, vor allem von der ganzen Haltung der Demonstranten, nicht aber von der Mannigfaltigkeit und Stärke des Lärms, den sie verursachen. Die Erziehung eines Volkes bestimmt die Natur seiner Demonstrationen. Ein Mohammedaner, der sich in der Moschee stillem Gebete hingibt, wirkt nicht weniger überzeugend als ein Hindu Tempelgänger, der entweder mit seiner Stimme oder mit seinem Gong oder beidem einen großen Lärm verführt.

13. Während der Fahrt muß sich die Menge zu beiden Seiten der Straße aufstellen und darf dem Wagen nicht folgen. Wenn Fußgänger an dem Zuge teilnehmen, müssen sie in ordentlicher Weise und ohne Lärm ihre Stelle einnehmen und dürfen nicht nach ihrem eigenen Gutdünken mitgehen oder zurückbleiben.

14. Die Menge sollte nie gegen die Führer andrängen, sondern sich von ihnen zurückhalten.

15. Diejenigen, die zu hinterst oder zu äußerst stehen, sollen nie vorwärts oder gegen die Mitte drängen, sondern im Gegenteil einem Druck vonseiten der Vorderleute nachgeben.

16. Wenn sich Frauen unter der Menge befinden, muß auf sie besonders Rücksicht genommen werden.

17. Kleine Kinder sollen nie zu Massenansammlungen mitgenommen werden.

18. Die Freiwilligen müssen unter die Menge verteilt werden. Sie sollen Flaggen- und Pfeifsignale bestimmen, um auf diese Weise Befehle weiterzugeben, wo Rufe nicht mehr ausreichen.

19. Die Menge braucht für die Autrechterhaltung der Ordnung sich nicht zu bemühen oder nur insofern, daß sie sich ruhig und still verhält.

20. Vor allem muß jeder die Anordnungen der Freiwilligen unbedingt befolgen.

Diese Reihe will nicht vollständig sein. Sie soll Beispiele geben und Nachdenken und Aussprache über die Sache anregen. Ich hoffe, daß die Zeitungen, die in einheimischer Sprache erscheinen, diesen Aufsatz aufnehmen werden. 8. September 1920

Anhang

Unsere letzte Reise

Durch jede neue Reise fühle [50]) ich mich in meinen Erfahrungen so sehr bereichert, daß ich kaum damit fertig zu werden und sie für den Leser niederzuschreiben vermag. Ich muß mich deshalb auf die beschränken, die für die Notwendigkeit von Disziplin und Organisation sprechen. Den Gewinn der früheren Reisen, bis zu der Reise nach Cawnpore, habe ich bereits gesichtet. Der Ankunft in Cawnpore sah ich mit einer gewissen Beklemmung entgegen — ist es doch die Stadt von Maulana Hasrat Mohani und Dr. Murarilal. Sie sind beide große Mitarbeiter an unserer Sache. Die Anordnungen, die am Bahnhof getroffen worden, ließen nichts zu wünschen übrig. Eine große Menge erwartete uns dort. Aber die Disziplin wurde so strikte beobachtet, daß wir zwischen zwei festen Reihen von Männern durchgehen konnten, von denen sich nicht einer von seinem Platz bewegte, ehe wir unsere Sitze im Wagen eingenommen hatten. Statt dafür dreißig Minuten vergeuden zu müssen, genügten fünf Minuten. Von einem Demonstrationsumzug hatte man glücklicherweise abgesehen. Das Programm wickelte sich ebenso glatt ab wie der Empfang. Wir trafen etwa um acht Uhr ein. Nur ein Tag stand uns zur Verfügung, und doch fand in dieser Zeit eine Unterredung mit den Führern statt, ein Interview mit Mr. Frazier Hunt, dem Mitarbeiter der „Chicago Tribune“, ein Besuch im Witwenheim, die Eröffnung einer Gudscheratischule, eine Versammlung der Gudscheratifrauen (wo sich die Teilnehmerinnen drängten), Eröffnung eines nationalen Schiedsgerichtes, eine Versammlung unter freiem Himmel, und endlich private Unterhaltungen mit Besuchern. Und all das wickelte sich ohne Hast und ohne Anstrengung ab. Nur bei der Versammlung unter freiem Himmel gab es zuerst ein kleines Durcheinander. Es stellte sich heraus, daß den Freiwilligen keine Instruktionen erteilt

worden waren. Aber nach einigem Bemühen herrschte auch dort vollkommene Stille und die Anwesenden hörten lautlos drei anstrengenden Reden zu. Es ist meine feste Überzeugung, daß wir *Swaraj* erlangen, sobald wir uns diszipliniert und organisiert haben. Eine organisierte Weigerung, uns von irgendeiner fremden Macht beherrschen zu lassen — mehr braucht es in einem Lande wie dem unsrigen nicht.

Lucknow bildete einen schroffen Gegensatz .... Während der nächtlichen Reise nach Bhiwani kamen wir zu keiner Ruhe. Die Menge wollte, daß ich *Darshan* [51]) gebe. Einer meinte, Mahatmas brauchten keinen Schlaf und es sei ihre Pflicht, *Darshan* zu geben. Einige waren wirklich zornig, daß wir uns hartnäckig weigerten, unsere Betten zu verlassen. Wieder ein anderer äußerte sich dahin, es sei doch recht unklug, sich über die Wünsche der Menge hinwegzusetzen und sich zu weigern, ihr Darshan zu geben. Endlich erreichten wir Bhiwani, todmüde und übernächtig. Etwa 50000 Menschen hatten sich aus den umliegenden Dörfern eingefunden. Ich fürchtete, wir würden zu Atomen zerquetscht werden. Zu meiner angenehmen Überraschung jedoch zeigte sich vollkommene Ordnung. Kein Lärm und Gedräng am Bahnhof. Alle blieben an ihrem Platz. Der Demonstrationsumzug wurde, ungeachtet einer dichten Menge, mühelos durchgeführt. Noch überraschender war die Ordnung, die im Pandal [52]) herrschte. Das Pandal war schön, aber nicht überladen geschmückt. Es gab da keinen einzigen Stuhl — nicht einmal für den Vorsitzenden. Den Führern wurde als Sitzgelegenheit ein festgefügtes und geräumiges Podium angewiesen, das sich in der Mitte des Pandal erhob. Obwohl sich etwa 12000 Personen eingefunden, schien das Pandal nicht überfüllt zu sein. Die Zugänge waren weit. Der Boden war nach der Mitte zu ausgehoben, so daß alle Anwesenden das Podium erblicken konnten. Ich möchte nur das bemerken, daß ein Halbkreis noch günstiger wäre. Hinter dem Podium sollten keine Plätze sein.

Bhiwani und Heiderabad (Sindh) können dem bevorstehenden Kongreß als Beispiel dienen. Das Empfangskomitee kann sich einige tausend Rupien und viel Raum ersparen, wenn es davon absieht, Stühle aufzustellen, sei es auf dem Podium oder am Boden. Wir müssen uns mehr und mehr der Masse und ihren Führern anpassen. Wir, die wenigen Gebildeten unter ihnen, möchten die Masse nur durch solche Führer lenken lassen, die aus ihr selber hervorgegangen und deshalb so anspruchslos sind wie sie. Es ist grausam, die Masse auf Stühle zu zwingen, weil einige wenige nicht ohne sie auszukommen scheinen.

Ich erfuhr auf Befragen, daß die Leute aus den umliegenden Dörfern eben wegen des *Darshan* gekommen seien. Dieses *Darshan*

ist zu einer überaus lästigen und zeitraubenden Angelegenheit geworden. Es greift meine Nerven an und beraubt mich der Ruhe, die ich benötige, um in den wenigen unbeschäftigten Augenblicken, die mir die Reise läßt, zu schreiben. Die Erschwerung wird hauptsächlich durch den Mangel an Vorbereitung und Organisation verschuldet. Die Führer müssen entweder die Versammlungen in methodischer Weise organisieren oder ganz darauf verzichten. Glücklicherweise handelt es sich hier um Demonstrationen in freundlichem Sinn — weshalb es nie zu Unruhen kommen kann. Man möge aber bedenken, was sich für ein Chaos ergeben müßte, wenn wir einmal feindliche Demonstrationen unternehmen wollten. Könnten wir solche Massen noch in der Hand behalten, wenn sie in Erregung gerieten oder feindlichem Kugelfeuer ausgesetzt würden? In Tundla konnte ich erfahren, daß es unmöglich ist, Massen-Zivil-Desobedienz auszuführen mit einer Bevölkerung wie der dortigen. Wir können keine wirksame Arbeit verrichten, solange wir nicht der Menge Verhaltungsmaßregeln erteilen und uns auf ihren strikten Gehorsam verlassen können. Die Freiwilligen müssen deshalb Übung erlangen in der Behandlung großer Ansammlungen. Eine indische Menge ist wohl fügsamer und lenkbarer als irgendeine in der Welt. Aber sie braucht Erziehung. So lange sie nicht erzogen, ist es wohl am klügsten, auf Massenansammlungen zu verzichten.

27. Oktober 1924

Drei nationale Rufe

Während meiner Reise durch die Provinz Madras hatte ich in Bezwada Gelegenheit, auf die nationalen Rufe zu achten und ich mußte mich fragen, ob es nicht besser wäre, Rufe zu verwenden, die der Sache gelten würden, statt den Menschen. Ich ersuchte die Versammlung, die Rufe: *Mahatma Gandhiki Jai* (Sieg Gandhi) und *Mahomed Ali-Shaukat Aliki Jai* (Sieg Mahomed Ali-Shaukat) durch *Hindu-Mussalmanki Jai* (Sieg der hindu-mohammedanischen Einigung) zu ersetzen. Bruder Shaukat Ali, der nach mir sprach, erhob den Wunsch zur Vorschrift. Er hatte bemerkt, daß die Mohammedaner, ungeachtet der hindu-mohammedanischen Einigung, mit *Allaho Akbar*

antworteten, wenn die Hindu ihr *Bande Mataram* riefen — und umgekehrt. Das beleidigt, wie er richtig sagte, nicht nur das Ohr, sondern beweist auch, daß das Volk noch nicht aus dem gleichen Geiste heraus handelt. Es sollten deshalb nur drei Rufe anerkannt werden: Einmal *Allaho Akbar* (Allah ist groß) als frohes Bekenntnis der Hindu und der Mohammedaner, daß Gott allein groß ist und niemand sonst. Sodann: *Bande Mataram* (Heil dem Vaterland) oder *Bharat Mataki Jai* (Sieg unserer Mutter „Hindu“). Drittens: *Hindu-Mussalmanki Jai* (Sieg der hindu-mohammedanischen Einigung), als Zeichen, daß es ohne die hindu-mohammedanische Einigung keinen Sieg gibt für Indien und keine wahre Darstellung der Größe Gottes. Ich möchte wünschen, daß die Anregung Maulanas von den Zeitungen und von den Männern, die im öffentlichen Leben stehen, befolgt und das Volk dazu angeleitet würde, nur diese drei Rufe zu gebrauchen. Sie sind voll tiefer Bedeutung. Der erste ist wie ein Gebet und ein Eingeständnis unserer Kleinheit, und damit ein Ausdruck der Demut. Zu diesem Rufe sollten sich alle Hindu und Mohammedaner in Verehrung und Andacht vereinen. Die Hindu brauchen die arabischen Worte nicht zu meiden, wenn sie nicht nur keine Erniedrigung bedeuten, sondern eine Erhöhung. Gott hält sich nicht an eine besondere Sprache. *Bande Mataram* weckt nicht nur große Gefühle, sondern läßt unsern Wunsch über alle Wünsche laut werden: Indien möchte sich zu seiner vollen Größe entfalten. Und ich möchte den Ruf *Bande Mataram* jenem andern *Bharat Mataki Jai* vorziehen, da er zugleich eine freundliche Anerkennung der geistigen und seelischen Überlegenheit Bengalens bedeuten würde. Da schließlich Indien nichts ist ohne den Bund zwischen den Hindu und den Mohammedanern,

dürfen wir den dritten Ruf *Hindu Mussalmanki Jai* nie vergessen.

Die Anwendung dieser Rufe sollte zu keinem Mißklang führen. Sobald jemand einen der drei Rufe erschallen läßt, sollten die andern mit einstimmen und keiner sollte versuchen, seinen Lieblingsruf geltend zu machen. Wer sich dazu nicht entschließen kann, mag schweigen. Aber den eigenen Ruf erheben gegen einen andern, der angestimmt worden, sollte als Ungezogenheit empfunden werden. Es wäre auch gut, die drei Rufe immer in der oben angegebenen Reihenfolge anzuwenden. Sie sollten aber nicht ununterbrochen erschallen. Oft genug vernimmt man ein ununterbrochenes Geschrei, wenn ein Führer an einer Station vorbeifährt. Ich möchte bezweifeln, daß dieser unaufhörliche Lärm auch nur im geringsten zur Volkswohlfahrt beiträgt — es wäre denn, daß er als harmlose Übung der Lungen betrachtet würde. Überdies müssen wir an die Nerven und an die Zeit der Führer denken. Es ist wirklich eine Vergeudung an nationalem Gut, wenn ein Führer gezwungen wird, während einer vollen halben Stunde die Menge zu betrachten und mitanzuhören, was sie ihm oder einem andern zum Ruhme schreit. Wir müssen uns üben, in allem das rechte Maß zu halten. 8. September 1920

Die tiefere Bedeutung der Non-Kooperation

Dwijendranath Tagore, der in Santiniketan als „Baro Dada" [53]) allgemein bekannt ist und geachtet wird, hat seine Ansicht über die Non-Kooperation in bengalischer Sprache niedergeschrieben. Wir geben seinen Aufsatz im folgenden in der Übersetzung, die Mr. Banarasidas

Chaturvedi für uns ausgeführt und Mr. C. F. Andrews durchgesehen:

Die Zeitungen sind in letzter Zeit voll von Für und Wider in bezug auf die Non-Kooperations-Bewegung, die von Mahatma Gandhi ins Werk gesetzt worden. Ich habe die Diskussion verfolgt und ich fürchte, daß die innere Bedeutung dieser Bewegung von vielen und auf vielfache Weise mißverstanden worden ist. Der Grund, warum so viele unserer Landsleute nicht fähig sind, den wahren Zweck, den Gandhi eigentlich im Auge hat, zu erkennen, liegt auf der Hand. Wir wissen, wie schrecklich und beklagenswert das Los Ramas war, als er von „*Maya Mriga*“[54]) getäuscht wurde. In unserer Zeit sind wir von einer andern „*Maya Mriga*“ getäuscht worden und können nicht wissen, was die Zukunft uns noch vorbehält. Wie ein Rind, das, um Wasser zu trinken, in ruhiger Zufriedenheit ans Ufer getreten, und da, in seinem Behagen verloren, den Tiger an seiner Seite nicht achtet, so stehen auch wir von einem Trugbild getäuscht und hoffen gegen alle Hoffnung. Es ist klar, was für ein Schicksal unser wartet, wenn wir nicht beizeiten erwachen. Es wird ein zweites „*Sita Haran*“[55]) werden. Und den Verlust unserer innersten Lebens- und Manneskraft zur Folge haben.

Mahatma Gandhis Non-Kooperation bedeutet, so weit ich sie verstehen kann, in ihrem innersten Sinn: So lange wir nicht fähig sind, die Ideale unseres Landes unserm eigenen Wesen entsprechend aufzustellen, können wir uns nicht als den Fremden ebenbürtig erachten.

Wenn aber nicht beide Parteien einander ebenbürtig sind, dann bleibt Kooperation zwischen ihnen ein hohles Wort. Eine solche Kooperation kann dann nur zweierlei

bedeuten: entweder der Schwächere unterwirft sich dem Stärkeren in Erniedrigung oder er läßt seinen Gefühlen freien Lauf und erweckt dadurch das bittere Mißfallen des Stärkeren.

Im Licht der Erziehung, die wir heutzutage in unsern Schulen und Hochschulen erhalten, betrachtet, hat Kooperation nur noch einen Sinn: daß sich der schwächere Teil dem stärkeren in sklavischer Abhängigkeit unterwirft.

Was aber bedeutet diese Erziehung? Daß wir unsere nationalen Gedanken und Ideale vergessen und unsern Wissenshunger abspeisen lassen sollen mit den Brosamen, die die Fremden fortwerfen.

Wie sollte unter solchen Umständen Kooperation möglich sein?

Darum soll sich nach meinem Dafürhalten der Schwache von dem Einfluß des Stärkeren so lange lossagen, bis er das Beste seines Wesens zu vollem Ausdruck bringen kann. Solange das nicht geschehen, steht er als ein Bettler da. Bis die Bedingungen ausgeglichen sind, muß Kooperation zum deutlichen Beweis der Wertlosigkeit, Trägheit und Hilflosigkeit des schwächeren Teiles werden.

In dieser schweren Krisis unseres Landes wird es für die weisesten seiner Einwohner zur Pflicht, sich von dem blutsaugerischen Einfluß der Behörden fernzuhalten, und aus eigener Kraft und in eigener Weise ihre eigenen Ideale zum Ausdruck zu bringen. Wenn wir einmal so weit sind, aber erst dann, wird es uns anstehen, an Kooperation zu denken.

Bedarf es eines Beweises für das, was ich gesagt? Die Art und Weise, wie die Kooperation sich in der Vergangenheit vollzogen und die endlose Reihe von ver-

derblichen Wirkungen, die sie hervorgebracht, sollten Beweis genug sein. Jeder andere wäre überflüssig.

22. September 1920

Der Aberglaube an die Schulen und Universitäten

Es ist viel gesagt und geschrieben worden gegen den Boykott der Schulen, die unter Aufsicht der Regierung stehen. Der Vorschlag ist als „böswillig“ und „unheilvoll“ bezeichnet worden und als „dem wahren Interesse des Landes zuwiderlaufend“. Pandit Madan Mohan Malaviyaji gehört zu den unnachgiebigsten Gegnern.

Ich habe mich nach bestem Vermögen geprüft, um meinen Irrtum zu entdecken. Aber ich wurde durch diese Anstrengung nur in meiner Überzeugung bestärkt, daß es sündhaft ist, sich einer Erziehung anzuvertrauen, die unter der Aufsicht der jetzigen Regierung steht, so vorzüglich diese Erziehung immer sein möge, wie es sündhaft wäre, die köstlichste Milch zu trinken, wenn ihr Gift beigemengt worden.

Ich habe mich gefragt, warum die einen die Richtigkeit meines Vorschlages ganz klar erkennen, während andere — gerade die anerkannten Führer — ihn als einen Irrtum verurteilen. Und finde nur die eine Antwort, daß die letzteren das gegenwärtige Regierungssystem nicht als unbedingtes Übel betrachten wie die ersteren. Mit andern Worten: die Gegner vermögen das Unrecht, das uns im Pandschabgemetzel und in der Kalifatfrage angetan worden, nicht in seiner ganzen Tragweite zu erkennen. Sie fühlen nicht wie die andern, wie zwingend dieses Unrecht dartut, daß im ganzen genommen die

Tätigkeit unserer Regierung für den Aufstieg unseres Volkes nachteilig ist. Ich weiß, daß ich damit eine schwerwiegende Behauptung aufstelle. Es ist undenkbar, daß Malaviyaji und Shastriar dieses Unrecht nicht genau so empfinden wie ich. Und doch ist das nach meiner Meinung so. Ich bin sicher, daß sie ihre Kinder keiner Schule anvertrauen würden, wo auch nur die geringste Möglichkeit bestünde, daß sie entwürdigt würden statt erzogen. Ebenso sicher bin ich, daß sie ihre Kinder nicht in eine Schule schicken würden, die beaufsichtigt oder auch nur beeinflußt würde von einem Räuber, der ihnen das Ihre gestohlen. Ich empfinde es, daß unsere Kinder in den Schulen der Regierung erniedrigt werden. Ich empfinde es, daß diese Schulen und Gymnasien unter dem Einfluß einer Regierung stehen, die das Volk mit allem Vorbedacht seiner Ehre beraubt hat. Und deshalb muß das Volk seine Kinder aus diesen Schulen nehmen. Es mag sein, daß der Unterricht sogar an diesen Schulen da und dort der Erniedrigung keinen Vorschub leistet. Aber es kann nicht recht sein, Erniedrigung des nationalen Gefühles in den Schulen weiter zuzulassen, weil einige besser sind als der Durchschnitt. Nach meiner Ansicht ist es klar, daß die verehrten Führer der Nation immer noch nicht zu erkennen vermögen, wie sehr die von der Regierung beaufsichtigten Schulen dem Bilde entsprechen, das ich oben entworfen.

Es könnte gegen mich eingewendet werden, daß die Schulen heute nicht schlimmer sind als vor der Untat im Pandschab und vor dem Treubruch in der Kalifatfrage, wo wir sie ohne weiteres hingenommen haben. Gewiß sind die Schulen heute nicht viel schlimmer als vorher. Ich aber sehe nun nach diesen verwerflichen Ereignissen das Regierungssystem mit andern Augen an.

Da ich seine ihm innewohnende Schlechtigkeit nicht erkannte, blieb mir das System so weit erträglich, daß ich mich nicht gedrängt fühlte, gegen seine Schulen aufzutreten. Und eben deshalb fürchte ich, daß sie, die sich dem vorgeschlagenen Boykott der Schulen widersetzen, weil sie ihn für schädlich halten, der Ungerechtigkeit in der Pandschab- und Kalifatfrage nicht dieselbe Bedeutung beimessen wie ich.

Um so mehr beglückwünsche ich nun Messrs. S. B. Tilak, Patel, Tripathi und andere, daß sie ihre Schulen verlassen, obschon sie vor dem Abschluß ihrer Studien standen. Und beglückwünche auch Misses Desai und Patel dazu, daß sie die Hochschule verlassen. Ich möchte beifügen, daß sowohl diese hochsinnigen Mädchen wie die jungen Männer das aus eigenen Antrieb getan haben.

Ich hege nicht die geringste Scheu, den Wunsch auszusprechen, daß die Jugend Indiens, Mädchen und Jünglinge, ohne jedes Bedenken die unter Aufsicht der Regierung stehenden Schulen verlassen, wenn sie in ihrem Innern die tiefe Demütigung empfunden, die in den Pandschabgreueln liegt und die Bedeutung des Wortbruches in der Kalifatfrage recht erfaßt. Die sittliche Reife, die sie in dem Augenblick erlangen, da sie den Schritt vollziehen, wird den zeitweiligen Verlust an Schulbildung mehr als ausgleichen. Denn der Tag, an dem unsere Knaben und Mädchen den Regierungsschulen den Rücken kehren, wird einen entschiedenen Fortschritt auf unser Ziel hin vermerken. Er wird eine Revolutionierung unseres nationalen Denkens bedeuten, unsere Befreiung von dem Aberglauben an die Schulen und Gymnasien. Sollte das Volk nicht imstande sein, für die Erziehung seines Nachwuchses aufzukommen, ohne daß irgendeine Regierung dabei etwas zu sagen, zu beschützen,

zu raten oder zu unterstützen fände? Die Preisgabe der heute bestehenden Schulen bedeutet Erkenntnis unserer Fähigkeit, ungeachtet himalajahoher Schwierigkeiten unsere Erziehung selbst in die Hand zu nehmen.

29. September 1920

Anhang

1. *Die Finanzierung der Schulen.* Auch wenn die Regierung sämtliche Kosten unserer Erziehung trüge, würden wir aus aller Kraft und mit allem Ernst für den Boykott der Schulen eintreten, wie wir nun tun, wo dies nicht der Fall. Die nachfolgenden Angaben mögen diejenigen von ihrem Irrtum befreien, die da glauben, daß es nicht möglich sei, die Erziehung zu nationalisieren ohne Mithilfe der Regierung.

Die Gesamtausgaben für Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen einschließlich aller Ausgaben für die Erziehungsdepartemente betragen für das Jahr 1918/19 112.900.000 Rupien. Sie wurden in folgender Weise gedeckt:

Staatsbeitrag	39.200,000	Rupien
Provinzialbeiträge . .	17.400.000	„
Städtische Beiträge . .	4.900.000	„
Schulgelder	31.900.000	„
Öffentliche Beiträge .	19.500.000	„
	112.900.000	Rupien

Daraus ist zu ersehen, daß die Regierung 39.200.000 Rupien und die Provinz- und Stadtverwaltungen zusammen 22.300.000 Rupien beitrugen, das Volk aber aus seiner eigenen Tasche 51.400.000 Rupien beisteuerte. Dabei muß berücksichtigt werden, daß ein großer Teil der Staatsbeiträge für den Unterhalt der eigenen englischen, sehr kostspieligen Bildungsanstalten verwendet worden ist.

Beweisen diese Zahlen nicht, daß wir das Erziehungssystem der Regierung selber tragen, während wir bisher in dem Wahne gelebt, die Regierung schaffe alles und wir könnten ohne ihre Hilfe nichts zustande bringen? Sobald wir uns von dieser Zwangsvorstellung befreien und uns vornehmen, künftig alles ebenso überflüssige als kostspielige Drum und Dran wegzulassen, können wir mit Leichtigkeit die Erziehung von der Aufsicht der Regierung befreien, sie auf eigene Füße stellen und sie immer besser den Bedürfnissen des Landes anpassen.

17. November 1920

2. *Ein Brief Dwijendranath Tagores.* Dwijendranath Tagore äußert sich zum Boykott in folgendem Briefe:

Verehrter Mahatma, Ein Umstand ernster Art, der den Fortschritt Ihrer Sache in unserm Teil des Landes aufhält, ist die verbreitete Ansicht, die auch von einigen Angehörigen der gebildeten Klassen geteilt wird, daß Ihre Unternehmungen wegen des ausgesprochen destruktiven Charakters keiner Förderung würdig zu erachten seien. Mein eigener Glaube in Ihr Werk als einem mächtig wirkenden Sauerteig alles Guten für Gegenwart und Zukunft wird dadurch nicht erschüttert, denn ich halte es für unrichtig, zu behaupten, daß eine „negative Agitation", wie ihr Werk genannt wird, eben um dieses negativen Charakters willen jeden Anspruch auf vernünftige Unterstützung verwirkt. Wenn sich jemand seelisch und körperlich einer verderblichen Gewohnheit wie der Trunksucht verschreibt, so hat der Heilprozeß immer seine zwei Seiten, oder, um mit Ihrem Gegner zu sprechen, gleichzeitig eine „positive und eine negative". Wenn der Arzt in seiner Behandlung Erfolg haben will, muß er fürs erste seine ganze Anstrengung darauf richten, den Patienten gegen die Versuchung widerstandsfähig zu machen und das Übel zu überwinden, ehe er ihm einen Ersatz für das entzogene Gift verschreiben kann. Das Ersatzmittel kann natürlich keine Wirkung haben, wenn der Patient gleichzeitig an seiner alten Gewohnheit festhält. Woraus die Lehre gezogen werden mag, daß das einleitende „negative" Stadium der Zerstörung ebenso wesentlich ist für die Heilung wie das nachfolgende „positive" Stadium des Wiederaufbaues. In gleicher Weise muß unser Land sich zuerst von den Fesseln der erniedrigenden Einrichtungen befreien, bevor irgendein aufbauendes Arbeitsprogramm für seine Gesundung aufgestellt werden kann. Ich bitte meine Landsleute, diese wichtige Wahrheit nicht zu vergessen und glaube übrigens aufrichtig, daß es ihnen durch Sie selber eingeprägt werden kann, wenn es mit der nötigen Eindringlichkeit immer wiederholt wird.

Mit den besten Wünschen für einen guten Erfolg verbleibe ich Ihr ergebener

Dwijendranath Tagore.
Santiniketan, den 10. November 1920.

Der Aberglaube an die Gerichte

Stünden wir nicht im Banne der Rechtsanwälte und gäbe es keine Bauernfänger, die uns in den Sumpf der Gerichtshändel zu ziehen versuchten, indem sie sich an unsere niedrigsten Leidenschaften wenden, könnten wir ein viel glücklicheres Leben führen. Möchten sich doch die, die viel mit den Gerichten zu tun haben — wenigstens die besten unter ihnen — darüber klar werden, daß jene Luft vergiftet ist. Beide Parteien bringen falsche Zeugen bei, Leute, die bereit sind, um der Sache ihrer Freunde oder um des Geldes willen ihre Seele zu verkaufen. Das ist aber noch nicht das Schlimmste an den Gerichten. Schlimmer noch ist, daß sie die Autorität der Regierung stützen. Man glaubt, sie seien die Verwalter der Gerechtigkeit und sie werden deshalb der Tempel der Freiheit eines Volkes genannt. Wenn sie aber die Autorität einer ungerechten Regierung stützen, sind sie nicht länger ein Tempel der Freiheit, sondern stürzende Gebäude, die im Stürzen den Geist einer Nation zerschmettern. Dieser Art waren die Kriegsgerichte und die Standgerichte im Pandschab. Da zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt. Sie sind aber auch in normaler Zeit nicht anders, wenn es sich darum handelt, in Streitigkeiten zwischen einer herrschenden Rasse und deren Heloten Gerechtigkeit walten zu lassen. Und so ist es überall in der Welt. Ich brauche nur an das Verfahren gegen jenen englischen Offizier zu denken und an die possenhafte Strafe, die er dafür erhielt, daß er vorsätzlich harmlose Neger in Nairobi gefoltert hatte. Hat wohl ein einziger Engländer die vom Gesetze vorgesehene Höchststrafe oder auch nur eine annähernd entsprechende für brutale Mordtaten in Indien erlitten? Es soll nur niemand glauben, daß es damit anders würde,

wenn indische Richter und indische Ankläger an Stelle der Engländer zu Gericht säßen. Der Engländer ist nicht von Natur schlecht. Die Inder sind nicht von Natur alle Engel. Beide unterliegen ihrer Umgebung. Während des Kriegszustandes gab es indische Richter und Staatsanwälte, die sich im großen und ganzen derselben schlimmen Praktiken schuldig machten wie die Engländer. Es waren Inder, die in Amritsar unschuldige Frauen peinigten, mag es auch ein Bosworth Smith gewesen sein, der die Frauen von Manianwala beschimpfte.

Mein Angriff gilt dem System und nicht den Menschen. Gegen die Engländer als solchen habe ich nichts. Einzelne unter ihnen verehre ich heute noch wie zu der Zeit, da ich die Unverbesserlichkeit des gegenwärtigen Systemes noch nicht erkannt hatte. Ja, ich möchte sogar sagen, daß Mr. Andrews und andere Engländer, die ich mit Namen nennen könnte, mir heute näher stehen als vorher. Ich könnte aber nicht einmal ihm, der mir mehr ist als ein Bruder, den Untertaneneid leisten, wenn er morgen zum Vizekönig von Indien ernannt würde. Es wäre mir, wenn er das Amt annähme, nicht mehr möglich, ihm länger die Fähigkeit zuzutrauen, rein zu bleiben. Er müßte ein System aufrecht erhalten, das in sich korrupt ist und auf der Voraussetzung unserer Minderwertigkeit beruht. Satan bedient sich fast immer solcher Werkzeuge, die sittlich verhältnismäßig hoch stehen und spricht die Sprache der Gerechten, um seiner Absicht einen Anstrich von Ehrbarkeit zu verleihen.

Ich bin ein wenig abgeschweift, um zu zeigen, daß diese Regierung, auch wenn ihre Mitglieder lauter Inder wären, unerträglich bliebe, sofern sie sich in ihrem Verhalten nicht ändern würde. Aus diesem Grunde kann mich auch die eben bekannt gewordene Berufung Lord Sinhas[20])

zu einem hohen Amte nicht mit einem Funken von Begeisterung erfüllen. Es muß uns vollständige Gleichberechtigung in Theorie und Praxis gewährt werden und die Möglichkeit, die Beziehungen zu den Engländern zu lösen, wenn wir es wünschen.

Nun aber zurück zu den Anwälten und den Gerichten. Wir können den angestrebten Zustand nicht erreichen, solange wir mit abergläubischer Achtung und Bewunderung auf die sogenannten Justizpaläste schauen. Auch nicht der, der Befriedigung seiner Gewinnsucht, seiner Rachegelüste oder auch seiner gerechten Ansprüche erlangt, soll blind bleiben gegenüber dem letzten Zweck dieser Gerichtshöfe: dauernde Aufrechterhaltung der Autorität der Regierung, die sie vertreten. Ohne seine Gerichte müßte das Regierungssystem sofort untergehen. Ich gebe zu, daß auch nach Ausführung meines Planes und selbst wenn alle indischen Anwälte ihr Amt aufgegeben und keine Zivilprozesse mehr anhängig sind, jene Macht bestehen bleibt, die das Volk durch die Gerichte unterjochen will. Aber wir werden uns durch diese Gerichte nicht länger täuschen lassen. Des moralischen Ansehens beraubt, werden sie den falschen Schein der Ehrbarkeit einbüßen. Es ist befremdend und doch wahr: solange wir geglaubt, daß die Macht schrittweise von den Engländern auf die Inder übergehen werde, haben wir jede Berufung eines Inders zu einem hohen richterlichen Amt mit Jubel begrüßt. Nun wir wissen, daß das System keiner Verbesserung fähig ist, muß jede solche Berufung um der Täuschung willen, die in ihr liegt, als ein Übel betrachtet werden. Aus diesem Grunde also hilft jeder Anwalt, der seine Praxis aufgibt, das Ansehen der Gerichte zu untergraben und insofern wird jedes Aufgeben der Praxis zu einem Gewinn für die einzelnen und für die Gesamtheit.

Die wirtschaftliche Ausbeutung, die durch die Gerichtshöfe vollzogen wird, ist noch nie beachtet worden. Und doch ist das keine Kleinigkeit. Alle Einrichtungen, die das heutige System erfordert, sind außerordentlich kostspielig. Die Gerichte gehören wohl zu den kostspieligsten. Ich weiß einigermaßen, was England dafür ausgibt, weiß noch besser, was Indien, und ganz genau, was Südafrika es sich kosten läßt. Und zögere nicht zu sagen, daß die indischen Auslagen die relativ größten sind und in keinem Verhältnis stehen zu der wirtschaftlichen Lage des Volkes im allgemeinen. Die besten unter den südafrikanischen Anwälten — und es sind sehr tüchtige Anwälte — würden nicht wagen, so hohe Gebühren zu fordern wie die indischen. Fünfzehn Guineen (375 Franken) sind wohl das höchste, was für ein Rechtsgutachten verlangt wird. In Indien sind dafür schon mehrere tausend Rupien bezahlt worden. Es muß etwas Verdorbenes sein an einem System, wenn ein Anwalt in einem Monat fünfzig- bis hunderttausend Rupien verdienen kann. Der Anwaltsberuf ist kein Spekulationsgeschäft und darf keines werden. Der tüchtigste Jurist muß sich auch dem Ärmsten zu vernünftigen Sätzen zur Verfügung stellen. Aber wir haben die Praktiken der englischen Anwälte übernommen. Die Engländer finden das Klima Indiens angreifend. Die Gewohnheiten, die sie unter einem rauheren Klima erworben, behalten sie in Indien bei. Es bedarf großer Summen für häufige Reisen in die Berge oder nach der Heimat, großer Summen für die exklusive und aristokratische Erziehung der Kinder. Infolgedessen werden die Honorare möglichst hoch angesetzt. Indien jedoch kann diesen starken Aderlaß nicht ertragen. Wir aber bilden uns ein, daß wir — um uns den englischen Anwälten ebenbürtig fühlen zu können — die gleichen verderblichen Gebühren erheben müßten wie

sie. Es wäre schlimm für Indien, wenn es den englischen Maßstab übernehmen müßte und die englischen Neigungen, die der heimischen Umgebung so ganz und gar nicht entsprechen. Jeder Anwalt, der die Gerichtshöfe und die Gerichtspraxis von diesem hier entwickelten Gesichtspunkte aus ansieht, wird die Folgerung ziehen müssen, daß sein Dienst am Volk — sofern er ihm überhaupt nach bestem Vermögen dienen will — vor allem das Aufgeben seiner Praxis verlangt. Zu einem anderen Schlusse könnte er nur kommen, wenn es ihm gelänge, meine Voraussetzungen mit Erfolg zu bestreiten.

6. Oktober 1920

Im Vertrauen

Ich erhalte so viele Briefe mit Fragen in bezug auf die geschlechtliche Enthaltsamkeit, und ich habe darüber so strenge Ansichten, daß ich in dieser äußerst kritischen Zeit unseres nationalen Lebens meine Ansichten und Erfahrungen den Lesern von *Young India* nicht länger vorenthalten darf. Im Sanskrit wird die geschlechtliche Enthaltsamkeit durch das Wort Brahmacharya [56]) bezeichnet, nur ist dieser Begriff noch tiefer und umfassender als Enthaltsamkeit. Brahmacharya bedeutet restlose Beherrschung aller Sinne und aller Organe. Nichts ist unmöglich für den vollkommenen „Brahmachari". Doch ist das ein Idealzustand, der kaum zu verwirklichen ist. Ähnlich der euklidischen Linie, die nur in der Vorstellung besteht, aber nie wirklich gezogen werden kann. Nichtsdestoweniger ist sie für die Geometrie von großer Wichtigkeit und führt zu schönen Ergebnissen. So mag auch der vollkommene Brahmachari nur in unserer Vorstellung vorkommen.

Doch wenn wir ihn nicht fortwährend vor Augen hätten, wären wir wie ein Schiff ohne Steuer. Je näher wir dem Idealzustand kommen, um so größer ist unsere Vollkommenheit.

In diesen Ausführungen aber will ich mich auf den Begriff Brahmacharya im engeren Sinn von geschlechtlicher Enthaltsamkeit beschränken. Nach meiner Ansicht bedarf es eines Lebens vollständiger Enthaltsamkeit in Gedanken, Worten und Werken, um geistige Vollkommenheit zu erlangen. Und ein Volk, das keine solchen Männer besitzt, ist schlimm genug daran. Doch ist es nun meine Absicht hier für Brahmachari einzutreten im Sinn einer vorübergehenden Notwendigkeit im gegenwärtigen Stand unserer nationalen Entwicklung.

Nicht nur das Übliche ist uns aufgeladen an Krankheit, Hunger und Armut — Millionen siechen unter uns dahin. Wir finden uns in eine Sklaverei so unmerklicher Art gestoßen, daß viele von uns sie nicht als solche erkennen wollen und in unserem Zustand Fortschritte zur Freiheit sehen, ungeachtet des dreifachen Fluches der wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Erniedrigung. Die immer wachsenden Ausgaben für das Militär, die verderbliche Finanzpolitik, die den Zweck hat, die Interessen von Lancashire und andere englische Interessen zu begünstigen, und die verschwenderische Art, in der die verschiedenen Staatsdepartemente finanziert werden, haben Indien Abgaben auferlegt, die seine Armut vergrößern und seine Widerstandsfähigkeit gegen das Übel vermindern. Die Art der Verwaltung hat, mit den Worten Gokhales[43]), das Wachstum der Nation so sehr gehemmt, daß die Größeren unter uns sich bücken müssen. In Amritsar wurde Indien sogar gezwungen, auf dem Bauch zu kriechen. Die vorbedachte Beleidigung des Pandschab und

die Weigerung, sich wegen des schamlosen Wortbruches an den Mohammedanern Indiens zu rechtfertigen, sind die neuesten Beispiele unserer moralischen Mißhandlung. Sie verletzen uns in unserer tiefsten Seele. Die Erniedrigung würde vollkommen, wenn wir uns diesen beiden Ungerechtigkeiten unterwerfen wollten.

Ist es recht von uns, die wir die Lage kennen, Kinder zu zeugen in eine Umgebung, die so entwürdigend ist? Wir vermehren nur die Sklaven und Schwächlinge, wenn wir so weiter fahren, während wir hilflos, krank und ausgehungert sind und bleiben. Nicht eher haben wir das Recht, Nachkommenschaft hervorzubringen, als bis Indien ein freies Volk geworden ist und fähig, jeder Erschöpfung Widerstand zu leisten, sich in Zeiten der Hungersnot selber zu helfen, mit den Epidemien wie Malaria, Cholera, Influenza und anderen mehr aus eigener Kraft und Wissenschaft fertig zu werden. Ich kann dem Leser nicht verhehlen, daß ich mich jedesmal schmerzlich bewegt fühle, wenn ich von einer Geburt höre in diesem unserem Lande. Ich muß gestehen, daß ich während Jahren mit Genugtuung die Möglichkeit erwogen, die Zeugung durch freiwillige Selbstverleugnung aufheben zu können. Indien ist heute nicht einmal in der Lage für die vorhandene Bevölkerung zu sorgen, nicht etwa weil es übervölkert wäre, sondern weil es einer fremden Herrschaft unterworfen, deren einziges Ziel steigernde Ausbeutung der Hilfsquellen des Landes ist.

Wie aber soll die Aufhebung der Zeugung zustande kommen? Nicht durch unsittliche und künstliche Mittel, wie man sie in Europa verwendet, sondern durch Selbstbeherrschung. Die Eltern müssen die Kinder zur Enthaltsamkeit erziehen. Nach den alten Hinduvorschriften ist das früheste Heiratsalter für Männer 25 Jahre. Wenn

die indischen Mütter zur Einsicht gebracht werden könnten, daß es sündhaft ist, Knaben und Mädchen zur Ehe zu überreden, gäbe es in Indien kaum halb soviel Eheschließungen. Wir brauchen auch nicht an die frühe Reife der Mädchen unter dem heißen Klima zu glauben. Ich habe noch nie einen größeren Aberglauben gesehen. Ich erlaube mir zu behaupten, daß das Klima mit der Pubertät gar nichts zu tun hat. Die geistige und sittliche Atmosphäre unseres Familienlebens ist es, was frühzeitige Pubertät bewirkt. Die Mutter und die Verwandten machen sich eine religiöse Pflicht daraus, unschuldigen Kindern beizubringen, daß sie verheiratet werden müssen, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben. Die Kinder werden schon verlobt, wenn sie noch ganz klein sind, ja schon als Säuglinge. Auch die Kleider und die Nahrung der Kinder tragen dazu bei, die Leidenschaften aufzustacheln. Wir kleiden die Kinder wie Puppen, nicht zu *ihrem* Vergnügen, sondern zu unserem und um unserer Eitelkeit willen. Ich habe Kinder von klein an auferzogen. Und sie haben ohne Widerstreben jedes Kleid angenommen, das ich ihnen gegeben und haben sich darüber gefreut. — Wir geben ihnen aller Art erhitzende und anreizende Speisen zu essen. Unsere blinde Liebe fragt nicht, ob sie das auch vertragen. Das Ergebnis ist dann natürlich eine vorzeitige Reife, eine schwächliche Nachkommenschaft und früher Tod. Die Eltern erteilen einen Anschauungsunterricht, den die Kinder gar leicht erfassen. Indem sie unbekümmert ihren Leidenschaften folgen, geben sie den Kindern das Beispiel ungezügelter Ausschweifung. Auch der unzeitigste Familienzuwachs wird durch laute Freude gefeiert. Es ist ein Wunder, daß wir in Anbetracht unserer Umgebung nicht noch weniger Selbstbeherrschung besitzen, als es der Fall ist. Ich habe nicht den geringsten

Zweifel, daß die Eheleute in Indien, sofern sie dem Lande wohlwollen und wünschen, daß Indien zu einem Lande starker und schöner, körperlich wohlgebildeter Männer und Frauen werde, vollständige Enthaltung üben und aufhören werden in unserer Zeit Nachkommen zu zeugen. Ich möchte das auch den Neuvermählten raten. Es ist leichter, etwas nie zu tun, als aufzuhören, nachdem man damit angefangen, wie es auch für einen, der immer Abstinent gewesen, leichter ist, Abstinent zu bleiben, als für einen Trunkenbold, Abstinent zu werden. Aufrecht zu bleiben ist unendlich viel leichter als sich von einem Fall erheben. Die Behauptung, daß Enthaltsamkeit nur den Satten ruhig verkündet werden könne, ist falsch. Andererseits hat es auch wenig Sinn, einem entkräfteten Menschen Enthaltung anzuraten. Aber ob wir nun jung oder alt, satt oder nicht — nach meiner Ansicht ist es jetzt und heute unsere Pflicht, auf das Hervorbringen von Erben unserer Sklaverei zu verzichten.

Ist es wohl nötig, den Eheleuten zu empfehlen, nicht darauf einzugehen, wenn der Partner sich auf sein gutes Recht beruft? Zustimmung braucht es zum Genuß, nicht aber zur Enthaltsamkeit — das ist eine einleuchtende Wahrheit.

Der tödliche Kampf mit einer mächtigen Regierung erfordert unsere ganze Kraft, die körperliche, die geistige und die sittliche. Wir können sie nicht erlangen, ehe wir nicht haushälterisch umgehen mit dem einen, das wir über alles schätzen müssen. Ohne diese persönliche Reinheit bleiben wir ein Volk von Sklaven. Wir dürfen uns nicht selber betrügen mit der Annahme, daß die Engländer als Mitbewerber in einem Wettlauf um persönliche Tugend für nichts zu achten seien nur deshalb, weil ihr Regierungssystem nach unserer Ansicht korrupt ist. Ohne daß sie

sich der grundlegenden Tugenden irgendwie rühmen, üben sie sie — wenigstens körperlich — in weitgehendem Maße. Unter denen, die am politischen Leben des Landes teilnehmen, gibt es mehr Junggesellen und Jungfrauen als unter uns. Jungfrauen gibt es unter uns eigentlich keine, wenn wir von den Nonnen absehen, die für das politische Leben des Landes ohne Bedeutung sind. Während in Europa tausende die Ehelosigkeit als allgemein anerkannte Tugend für sich beanspruchen.

Ich möchte zum Schluß dem Leser einige Regeln vorlegen, die sich nicht nur auf meine eigene Erfahrung, sondern auf die Erfahrungen verschiedener meiner Mitarbeiter gründen:

1. Knaben und Mädchen sollten in aller Einfachheit und Natürlichkeit erzogen werden und in dem ungestörten Glauben, daß sie unschuldig sind und unschuldig bleiben können.

2. Alle sollten sich erhitzender und anreizender Speisen wie Pfeffer und Fett enthalten, auch schwerer Speisen wie Kuchen, Süßigkeiten und Gebackenes.

3. Die Ehegatten sollten verschiedene Räume bewohnen und Vertraulichkeiten meiden.

4. Körper und Geist sollten fortwährend in gesunder Weise beschäftigt werden.

5. Die Regel „früh zu Bett und früh aufstehen“ sollte strikte beachtet werden.

6. Alle unsaubere Literatur sollte vermieden werden. Das Gegengift gegen unreine Gedanken sind reine Gedanken.

7. Man soll keine Theater und Kinos usw. besuchen, die den Leidenschaften schmeicheln.

8. Träume brauchen uns nicht zu ängstigen. Einem gesunden Menschen hilft in solchen Fällen ein kaltes Bad.

Es ist nicht richtig, daß eine gelegentliche Befriedigung Sicherheit gegen unfreiwillige Träume verschaffe.

9. Vor allen Dingen darf die Enthaltsamkeit unter Ehegatten nicht für eine Sache angesehen werden, die nicht durchzuführen ist. Im Gegenteil sollte Selbstbeherrschung als natürliche und selbstverständliche Äußerung des Lebens betrachtet werden.

10. Ein tiefgefühltes Gebet um Reinheit jeden Tag macht uns nach und nach rein. 13. Oktober 1920

An die Engländer in Indien (I)

Liebe Freunde,

Es würde mich freuen, wenn jeder Engländer diesen Aufruf lesen und ernstlich darüber nachdenken wollte.

Gestattet, daß ich mich Euch zuerst vorstelle. Ich darf in aller Bescheidenheit sagen, daß nach meiner Ansicht kein anderer Inder so wie ich während neunundzwanzig Jahren öffentlichen Lebens ununterbrochen mit der englischen Regierung Hand in Hand gegangen ist, und zwar angesichts von Verhältnissen, die wahrscheinlich jeden anderen Menschen zu einem Rebellen gemacht hätten. Ich bitte Euch, mir zu glauben, daß ich zu solcher Mitarbeit nicht bewogen wurde aus Furcht vor der Strafe, die Eure Gesetze vorsehen, oder aus anderen selbstsüchtigen Motiven. Es war freiwillige Mitarbeit und sie beruhte auf dem Glauben, daß die Tätigkeit der englischen Regierung im großen und ganzen genommen Indiens Wohlergehen bezwecke. Viermal habe ich für die Sache des Reiches mein Leben gewagt: während des Burenkrieges, als ich ein Sanitätskorps leitete, dessen Leistungen in General Bullers Berichten erwähnt worden, während

des Zuluaufstandes in Natal, als ich ein ähnliches Korps führte, zu Beginn des Weltkrieges, da ich wieder ein Sanitätskorps organisierte und infolge der großen Anstrengung an einer schweren Lungenentzündung erkrankte, endlich als ich in Erfüllung meines Lord Chelmsford anläßlich der Kriegskonferenz in Delhi gegebenen Versprechens mich im Kaira-Distrikt so energisch für die Rekrutierung einsetzte, daß ich einem Ruhranfall erlag, der beinahe eine schlimme Wendung genommen hätte. Alles das tat ich im festen Vertrauen, daß Handlungen wie die meinigen meinem Lande zur Gleichstellung mit den übrigen Gliedern des Reiches verhelfen müßten. Noch bis im Dezember letzten Jahres trat ich kräftig für ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten ein. Ich war des unerschütterlichen Glaubens, daß Lloyd George sein den Mohammedanern gegebenes Versprechen einlösen, und daß die Enthüllungen über die Pandschabgreuel den Pandschabiten volle Genugtuung sichern würden. Aber Lloyd Georges Verrat und Eure Zustimmung dazu sowie die nachsichtige Beurteilung der begangenen Grausamkeiten haben mein Vertrauen in die guten Absichten der Regierung und der Nation, die diese Regierung trägt, vollkommen erschüttert.

Ist aber auch mein Glaube an Eure ehrlichen Absichten dahin, so anerkenne ich immer noch Eure Tapferkeit. Und ich weiß, daß Ihr das, was Ihr der Gerechtigkeit und Vernunft vorenthaltet, der Tapferkeit freudig gewährt.

Laßt Euch denn sagen, was die britische Herrschaft für Indien bedeutet:

Ausbeutung der indischen Hilfsquellen zugunsten des Reiches.

Immer wachsende Ausgaben für das Militär und für

eine Verwaltung, die die teuerste Zivilverwaltung der ganzen Welt ist.

Verschwenderisches Gebahren jedes Departements in äußerster Mißachtung der Armut des Volkes.

Entwaffnung und daher konsequente Entwürdigung eines ganzen Volkes aus Furcht, daß ein bewaffnetes Volk das Leben der paar Engländer in unserer Mitte gefährden möchte.

Handel mit berauschenden Getränken und giftigen Drogen zum Zweck des Unterhaltes einer Administration, deren Kostspieligkeit nach oben zunimmt.

Gesetzgebung, die immer entschiedenere Maßregeln schafft zur Unterdrückung einer wachsenden Agitation, die der Verzweiflung des Volkes Ausdruck zu geben versucht.

Schmachvolle Behandlung der Inder, die in den Dominions leben.

Und nun habt Ihr, indem Ihr die Verwaltung des Pandschab maßlos lobtet und Euch über die Empfindungen der Mohammedaner lustig machtet, unsere Gefühle aufs Tiefste mißachtet.

Ich weiß, Ihr würdet uns Achtung nicht versagen, wenn wir kämpfen und Eurer Hand das Zepter kämpfend entwinden könnten. Ihr wißt, daß wir machtlos sind, denn Ihr habt uns selber der Fähigkeit beraubt, in offener und ehrenvoller Schlacht zu kämpfen. Tapferkeit im Kampfe auf dem Schlachtfeld ist uns also genommen. Tapferkeit der Seele ist uns geblieben. Ich weiß, Ihr seid auch dieser Tapferkeit zugänglich. Mein ganzes Streben ist jetzt darauf gerichtet, diese Tapferkeit zu erwecken. Non-Kooperation bedeutet nichts als Erziehung zur Selbstaufopferung. Wie sollten wir länger mit Euch zusammenarbeiten, da wir doch wissen, daß wir durch die Verwaltung dieses

großen Landes von Tag zu Tag tiefer in die Sklaverei gestoßen werden? Der Widerhall, den mein Aufruf gefunden, gilt nicht meiner Persönlichkeit. Es wäre mir lieb, wenn Ihr mich und auch die Brüder Ali aus dem Spiele ließet. Ich, als Person genommen, würde nicht den geringsten Widerhall erwecken, wenn ich so töricht wäre, zur Feindschaft gegen die Mohammedaner aufzurufen, so wenig wie es der magischen Kraft des Namens der Brüder Ali gelingen würde, die Mohammedaner zu entflammen, wenn diese Brüder unvernünftig genug wären, einen Kampfruf gegen die Hindu zu erheben. Das Volk strömt in tausenden herbei, um uns zu hören, weil wir heute zur Stimme einer Nation geworden sind, die unter dem eisernen Tritt ihrer Bedrücker ächzt. Die Brüder Ali sind Eure Freunde, wie ich Euer Freund war, wie ich noch Euer Freund bin. Meine Religion verbietet mir, irgendwelches Übelwollen gegen Euch zu hegen. Ich würde meine Hand auch nicht erheben gegen Euch, wenn es in meiner Macht läge. Ich hoffe, Euch einzig und allein durch mein Leiden zu überwinden. Die Brüder Ali würden sicher das Schwert ziehen gegen Euch, wenn sie könnten, um ihre Religion und ihr Land zu verteidigen. Nun aber haben wir, sie und ich, uns mit dem indischen Volke zusammengefunden in der Anstrengung, dessen Gefühle laut werden zu lassen und ein Mittel zu finden gegen sein Unglück.

Ihr sucht ein Mittel, diese Aufwallung eines nationalen Gefühles zu unterdrücken. Ich erlaube mir, Euch zu sagen, daß es nur auf eine Weise zu unterdrücken ist: durch Beseitigung der Ursachen. Noch habt Ihr die Macht dazu. Ihr könnt Lloyd George zwingen, sein Versprechen einzulösen. Ich kann Euch versichern, daß er sich die nötigen Hintertüren offen gelassen. Ihr könnt den Vizekönig

zwingen, einem besseren Platz zu machen, Ihr könnt Eure Ansichten in bezug auf Sir Michael O'Dwyer und General Dyer ändern. Ihr könnt die Regierung zwingen, eine Konferenz der anerkannten Volksführer — soweit sie in unanfechtbarer Weise gewählt worden und alle Schattierungen der öffentlichen Meinung vertreten — einzuberufen, damit man über die Möglichkeiten berate, *Swaraj* zu gewähren, in Übereinstimmung mit den Wünschen des Volkes.

Das alles aber könnt Ihr nur, insofern Ihr jeden Inder in Tat und Wahrheit als Euresgleichen und als Euren Bruder anseht. Ich bitte nicht um Gunst und Gnaden. Ich deute Euch nur als aufrichtiger Freund die ehrenvolle Lösung eines schweren Problems an. Eine andere Lösung — nämlich Unterdrückung — steht Euch frei. Ich kann vorhersagen, daß sie fehlschlagen wird. Ihr habt damit begonnen: bereits hat die Regierung zwei tüchtige Männer von Panipat eingekerkert, weil sie ihre Ansicht öffentlich ausgesprochen und aufrecht erhalten haben. Einem anderen wird aus dem gleichen Grund in Lahore der Prozeß gemacht. In dem Oudh-Distrikt ist einer schon zum Gefängnis verurteilt worden, ein anderer sieht der Verurteilung entgegen. Ihr müßt wissen, was in Eurer Mitte vor sich geht. Wir aber wollen mit der Propaganda unserer Sache der Unterdrückung zuvorkommen. Wählt den besseren Weg und schließt Euch dem indischen Volke an, dessen Gastfreundschaft Ihr genießt. Wer sein Streben zu durchkreuzen sucht, handelt unehrlich an dem Lande.

Ich bleibe in Treue Euer Freund

27. Oktober 1920 M. K. Gandhi

„*Erniedrigte*“ *Klassen*

Vivekananda[57]) pflegte die Panchamas[58]) „*unterdrückte* Klassen“ zu nennen. Keine Frage — Vivekanandas Bezeichnung ist genauer. Wir haben sie unterdrückt und sind dann selbst folgerichtig „erniedrigt“ worden. Daß wir zu „Pariahs des Reiches“ geworden sind, ist, wie Gokhale richtig sagt, die gerechte Vergeltung, die ein gerechter Gott uns auferlegt hat. Ein Einsender fragt mich empört in einem pathetischen Briefe, was ich denn für die Panchamas täte? Sollten nicht erst wir Hindu unsere blutbefleckten Hände waschen, ehe wir das von den Engländern verlangen? Das ist eine dringliche und recht zeitgemäße Frage. Wenn es einem einzelnen Angehörigen einer Sklavennation möglich wäre, die unterdrückten Klassen zu befreien, so würde ich es heute schon tun, selbst wenn ich meine eigene Freiheit dabei nicht gewönne. Aber es ist eine unmögliche Aufgabe. Ein Sklave hat nicht einmal die Freiheit, das Rechte zu tun. Es ist mein Recht, die Einfuhr fremder Güter zu verbieten, aber ich habe keine Macht, es durchzusetzen. Maulana Mahommed Ali hätte das Recht darauf gehabt, nach der Türkei zu gehen und den Türken persönlich zu sagen, daß Indien mit ihnen sei in ihrem gerechten Kampfe. Aber er hatte nicht die Freiheit, das zu tun. Wenn ich an der Spitze einer wahrhaft nationalen Volksvertretung stünde, würde ich die anmaßenden Forderungen der Hindu durch Erstellung besonderer und besserer Brunnen beantworten, die für den ausschließlichen Gebrauch der unterdrückten Klassen bestimmt blieben, und Errichtung besserer und zahlreicherer Schulen für sie, damit jeder Angehörige dieser Klassen für seine Kinder eine Unter-

richtsgelegenheit fände. Aber ich muß auf diesen besseren Tag warten.

Soll man inzwischen diese erniedrigten Klassen ihrem Schicksal überlassen? Auf keinen Fall. Soweit es meiner bescheidenen Kraft möglich war, habe ich für meinen Panchamabruder gesorgt und tue es noch.

Drei Wege stehen diesen niedergetretenen Kindern des Volkes offen. In ihrer Ungeduld mögen sie ihre Sklavenregierung um Beistand anrufen. Sie werden ihn erhalten, aber sie werden von der Bratpfanne ins Feuer fallen. Heute sind sie Sklaven der Sklaven. Wenn sie die Regierung um Hilfe ersuchen, werden sie zur Unterdrückung ihrer Volksgenossen mißbraucht werden. Anstatt daß man sich an ihnen versündigt, werden sie selber die Sünder sein. Die Mohammedaner haben das zu ihrem Schaden erfahren. Sie fanden, daß sie schlechter daran waren als vor dem. Die Sikhs [59]) taten es unwissentlich und scheiterten. Gegenwärtig gibt es in Indien keine unzufriedenere Volksgemeinschaft als die Sikhs. Regierungsbeistand bedeutet also keine Lösung.

Der zweite Weg wäre Ablehnung des Hinduismus und allgemeiner Übertritt zum Islam oder Christentum. Und wenn ein Wechsel der Religion zur Besserung der Welt beitragen könnte, würde ich ohne Zögern dazu raten. Aber Religion ist Herzenssache. Äußerer Druck berechtigt nicht zur Aufgabe einer angestammten Religion. Wenn die unmenschliche Behandlung der Panchamas durch den Hinduismus gefordert würde, wäre dessen Ablehnung die zwingende Pflicht der Panchamas selber und derer, die wie ich, nicht einmal aus der Religion einen Fetisch machen wollen, um in ihrem geheiligten Namen jedes Übel gut zu heißen. Indessen glaube ich, daß Unberührbarkeit keine Forderung des Hinduismus sei, sondern nur

ein Auswuchs, der mit allen Mitteln beseitigt werden sollte. Und es ist nun schon eine ganze Schar von Hindureformern, die ihre Seele daran setzen, den Hinduismus von diesem Flecken zu befreien. Eine Bekehrung ist also nach meiner Ansicht ebensowenig ein Heilmittel.

Schließlich bleibt noch Selbsthilfe und Selbstvertrauen, verstärkt durch Mitwirkung der übrigen Hindu, sofern und soweit diese aus eigenem Antriebe helfen wollen — und zwar aus Pflichtgefühl, nicht aus Sucht zur Bevormundung. Und damit stoßen wir auf die Frage der Non-Kooperation. Mein Briefschreiber ist durch Mr. Rajagopalachari und Mr. Hanumantrao ganz richtig berichtet worden, wenn er sagt, daß ich auch gegen dieses Übel eine gut geleitete Non-Kooperation empfehle. Doch bedeutet Non-Kooperation Unabhängigkeit von äußerer Hilfe, sie bedeutet Anstrengung von innen heraus. Plätze, die mir verboten sind, besuchen zu wollen — das wäre nicht Non-Kooperation. Das mag Zivil-Desobedienz sein, sofern es friedlich durchgeführt wird. Doch habe ich zu meinem Schaden erfahren, daß Zivil-Desobedienz weit größere Vorübung und Selbstbeherrschung verlangt als Non-Kooperation. Jeder kann Non-Kooperation befolgen, aber nur wenige sind zur Zivil-Desobedienz fähig. Deshalb können die Panchamas als Protest gegen den Hinduismus zweifellos jede Berührung und Verbindung mit den übrigen Hindu aufgeben, solange die besonderen Übelstände dauern. Das aber bedeutet eine wohlorganisierte und wohlüberlegte Anstrengung. So weit ich urteilen kann, gibt es unter den Panchamas keinen Führer, der durch Non-Kooperation zum Siege führen könnte.

Vielleicht wäre es für die Panchamas das einfachste und beste, sich herzhaft der großen, nationalen Bewegung anzuschließen, die darauf ausgeht, die Sklaverei der gegen-

wärtigen Regierung abzuschütteln*). Es dürfte für die Freunde der Panchamas leicht einzusehen sein, daß Non-Kooperation gegen die Regierung Kooperation zwischen den verschiedenen Teilen der indischen Nation voraussetzt. Die Hindu ihrerseits müssen begreifen, daß sie, wenn sie die Non-Kooperation gegen die Regierung erfolgreich durchführen wollen, gemeinsame Sache machen müssen mit den Panchamas, wie sie gemeinsame Sache gemacht haben mit den Mohammedanern. Non-Kooperation, die frei ist von Gewalt, ist ihrem Wesen nach intensive Selbstläuterung. Dieser Prozeß hat begonnen, und ob nun die Panchamas von sich aus daran teilnehmen oder nicht — jedenfalls dürfen die übrigen Hindu sie nicht außer acht lassen, ohne ihren eigenen Fortschritt in der Sache zu gefährden. Aus dieser Überlegung heraus und obwohl mir die Sache der Panchamas so lieb wie mein Leben ist, begnüge ich mich mit der ausschließlichen Hingabe an die nationale Non-Kooperation. Ich bin dessen

---

*) R. G. Pradhan, ein bekannter Publizist und Anwalt, bezieht sich in einem Briefe an Gandhi, der in *Young India* vom 29. Dezember 1920 veröffentlicht wurde, auf diese Stelle und führt in seinen kritischen Bemerkungen aus, er vertrete die Ansichten einiger Freunde der „erniedrigten" Klassen, wenn er die Mehrzahl der Kongreßteilnehmer und Swarajisten als soziale Reaktionäre bezeichne, da diese Kongreßabgeordneten und Swarajisten die Non-Kooperations-Resolution als verpflichtend für das Land ansähen, während sie die Resolution betreffend Unberührbarkeit völlig ignorierten, er finde ferner, daß die erniedrigten Klassen weder antinational seien noch werden könnten und schon deshalb nicht mit der Regierung gemeinsame Sache machen möchten, weil diese die Orthodoxie begünstige und endlich, daß die erniedrigten Klassen sich der Non-Kooperationsbewegung anschließen würden, sofern letztere sich ihrer Sache annähme.

Gandhi fügte dem Brief folgende Bemerkung bei: „Mr. Pradhan vergißt, daß die Non-Kooperation gegen die Regierung Kooperation unter den Regierten verlangt und daß Swaraj weder in einem noch

gewiß, daß die größere Sache die kleinere in sich beschließt.

Eng verbunden mit dieser Frage ist die Nicht-Brahmanen-Frage[60]). Ich wollte, es wäre mir möglich gewesen, sie gründlicher zu studieren. Ein Zitat aus meiner Rede vor einer geschlossenen Versammlung in Madras ist aus ihrem Zusammenhang gerissen und dazu verwendet worden, den Gegensatz zwischen den sogenannten Brahmanen und Nicht-Brahmanen zu verschärfen. Ich nehme kein Wort von dem zurück, was ich in jener Versammlung gesagt habe. Ich wandte mich damals an die, die als Brahmanen anerkannt werden. Ich sagte ihnen, daß nach meiner Ansicht die Behandlung, die sie den Nicht-Brahmanen zuteil werden lassen, ebenso satanisch sei wie die Behandlung, die wir von den Engländern erfahren. Ich fügte hinzu, daß die Nicht-Brahmanen ohne Aufsehen und lange Verhandlungen beruhigt werden sollten. Doch beabsichtige ich keineswegs, durch meine Bemerkungen die mächtigen Nicht-Brahmanen von Maharashtra

---

in hundert Jahren zu erlangen ist, wenn die Hindu nicht die Sünde der Unberührbarkeit überwunden. Ich lade die erniedrigten Klassen deshalb ein, sich an der Non-Kooperationsbewegung zu beteiligen, damit sie ihrer eigenen Kraft und Stärke bewußt werden. Swaraj ist ebensowenig zu erreichen ohne die Überwindung der Sünde der Unberührbarkeit wie ohne hindu-mohammedanische Einigung.

In *Young India* vom 3. November 1921 schreibt Gandhi als Antwort auf einen Brief: Der Unberührbarkeit darf im Programm nicht eine untergeordnete Stelle eingeräumt werden. Ohne Beseitigung dieses Schandfleckes ist Swaraj ein leeres Wort. Die Mitarbeiter an unserer Sache sollten den sozialen Boykott willkommen heißen und in der Ausführung ihres Werkes die Verwünschungen von seiten des Publikums für nichts achten. Nach meiner Ansicht spielt die Überwindung der Unberührbarkeit eine große Rolle in unserem Kampf um Swaraj. Unreiner Hinduismus kann den islamitischen Läuterungsprozeß unmöglich fördern.

oder Madras — oder auch nur die schlimmen Elemente unter ihnen — zu ermutigen, die sogenannten Brahmanen zu unterjochen. Das Wort „sogenannt“ gebrauche ich absichtlich. Denn die wahrhaften Brahmanen, diejenigen, die sich frei gemacht von der Knechtschaft einer abergläubischen Orthodoxie, haben nicht nur keinen Streit mit den Nicht-Brahmanen als solchen, sondern sind sogar in jeder Hinsicht begierig, die Nicht-Brahmanen zu fördern, wo immer sie Förderung brauchen können. Keiner, der sein Land liebt, wird zu dessen allgemeinem Aufstieg beitragen können, wenn er auch nur den Geringsten seiner Landsleute mißachtet. Jene Nicht-Brahmanen also, die mit der Regierung liebäugeln, verkaufen sich selber und das Volk, dem sie angehören. Mögen jene, die zur Regierung Vertrauen haben, sie unterstützen. Kein Inder aber, der seiner Geburt würdig, soll sich die Nase abschneiden, um das Gesicht zu ärgern. 27. Oktober 1920

Wenn ich verhaftet werde . . . (I)

Ich habe immer darüber nachdenken müssen, was das Volk wohl tun würde, wenn ich verhaftet werden sollte. Die Frage ist mir auch schon von meinen Mitarbeitern gestellt worden. Was würde aus Indien werden, wenn das Volk den falschen Weg einschlüge, weil es aus Liebe toll geworden? In welcher Lage würde ich mich selber befinden?

Die Aussicht, daß die Regierung Blut in Strömen vergießen würde, kann mich nicht schrecken. Aber es würde mich aufs tiefste schmerzen, wenn das Volk um meinetwillen oder in meinem Namen die Regierung beschimpfte. Es hieße mir Schmach antun, wenn das Volk bei meiner

Verhaftung sein Gleichgewicht verlöre. Die Nation kann keine Fortschritte machen, wenn sie sich nur auf mich verläßt. Der Fortschritt ist nur möglich, wenn sie den von mir vorgezeichneten Weg als den richtigen erkennt und innehält. Aus diesem Grunde wünsche ich, daß das Volk vollkommene Selbstbeherrschung bewahre und den Tag meiner Verhaftung als einen Freudentag begehe. Ich wünsche, daß die Schwäche, Zaghaftigkeit, Unentschiedenheit, die heute noch bestehen, dann verschwinden.

Was kann die Regierung bewegen, mich zu verhaften? Ihre Organe sind nicht meine Feinde, denn ich hege nicht den kleinsten Funken Feindschaft gegen sie. Aber sie halten mich für die Seele all dieser Bewegungen und Erregungen, sie glauben, daß das Volk mir blindlings folge und daß deshalb alle in Ruhe gelassen würden, die Beherrschten und die Herrscher, sobald ich beseitigt wäre. Nicht nur die Mitglieder der Regierung teilen diesen Glauben, sondern auch einzelne unserer Führer. Wie kann nun die Regierung das Volk auf die Probe stellen? Wie kann sich die Regierung vergewissern, ob das Volk meine Ratschläge wirklich verstanden oder ob es sich nur durch meine Äußerungen habe blenden lassen? Nur dadurch, daß sie mich verhaftet. Gewiß bliebe hier noch eine andere Möglichkeit: die Ursachen zu beseitigen, die mich dazu geführt, meinen Rat zu geben. Aber berauscht von ihrer Macht, wird die Regierung ihren eigenen Fehler nicht einsehen — und wenn sie ihn einsähe, würde sie ihn nicht zugeben. Es bleibt ihr also nur der eine Weg: die Kraft des Volkes auf die Probe zu stellen. Das kann sie dadurch, daß man mich verhaftet. Wenn sich das Volk auf diese Weise zur Unterwerfung zwingen läßt, darf man sagen, daß es das Unrecht im Pandschab und in der Kalifatfrage verdient hat.

Wenn aber umgekehrt das Volk zur Gewalt greift, wird es damit nur der Regierung einen Gefallen erweisen. Ihre Flieger werden dann Bomben auf das Volk werfen, ihre Dyers werden auf das Volk schießen lassen, und ihre Smiths werden unseren Frauen die Schleier vom Gesicht reißen. Es wird auch nicht an Offizieren fehlen, die die Leute in den Staub zwingen und jämmerlich auspeitschen lassen. Der eine Erfolg ist so schlimm und unheilvoll wie der andere. Keiner wird zum *Swaraj* führen. In anderen Ländern sind freilich Regierungen durch bloße Gewalt gestürzt worden, aber ich habe schon oft ausgeführt, daß Indien Swaraj nicht durch diese rohe Kraft erreichen kann.

Was aber soll das Volk tun, wenn ich verhaftet werde? Die Antwort ist einfach genug. Das Volk soll

1. Ruhe und Frieden bewahren,
2. keine Hartals veranstalten,
3. keine Versammlungen abhalten, dagegen
4. immer wach und aufmerksam bleiben.

Bestimmt möchte ich erwarten, daß

5. alle Regierungsschulen verlassen und zur Schließung genötigt werden,
6. die Anwälte in größerer Zahl ihre Praxis einstellen,
7. die bei den Gerichten anhängigen Fälle durch private Schiedsgerichte beigelegt werden,
8. zahlreiche Nationalschulen eröffnet werden,
9. hunderttausende von Männern und Frauen auf die Verwendung von Stoffen fremder Herkunft verzichten und nur noch handgesponnene und handgewobene Stoffe tragen und die Lager fremder Stoffe verkauft und verbrannt werden,
10. niemand einen zivilen oder militärischen Dienst annimmt,

11. diejenigen, die ihren Lebensunterhalt anderweitig verdienen können, ihren zivilen oder militärischen Dienst bei der Regierung aufgeben,

12. den nationalen Fonds die erforderlichen Beiträge zur Verfügung gestellt werden,

13. Würdenträger in größerer Zahl ihre Würden niederlegen,

14. Wahlkandidaten sich nicht wählen lassen oder, wenn sie schon gewählt sind, auf ihre Sitze verzichten,

15. die Wähler, die sich bis jetzt der Einsicht verschlossen, darüber aufgeklärt werden, daß es eine Sünde ist, Abgeordnete in die gesetzgebenden Räte zu senden.

Wenn sich das Volk dazu entschlösse und dabei beharrte, brauchte es kein Jahr mehr auf *Swaraj* zu warten. Sobald es soviel Kraft aufgebracht, haben wir *Swaraj* erreicht.

Dann werde ich auf Verordnung des eigenen Volkes freigelassen werden. Das wird mich freuen. Meine gegenwärtige Freiheit ist für mich wie eine Gefangenschaft.

Es würde nur Mangel an der nötigen Einsicht beweisen, wenn das Volk erst Gewalt anwenden wollte, mich zu befreien und sich dann darauf verlassen, daß ich ihm *Swaraj* erringen werde. Weder ich noch sonst jemand kann dem Volke *Swaraj* erringen. *Swaraj* kann nur erreicht werden durch ein Volk, das sich dazu erzogen.

Es hat keinen Zweck, den Fehler bei der Regierung zu suchen. Wir haben immer die Regierung, die wir verdienen. Wenn wir uns bessern, ist die Regierung auch verpflichtet, sich zu bessern. Nur wenn wir uns bessern, können wir *Swaraj* erlangen. In der Non-Kooperation liegt der Entschluß des Volkes, sich zu bessern. Wird das Volk von diesem Entschluß abkommen und nach

meiner Verhaftung wieder mit der Regierung zusammenarbeiten? Wenn aber das Volk in einem Anfall von Tollheit zur Gewalt greift und dann 18 Meilen zurücklegen muß, um vor dem Union Jack auf dem Bauche zu kriechen — wäre das dann nicht wieder Kooperation? Lieber sterben, als vor dem Union Jack auf dem Bauche kriechen!

Schaut die Sache an wie ihr wollt: der Weg, den ich angegeben, ist für das Volk der rechte Weg.

10. November 1920

Die nationale Universität des Gudscherat

Durch die Gründung einer Universität und durch die Eröffnung eines Gymnasiums in Ahmedabad hat die Provinz Gudscherat gezeigt, daß die Non-Kooperation auch eine aufbauende Seite hat*).

Freilich muß die Non-Kooperation, da sie ein Läuterungsprozeß ist, niederreißen, bevor sie aufbauen kann. Heute steht die nationale Universität da als Protest gegen die englische Ungerechtigkeit und zur Behauptung unserer nationalen Ehre. Aber sie ist zustande gekommen! Sie

---

*) Die gleiche Nummer von *Young India* brachte folgende Ausführungen zu dem Thema:

Das nationale Gymnasium im Gudscherat. Nie habe ich mich in größerer Verlegenheit befunden als bei der Eröffnung des nationalen Gymnasiums im Gudscherat. Ich wußte, daß sie eine stille und friedliche Revolution bedeute, was von den Anwesenden möglicherweise nicht begriffen und genügend gewürdigt werden konnte. Ich fühlte auch, daß, wenn es auf den Bau und auf akademische Bedeutung ankäme, das nationale Gymnasium den Vergleich mit anderen nicht aushalten könnte. Es wäre kaum möglich gewesen, ein *nationales* Gebäude zu errichten, da die Regierung, die das alleinige Eigentumsrecht an all unseren irdischen Besitztümern beansprucht, heute nicht

entsprang dem nationalen Ideal eines einigen Indiens. Sie vertritt eine Religion, die dem Dharma der Hindu entspricht und dem Islam der Mohammedaner. Sie möchte die indischen Sprachen aus unverdienter Vergessenheit erwecken und sie zu Quellen einer nationalen Erneuerung und der indischen Kultur machen. Sie vertritt den Standpunkt, daß für eine lückenlose Ausbildung fürs Leben das gründliche Studium der asiatischen Kulturen nicht weniger wichtig ist als das Studium der europäischen Wissenschaften. Die reichen Schätze des Sanskrit und Arabischen, des Persischen und des Pali und Magadhi müssen eifrig durchforscht werden, um die Quellen unserer nationalen Kraft zu entdecken. Die Universität möchte nicht nur die alten Kulturen am Leben erhalten und wiederholen. Sie hofft vielmehr, eine neue Kultur schaffen zu können, die auf den alten Traditionen ruht, sich aber aus den Erfahrungen späterer Zeiten bereichert. Sie strebt die Synthese der verschiedenen Kulturen an, die in Indien Wurzel gefaßt haben, die das indische Leben beeinflussen und ihrerseits durch den Geist des Bodens beeinflußt worden sind. Diese Synthese soll selbstverständlich im Geiste

---

mehr das Sprachrohr des Volkes ist, ja das Vertrauen des Volkes gänzlich verscherzt hat. Indessen birgt das neue Gymnasium Möglichkeiten, die noch gar nicht überblickt werden können. Möge es der Keim unserer nationalen Freiheit werden. Der Erfolg wird davon abhängen, daß Lehrer und Schüler sich in ihren Anstrengungen vereinen. Weil ich an die Non-Kooperation als einziges Heilmittel zur nationalen Erneuerung glaube und weil ich weiß, daß der Lehrkörper und der Senat von der gleichen Überzeugung durchdrungen, habe ich das Amt eines Kanzlers übernommen und die Eröffnungsfeierlichkeiten vollzogen, obgleich ich keine wissenschaftlichen Verdienste aufzuweisen habe. Ich bin in andächtiger Demut an meine Aufgabe herangetreten, Gott möge die neue Universität und das neue Gymnasium beschützen.

des Swadeshi vollzogen werden, damit jeder Kultur der Platz eingeräumt werde, auf den sie Anspruch hat, nicht aber nach dem Beispiel Amerikas, wo eine beherrschende Kultur alle übrigen aufsaugt und wo das Ziel nicht eine gerechte Harmonie, sondern eine künstliche und erzwungene Einheit ist. Das ist der Grund, warum die Universität von ihren Studenten das Studium aller in Indien vertretenen Religionen verlangt. So erhalten die Hindu-Studenten Gelegenheit, den Koran kennen zu lernen, und die Mohammedaner werden mit dem Inhalt der Hindu-Shastras vertraut. Nur eines hat die Universität ausgeschlossen: den Geist der Ausschließlichkeit, der irgendein Gebiet der Menschlichkeit dauernd für sich allein beansprucht. Das Studium des Hindostani — einer volkstümlichen nationalen Mischsprache aus Sanskrit, Hindu und dem persischen Urdu ist als obligatorisch erklärt worden. Der Geist der Unabhängigkeit soll nicht nur durch das Studium der Religionswissenschaft, der Politik und der Geschichte gepflegt werden, sondern auch durch die berufliche Ausbildung, die allein der Jugend des Landes zur wirtschaftlichen Selbständigkeit und zur Achtung vor sich selber verhelfen und ihr damit zu einem Rückhalt werden kann. Die Universität beabsichtigt in allen kleineren Städten höhere Schulen zu gründen, damit die Erziehung so rasch wie möglich ausgebreitet werde und sobald wie möglich alle Schichten der Bevölkerung erfasse. Der Gebrauch des Gudscherati als Unterrichtssprache wird dies erleichtern und bald wird die unheilvolle Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten überbrückt sein. Die handwerkliche Ausbildung der gebildeten Stände und die wissenschaftliche Bildung der Handwerker wird der ungleichen Verteilung der Reichtümer und der daraus hervorgehenden sozialen Unzufriedenheit in beträchtlichem Maß Ein-

halt gebieten. Es war der größte Fehler der Regierungsuniversitäten, daß sie durch fremde Organe beaufsichtigt wurden und daß sie in den Schulen ganz verkehrte Ansichten in bezug auf „Karriere“ erweckten. Dadurch, daß die Gudscherati-Universität es ablehnt, mit der Regierung zusammenzuarbeiten, sind diese beiden Übel ohne weitere Bemühungen verschwunden. Wenn die Gründer und Förderer die Sache durchhalten, bis wir eine nationale Regierung haben, wird diese ihnen ermöglichen, eine klare Anschauung von den nationalen Idealen und der nationalen Notwendigkeiten zu pflegen und zu verbreiten. Wir wollen Gott bitten, er möge den Führern den nötigen Glauben und die nötige Kraft verleihen, das Banner hochzuhalten, das sie entfaltet. 17. November 1920

Jallianwala Bagh

Der Ankauf des Jallianwala Bagh*) durch das indische Volk ging bedauerlicherweise nicht ganz glatt vor sich. Dank der Bemühungen von Pandit Madan Mohan Malaviya, Sanyasi Swami Shri Shraddhananda und der ört-

*) In einem Brief an den *Navajivan* führt Gandhi folgendes aus: Der Name „Jallianwala Bagh“ ist eine irreführende Bezeichnung. „Jallian“ ist ein Familienname. So hieß der ursprüngliche Besitzer. Heute ist der Platz gemeinsames Eigentum von etwa vierzig Beteiligten. Er ist aber keineswegs ein Bagh, d. h. Garten, sondern ein Misthaufen. Er ist ringsum von den Hinterseiten von Häusern umschlossen, deren Bewohner gewohnt sind, den Unrat aus den Fenstern auf den Platz zu werfen. Er ist ein öffentlicher Platz, auf dem sich drei Bäume und ein Grabmal befinden, und der nur durch eine enge Gasse zugänglich ist. General Dyer benützte diese Gasse, um seine Mannschaften auf den Platz zu führen. Dadurch wurden die Leute, die an der Versammlung vom 13. April teilnahmen, eingeschlossen und ein Entkommen war nicht möglich, ausgenommen an drei oder

lichen Führer ist der Platz nun Eigentum der Nation geworden — unter der Bedingung, daß der Ankaufspreis innerhalb dreier Monate vom 6. dieses Monats an bezahlt werde. Er beträgt 536000 Rupien. Und dieser Betrag muß innerhalb der festgesetzten Zeit zusammenkommen.

Ich erachte es für notwendig zu untersuchen, ob es zweckmäßig war, diesen Kauf zugunsten der Nation abzuschließen, um so mehr, als das sogar in gebildeten Kreisen bezweifelt worden ist. Der Gedanke an das Cawnpore-Denkmal läßt uns diese Stellungnahme begreiflich erscheinen. Doch kann ich bei all meiner Achtung vor den Gegnern des Ankaufes nicht anders als sagen, daß es der Nation zur Schande hätte gereichen müssen, wenn wir den Platz nicht erworben hätten. Können wir es über uns bringen, jene fünfhundert oder mehr Menschen zu vergessen, die da getötet wurden, ohne daß sie irgend etwas Böses begangen, weder sittlich noch rechtlich? Wenn sie wissentlich und willentlich gestorben wären, wenn sie im Bewußtsein ihrer Unschuld standgehalten und den Kugeln aus den fünfzig Gewehren

---

vier Stellen, wo die Mauern überklettert werden konnten. Tausende retteten an jenem verhängnisvollen Tage nur dadurch ihr Leben, daß sie das taten.

Ströme unschuldigen Blutes haben diesen Boden geheiligt. Nun werden Anstrengungen gemacht, ihn für die Allgemeinheit zu erwerben. Es wäre beschämend, wenn diese Anstrengungen nicht zum Erfolg führten.

Als Ergänzung möge hier ein Satz aus einem Bericht der *Times of India* stehen: „Tausende besuchen den Jallianwala Bagh, einen öffentlichen Platz, der auf allen Seiten von Wohnhäusern umschlossen und nur durch zwei oder drei ganz enge Zugänge erreichbar ist. Die Wände der umgebenden Häuser tragen noch Spuren des Maschinengewehrfeuers und ziehen die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich.“

ruhig entgegengesehen hätten, wären sie als Heilige, Helden und Patrioten in die Geschichte eingegangen. Aber auch wie sie sich nun vollzogen, ist die Tragödie von größter Bedeutung für die Nation. Die Nationen erstehen aus Arbeit und Leiden. Wir würden jede Berechtigung verwirken, uns als Nation zu betrachten, wenn wir in der Aufgabe versagten, das Andenken derer zu bewahren, die in unserem Befreiungskampf unschuldig oder um der Verbrechen anderer willen das Leben haben lassen müssen. Wir vermochten nicht unseren Landsleuten beizuspringen, als sie unbarmherzig hingemetzelt wurden. Wir können es, wenn wir wollen, ablehnen, die Untat zu rächen. Und die Nation würde nichts dabei verlieren, wenn wir das täten. Aber sollten wir es ablehnen — könnten wir das über uns bringen — die Erinnerung an die Getöteten lebendig zu erhalten und ihren Familien zu beweisen, daß wir an ihrem Kummer Anteil nehmen, indem wir ein nationales Ehrenmal errichten und der Welt damit zeigen, daß wir alle in diesen Toten teure Verwandte beklagen? Wenn nationales Empfinden nicht dieses erweiterte Verwandtschaftsgefühl bedeutet, dann hat es für mich überhaupt keine Bedeutung mehr. Ich halte es auch für unsere Pflicht, den lebenden und künftigen Generationen zu sagen, daß wir uns auf unserem Wege zu wahrhafter Freiheit gefaßt machen müssen auf weitere Wiederholungen solchen Unrechtes, wie es uns im Gemetzel von Jallianwala Bagh widerfahren. Wir müssen uns dagegen vorsehen. Wir dürfen sie nicht suchen, aber wir müssen bereit sein, sie anzunehmen, wenn sie kommen. Ich möchte nicht, daß wir dem Kampf um unsere nationale Freiheit auswichen. Der größte Gewinn des Kongresses von Amritsar war die Erkenntnis, daß die Leiden des Pandschab die Nation nicht entmutigt

hatten, sondern daß das Volk sie vielmehr als etwas Selbstverständliches hinnahm. Einige von uns begingen törichte Fehler und Unschuldige mußten dafür büßen. Wir müssen in Zukunft solche Fehler zu vermeiden suchen, aber trotz aller Anstrengungen wird es nicht möglich sein, einen jeden zur Vernunft zu bringen. Wir müssen uns deshalb auf eine Wiederholung des Leidens Unschuldiger gefaßt machen, indem wir unseren Landsleuten sagen, daß sie und die ihrigen nicht vergessen sein sollen, daß die Erinnerung an die schuldlos Getöteten vielmehr als nationale Pflicht betrachtet werde und daß die Hinterbliebenen im Falle der Not ein Recht auf Unterstützung durch die Nation haben. Das ist der tiefere Sinn des Denkmals. Und hat sich nicht das Blut des Mohammedaners mit dem des Hindu vermischt? Hat sich nicht das Blut des Sikh vermischt mit dem Blut des *Sanatanisten* und des *Samajisten*[61])? So soll denn das Denkmal auch ein sichtbares Zeichen einer ehrlichen und unermüdlichen Bemühung sein, die hindu-mohammedanische Einigung zu vollenden.

Aber der eigentliche Einwand der Gegner ist damit noch nicht beantwortet. Wird das Denkmal nicht auch Bitterkeit und Feindseligkeit verewigen? Das hängt von denen ab, deren Obhut es anvertraut wird. Und so weit ich sie kenne, darf ich sagen, daß das keineswegs ihre Absicht ist. Ich weiß auch, daß es nicht die Absicht unserer großen Versammlung war. Ich möchte nicht behaupten, daß dort keine Bitterkeit zu finden gewesen wäre. Sie wurde auch gar nicht zurückgehalten. Aber mit der Idee des Denkmals hatte sie nichts zu tun. Auch das Volk wünscht — und es muß darin unterstützt werden — die Täter und ihren Wahnsinn zu vergessen. Was General Dyer tat, würden wir alle tun, wenn wir so wenig

Verantwortungsgefühl besäßen und uns eine so günstige Gelegenheit dazu geboten würde. Irren ist menschlich, aber ebenso menschlich muß es sein, zu vergeben — sofern es uns selber lieber wäre, daß uns unsere Fehler verziehen, statt daß wir dafür bestraft und immerfort an unsere Missetaten erinnert würden. Das will nicht heißen, daß wir nicht General Dyers Entlassung fordern sollen. Ein Wahnsinniger soll nicht in einer Stellung belassen werden, die ihm ermöglicht, seinen Nachbarn Böses zuzufügen. Aber so wenig wie einem Wahnsinnigen, wollen wir General Dyer zürnen. Das Denkmal soll weder Bitterkeit noch Feindseligkeit erwecken, es soll ein geheiligtes Erinnerungszeichen werden, der Jallianwala Bagh aber ein Wallfahrtsort für alle Menschen ohne Ansehen der Farbe, des Glaubens oder der Klasse. Darum ersuche ich auch die Engländer, sie möchten unsere Gefühle dadurch anerkennen, daß sie sich gleichfalls beteiligen an der Sammlung zugunsten des Denkmals, und uns dadurch im Sinne der königlichen Proklamation helfen in dem Bestreben, uns unseres eigenen Wesens wieder bewußt zu werden, die gleiche Freiheit zu erlangen, die sie genießen, und die hindu-mohammedanische Einigung zu verwirklichen, ohne die es für Indien keinen Fortschritt gibt.

18. November 1920

Die Kasten

Ich habe mehrere Briefe erhalten, deren Absender sehr erregt Stellung nehmen gegen die Bemerkungen über das System der Kasten, die ich während meiner Reise durch das Gebiet von Decca gemacht. Ich veröffentliche die Briefe nicht, da sie fast nur Tadel enthalten. Wo

es nicht Beschimpfungen sind, bringen sie nichts Rechtes vor. Ich bin bereit in *Young India* auch abweichende Meinungen zu Wort kommen zu lassen, nur muß ich die Schreiber bitten, sich kurz zu fassen und sachlich zu bleiben. Gehässigkeit ist kein Argument. Ich sehe mich genötigt, diese Bemerkungen vorauszuschicken, weil ich zwei der Briefe hätte veröffentlichen können, wenn sie nicht weitschweifig und unklar in ihrer Ausdrucksweise gewesen wären. An sich verdient die Frage, die die Briefschreiber erhoben, Beachtung und Antwort. Sie behaupten, daß die Beibehaltung der Kasten den Untergang Indiens bedeute und daß es die Kasten gewesen, die Indien der Sklaverei ausgeliefert hätten. Nach meiner Auffassung haben uns nicht die Kasten zu dem gemacht, was wir geworden sind.

Unsere Selbstsucht und unsere Mißachtung wesentlicher Tugenden waren es, die uns versklavt haben. Die Kasten dagegen haben nach meiner Ansicht den Hinduismus vor der Auflösung bewahrt.

Aber wie jede andere Einrichtung, hat das System unter Auswüchsen zu leiden. Ich betrachte nur die vier Hauptkasten als grundlegend, natürlich und wesentlich. Die zahllosen Unterabteilungen sind manchmal bequem, oft hinderlich. Sie sollten je eher je lieber wieder verschmolzen werden. Von jeher haben sich stillschweigende Auflösung und nachfolgender Zusammenschluß von Zwischenkasten vollzogen und werden sich auch künftig vollziehen. Es mag der sozialen Notwendigkeit und der öffentlichen Meinung überlassen bleiben, mit dem Problem fertig zu werden. Ich aber bin gegen jeden Versuch, die ursprünglichen Teilungen aufzugeben. Die Kasten beruhen nicht auf Ungleichheit. Die Frage der Minderwertigkeit spielt dabei keine Rolle, wo sie es aber

doch tut, wie in Madras und Maharashtra*) und anderen Orten, sollte dem Übel sofort Einhalt geboten werden. Der Mißbrauch des Systems aber scheint mir kein genügender Grund, das System selber zu beseitigen. Es läßt sich leicht verbessern. Der Geist der Demokratie, der Indien und die übrige Welt zu erobern im Begriffe ist, wird das Kastensystem sicher von jedem Geist der Vorherrschaft und Unterordnung befreien.

Die Demokratie ist nicht eine bloß mechanische Sache und kann nicht dadurch gewonnen werden, daß man einfach bestehende Formen beseitigt. Sie verlangt eine innere Umkehr. Wenn die Kasten ein Hindernis sind für die Ausbreitung dieses Geistes in Indien, so ist das Bestehen der fünf Religionen: Hinduismus, Mohammedanismus, Christentum, Parsismus und Judentum gleichfalls ein Hindernis. Der Geist der Demokratie verlangt den Geist der Bruderschaft. Mir selber fällt es gar nicht schwer, einen Christen oder Mohammedaner als einen leiblichen Bruder anzusehen. Und der Hinduismus, der die Lehre der Kasten hervorgebracht, hat uns auch die Lehre von der Bruderschaft eingeprägt, die nicht bloß die Menschen umfaßt, sondern alles, was da lebt.

In einem Briefe wird angeregt, die Kasten aufzuheben und dafür die europäischen Klassen anzunehmen — womit wahrscheinlich gemeint ist, daß die Idee der Vererbung innerhalb der Kasten verworfen werden sollte. Ich neige zu der Ansicht, daß das Gesetz der Vererbung ein ewiges Gesetz ist, und daß jeder Versuch, es zu mißachten, zu größter Verwirrung führen müßte, wie es schon immer geschehen. Ich sehe nur Vorteile in der Tatsache, daß ein Brahmane Zeit seines Lebens ein Brahmane zu bleiben hat. Wenn er sich nicht wie ein

*) Vgl. Anm. 60.

Brahmane benimmt, wird er der Achtung verlustig gehen, die einem wirklichen Brahmanen gebührt. Was für Schwierigkeiten müßten sich erheben, wollte jeder zu Gerichte sitzen und Strafen und Belohnungen, Erniedrigungen und Erhöhungen austeilen! Die Hindu aber, die ihrer Religion gemäß an die Reinkarnation und an die Seelenwanderung glauben, wissen, daß die Natur in unfehlbarer Sicherheit das Gleichgewicht wiederherstellt, indem sie einen Brahmanen, der sich unwürdig benommen, in einer niedrigeren Kaste reinkarniert, während sie den Brahmanen, der in seiner gegenwärtigen Inkarnation als Brahmane lebt, auch in der nächsten der Brahmanenschaft für würdig hält.

Daß Angehörige verschiedener Kasten (oder Klassen und Religionen) miteinander zu Tische sitzen oder untereinander heiraten*), halte ich nicht für wesentlich zur Förderung des Geistes der Demokratie. Unter einem wahrhaft demokratischen Zustand verstehe ich keineswegs eine universelle Gültigkeit der Eß- und Trinksitten und der Hochzeitsgebräuche. Es gilt die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu suchen und ich kann keine Sünde darin sehen, wenn ein Mensch es ablehnt, sich mit einem jeden anderen zu Tisch zu setzen. Der Hinduismus verbietet Heiraten unter Geschwisterkindern. Das Verbot wirkt nicht störend auf die Herzlichkeit unter den Verwandten, dagegen begünstigt es wahrscheinlich die Gesundheit der Verwandtschaft. Ich kenne unter den Vaishnaviten[62]) Mütter, die nicht in der gemeinsamen Küche gegessen, noch aus den gleichen Krügen wie die anderen getrunken, ohne daß sie sich deswegen von den anderen abgeschlossen hätten, anmaßend oder lieblos geworden wären. Das sind Übungen in der Ent-

*) Vgl. den Aufsatz „Die hindu-mohammedanische Einigung", S. 32

haltsamkeit, die an und für sich nicht zu verwerfen sind. Wenn sie auf die Spitze getrieben werden, mögen sie Schaden stiften. Und wenn ihnen als Ursache Anmaßung und Überheblichkeit zugrunde liegt, wird die Enthaltung zur Befriedigung und damit verderblich. Da aber die Zeit vorwärts schreitet und sich neue Notwendigkeiten und Möglichkeiten ergeben, müssen sich auch die Sitten in bezug auf den gemeinsamen Tisch unter verschiedenen Klassen und Religionen und in bezug auf Heiraten unter ihren Mitgliedern immer wieder neu anpassen.

Wenn ich also auch geneigt bin, für die vier Kasten der Hindu einzutreten, betrachte ich doch, wie ich schon oft angeführt, die Unberührbarkeit*) als ein abscheuliches Verbrechen an der Menschheit. Sie ist nicht ein Zeichen von Selbstbeherrschung, sondern ein anmaßender Anspruch auf Überlegenheit. Sie hat keinem nützlichen Zweck gedient und hat wie nichts sonst im Hinduismus eine große Zahl von Gliedern der Menschheit unterdrückt, die nicht nur in jeder Faser so gut sind wie wir selber, sondern auch in mannigfaltigen Berufen dem Lande wichtige Dienste erweisen. Es ist eine Sünde, von der sich der Hinduismus je eher je lieber befreien sollte, wenn er noch länger als eine ehrenhafte und hochstehende Religion angesehen werden will. Ich kenne keinen Grund für ihre Erhaltung und ich zögere nicht, die zweifelhafte Autorität solcher Schriften zu verwerfen, die diese sündhafte Einrichtung stützen sollen. Ja, ich würde überhaupt jede Autorität verwerfen, wenn sie sich im Widerspruch befände mit der gesunden Vernunft oder den

*) Vgl. die Aufsätze: Sünde der Unberührbarkeit, Die unterdrückten Klassen, Das Verschwinden der Unberührbarkeit, Der Hinduismus.

Geboten des Herzens. Autorität stärkt und veredelt den Schwachen, wenn sie ein Werk der Vernunft ist, aber sie erniedrigt ihn, wenn sie die Vernunft ersetzen will, die durch die leise innere Stimme geheiligt ist.

8. Dezember 1920

Die Sünde der Heimlichtuerei

Einer der Fehler, unter denen Indien leidet, ist die Heimlichtuerei. In der Furcht vor den möglichen Folgen reden wir im Flüsterton. Nirgends hat mich die Heimlichtuerei so sehr bedrückt wie in Bengalen. Jeder möchte einen dort „unter vier Augen" sprechen. Es hat mir den größten Kummer bereitet, wenn ich mitansehen mußte, wie harmlose junge Leute sich sorgfältig umschauten, ob ja kein Dritter die Unterredung belausche, ehe sie den Mund auftaten. Jeder Unbekannte wird für einen Geheimpolizisten angesehen. Ich bin ermahnt worden, mich vor den Unbekannten in acht zu nehmen. Mein Kummer erreichte seinen Höhepunkt, als man mir zu verstehen gab, daß der unbekannte Student, der die Studentenversammlung leitete, dem geheimen Überwachungsdienst angehöre. Ich könnte die Namen zweier hervorragender Führer nennen, die in den höchsten indischen Kreisen beargwöhnt werden, Spione der Regierung zu sein.

Ich danke Gott, daß ich schon vor Jahren so weit gekommen, in der Heimlichtuerei besonders in politischen Dingen, eine Sünde zu sehen. Wenn wir uns bei all unserem Reden und Tun der Gegenwart Gottes bewußt wären, hätten wir vor niemand etwas zu verbergen. Wir würden dann vor unserem Schöpfer keine

unreinen Gedanken hegen, geschweige denn sie äußern. Nur die Unsauberkeit sucht sich im Heimlichen und im Dunkeln zu verbergen. Der menschlichen Natur eignet das Bestreben, den Schmutz zu verstecken. Wir sehen oder berühren schmutzige Dinge nicht gern. Wir suchen sie aus unserem Gesichtskreis zu entfernen. So sollte es auch mit unserer Rede bestellt sein. Ich meine, wir sollten Dinge, die wir vor der Welt zu verbergen wünschen, nicht einmal denken.

Die Sucht nach Heimlichtuerei hat Feigheit und Verstellung in uns groß werden lassen. Wir könnten diesen zersetzenden und demütigenden Geheimdienst dadurch am besten und schnellsten los werden, daß wir uns in entscheidender Anstrengung dazu entschließen, immer laut zu denken, nie mit irgendeinem Menschen irgendwo unter vier Augen zu reden — und unsere Furcht vor Spionen abzulegen. Wir müssen deren Gegenwart einfach ignorieren und jedermann als Freund behandeln, der ein Recht hat, alle unsere Gedanken und Pläne zu kennen. Ich weiß, daß ich gerade dadurch so befriedigende Erfolge erzielt, daß ich auch die kühnsten meiner Pläne im vollen Tageslicht entwickelt. Die Gewißheit, von Detektiven umgeben zu sein, hat mich auch nicht während einer Minute beunruhigt. In Indien bin ich — was ja nicht allgemein bekannt sein dürfte — immerfort von ihnen behütet worden. Das hat mich nicht nur nicht gestört, sondern ich habe sogar Gefälligkeiten von diesen Herren angenommen. Einige von ihnen haben sich bei mir entschuldigt, daß sie gezwungen seien, mich zu beaufsichtigen. Meistens war das, was ich in ihrer Gegenwart gesprochen, schon vorher veröffentlicht worden. Infolgedessen schenkte ich diesen Herren gar keine Beachtung mehr und ich glaube auch nicht, daß die

Regierung viel klüger geworden ist durch die geheime Überwachung meiner Reden und Handlungen. Ich meine fast, diese Agenten begleiten mich nur noch aus Gewohnheit und um der Form zu genügen. Jedenfalls belästigen sie mich nicht. Wie gerne möchte ich, daß sich die jungen Leute in Bengalen und in Indien überhaupt meine Erfahrung zunutze zögen. Man soll nicht glauben, daß es meine Stellung in der Öffentlichkeit gewesen sei und nicht meine Offenheit, was mich von belästigender Beaufsichtigung bewahrt. Es liegt auf der Hand, daß der Spion uns in dem Augenblick gleichgültig wird, wo wir aufhören, seine Gegenwart zu fürchten, mit anderen Worten, ihn als solchen anzusehen. Entweder wird sich die Regierung schämen, den Geheimdienst zu unterhalten, oder die Geheimpolizei wird einer Beschäftigung überdrüssig werden, die sich als unnütz herausstellt.

Die Non-Kooperation ist ihrem Wesen nach ein Läuterungsprozeß. Sie erfaßt mehr die Ursache als die Symptome. Der geheime Sicherheitsdienst ist das Symptom einer tiefer liegenden Ursache: der Heimlichtuerei. Die Überwindung der Heimlichtuerei wird ohne weitere Bemühungen den Geheimdienst zum Verschwinden bringen. Das Pressegesetz ist ein Symptom eines anderen Übels: der Feigheit. Wenn wir unsere Absichten offen und rückhaltlos aussprechen würden, müßte es an Entkräftung zugrunde gehen. Die ersten werden freilich unter ihrer „Unverschämtheit“ zu leiden haben. Ich vernehme eben, daß dem *Servant* in Kalkutta eine Verwarnung zuteil geworden für seine Kühnheit, jenen Aufsatz aus *Young India* abgedruckt zu haben, der in einer Zusammenfassung Mr. Rajagopalocharis vorzügliche Anweisungen an die Wähler bekannt machte. Auch habe ich bemerkt, daß die wichtigsten Stellen aus meiner Rede in Kalkutta

von der Presse ausgelassen worden sind — es ist klar, daß das nur aus Angst vor der Zensur geschehen. Wenn der Herausgeber aus Furcht vor den Folgen nicht mehr wagt, seine eigenen Ansichten frei auszusprechen oder Ansichten anderer zu veröffentlichen, so soll eine Zeitung ihr Erscheinen lieber ganz einstellen.

Wenn sich auch die Non-Kooperation gern die Hilfe und Mitwirkung der Presse gefallen läßt, ist sie doch in ihrem innersten Wesen von der Presse unabhängig und muß es sein. Kein Zweifel: jeder Gedanke, den wir drucken, wird nur auf Zusehen hin gedruckt. Sobald er in die Öffentlichkeit ausgeht, wird die Regierung um ihrer Existenz willen versuchen, ihn zu unterdrücken. Wir können von der Regierung nicht verlangen, daß sie Selbstmord begehe. Sie muß entweder neugestalten oder unterdrücken.

Im allgemeinen geht bei einer despotischen Regierung die Unterdrückung der Neugestaltung voran. Das bloße Verbot der Verbreitung fruchtbarer Ideen, die die Regierung stürzen oder sie zur Umkehr zwingen könnten, wird im Arsenal der Unterdrückung zu den geringeren Waffen gehören. Wir müssen deshalb andere Mittel und Wege zur Verbreitung unserer Gedanken ausfindig machen, bis die ganze Presse ihre Furcht ablegt, die Folgen auf sich nimmt und Ideen veröffentlicht, selbst wenn sie ihnen nicht zustimmt, gerade um der Sicherung ihrer eigenen Freiheit willen. Ein Herausgeber, der einen guten Gedanken hat oder ein wirksames Heilmittel für Indiens Übel weiß, mag sie immer niederschreiben: hundert Hände sind bereit sie abzuschreiben und Hunderte werden sie Tausenden von Hörern vorlesen. Ich möchte also hoffen, daß die Redaktionen, wenigstens so weit sie sich der Non-Kooperation angeschlossen, sich durch

das Pressegesetz nicht abhalten lassen, ihre Gedanken zu äußern. Es sollte für sie Sünde sein, ihre Gedanken für sich zu behalten — und Kraftverschwendung, eine Zeitung zu leiten, die ihre Gedanken verkrüppelt. Ein Redaktor, der seine besten Gedanken unterdrücken muß, handelt wider seinen Beruf und Auftrag.

22. Dezember 1920

Der Kongreß

Der umfassendste und wichtigste Kongreß[63]), der je abgehalten worden, ist nun vorüber. Es war die mächtigste von allen Kundgebungen, die gegen das bestehende Regierungssystem bisher stattgefunden. Der Vorsitzende sprach die volle Wahrheit, wenn er sagte, daß dies nun einmal ein Kongreß gewesen, an dem nicht der Vorsitzende und die Führer das Volk, sondern das Volk den Vorsitzenden und die Führer getrieben habe. Ihnen allen, die auf dem Podium gesessen, war klar, daß das Volk die Zügel in seine Hand genommen. Der Ausschuß wäre gern bedächtiger vorgegangen.

Der Kongreß widmete einen Tag der eingehenden Besprechung des Programms und nachdem er diese Aussprache zweimal beschlafen hatte, nahm er sie gegen bloß zwei Gegenstimmen kräftig an. Er widmete einen vollen Tag der Erörterung der Non-Kooperations-Bewegung und stimmte ihr mit einer unerhörten Begeisterung zu. Den letzten Tag widmete er den letzten 32 Artikeln der Kongreßverfassung, die von Maulana Mahommed Ali mit lauter und weithin vernehmbarer Stimme vorgelesen und Wort für Wort übersetzt wurden. Ein Beweis für das Verständnis, das die Anwesenden der Vorlesung entgegenbrachten,

ist die Meinungsverschiedenheit, die sich über Artikel 8 erhob. Sie galt der Nichteinmischung des Kongresses in die Angelegenheiten der Eingeborenenstaaten!*) Der Kongreß hätte diese Bestimmung schwerlich angenommen, wenn sie bedeuten würde, daß ihm nicht einmal das Recht zustehe, den Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die jene Volksgenossen bewegen, die in den von Fürsten regierten Ländern wohnen. Glücklicherweise ermöglichte mir eine Resolution, die für diese Länder eine verantwortliche Regierung verlangte, der Versammlung auseinanderzusetzen, daß die Bestimmung dem Kongreß nicht verbiete, die Beschwerden und Wünsche der Untertanen solcher Länder zu erörtern, während sie andererseits allerdings dem Kongreß verbiete, im Anschluß an die Kritik zu Aktionen überzugehen, wie z. B. Maßnahmen dieser Staaten durch feindliche Demonstrationen zu erwidern. Während also

*) Es handelt sich um die Staaten innerhalb Indiens, die unter der englischen Oberhoheit eine scheinbare Unabhängigkeit bewahrt haben. *Young India* vom 17. November 1921 führt weiter aus:

Die Vasallenstaaten. Nachdem der Ausschuß des allindischen Kongresses die Politik bestimmt, die der Kongreß gegenüber fremden Staaten zu befolgen habe, ergab sich naturgemäß der Wunsch, er möchte auch seine Politik gegenüber unseren eigenen Staaten festlegen. Das ist am Kongreß von Nagpur geschehen in dem Sinne, daß sich der Kongreß nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten einzumischen habe. Diese Staaten selber hätten keine bessere und klarere Lösung wünschen können. Der Ausschuß des allindischen Kongresses aber kann nur eine Politik verfolgen, die sich mit diesem Entscheid in Übereinstimmung befindet. In strikter Befolgung eben dieses Entscheides, haben die Führer davon abgesehen, die Non-Kooperations-Botschaft in die Staaten zu tragen, ausgenommen die erzieherischen oder wirtschaftlichen Bestimmungen, die die Non-Kooperation überdauern werden, weil sie auch ohne sie ihre Berechtigung haben: Bekämpfung der Trunksucht, Swadeshi, hindu-mohammedanische Einigung, Non-Violenz und Kampf gegen die Unberührbarkeit. Der Kongreß steht diesen Staaten mit Wohl-

der Kongreß einerseits für sich in Anspruch nimmt, der indischen Regierung Vorschläge und Vorschriften zu machen, muß er sich andererseits, dem Wesen seiner Verfassung entsprechend, enthalten, sich in die Angelegenheiten der Vasallenstaaten einmischen zu wollen.

So hat denn der Kongreß nach ausgiebigster Debatte drei wichtige Schritte getan: Er hat so klar wie möglich seinen Entschluß ausgesprochen, vollständige Selbstverwaltung anzustreben, wenn möglich in Verbindung mit dem englischen Volke, aber auch ohne es, wenn es nicht anders gehe. Er erklärt, sich in diesem Streben nur ehrenhafter und non-violenter Mittel bedienen zu wollen. Er hat fundamentale Änderungen an seiner Verfassung vorgenommen und einen Akt der Selbstverleugnung vollzogen, indem er die Zahl der Abgeordneten auf je einen

---

wollen gegenüber, solange sie ihre Bewohner gut behandeln. Aber auch wenn diese mißhandelt würden, könnte und wollte der Kongreß keinen gewaltsamen Druck ausüben, es wäre denn durch die öffentliche Meinung. Deshalb werden sich die nationalen Zeitungen doch vorbehalten, die Beschwerden der Untertanen einzelner dieser Staaten zu erörtern — wenn es sein müßte auch in scharfen Ausdrücken. So hat z. B. die gedankenlose und böswillige Mißhandlung, die Seth Jamalaji und seinen Mitarbeitern im Gebiet des Staates Bikaner widerfahren — wo sie für Swadeshi eintraten —, zu ebenso scharfer als berechtigter Kritik gerufen. Den liberalen Staaten wird darum der Kongreß jede Förderung zuteil werden lassen, die reaktionären Staaten aber müssen heftigste Verurteilung ihrer Methoden und Maßnahmen gewärtigen. Im übrigen erweckt die demütigende Lage dieser Staaten die Teilnahme des Kongresses. Die indische Regierung hat sie in ihren Ausbeutungsplänen wie Schachfiguren behandelt, die man nach Gutdünken hin- und herschiebt. Man kann von ihnen schwerlich verlangen, dem ungesetzlichen und heimtükkischen Druck zu widerstehen, der von Zeit zu Zeit auf sie ausgeübt wird. Aber eben darum müssen sie einsehen, daß das Anwachsen der Macht des Volkes eine Abnahme des erniedrigenden Druckes zur Folge haben wird.

für fünfzigtausend Einwohner beschränkte, aber mit Nachdruck hervorhob, daß die Delegierten die wirklichen Vertreter derjenigen seien, die irgend Anteil nehmen wollen an dem politischen Leben des Landes. Er hat die Non-Kooperations-Resolution, die an einer besonderen Tagung gefaßt worden, bestätigt und in jeder Beziehung ergänzt und erweitert. Er hat die Notwendigkeit der Non-Violenz ganz besonders hervorgehoben und seinerseits zum Ausdruck gebracht, daß Swaraj nur erreicht werden könne, wenn sich alle Teile Indiens in vollkommener Harmonie zusammenfinden, weshalb er sich noch einmal für die hindu-mohammedanische Einheit kräftig eingesetzt hat. Die Hinduabgeordneten haben ihre Führer ersucht, die Streitigkeiten zwischen Brahmanen und Nicht-Brahmanen zu schlichten, und ihren geistlichen Obern dringend nahe gelegt, dafür zu sorgen, daß das Gift der Unberührbarkeit überwunden werde. Der Kongreß hat den Eltern schulpflichtiger Kinder und den Rechtsanwälten den Vorwurf machen, daß sie dem Ruf der Nation nicht genügend entsprochen, und sie ermahnen müssen, sich künftig entschiedener zu bemühen. Es ist klar, daß die Anwälte, die nicht schleunig der Aufforderung zur Niederlegung der Praxis nachkommen, und die Eltern, die darauf beharren, ihre Kinder den Schulen, die von der Regierung unterhalten und unterstützt werden, anzuvertrauen, sich selber von dem öffentlichen Leben des Landes ausschließen. Das Land erwartet von jedem Mann und jeder Frau in Indien, daß sie ihr volles Teil auf sich nehmen.

5. Januar 1921

Wir brauchen Demut

Der Geist der Non-Violenz führt notwendig zur Demut. Non-Violenz heißt Gott vertrauen, dem ewig Unerschütterlichen. Wenn wir aber seine Hilfe suchen wollen, müssen wir ihm demütigen und reuigen Herzens nahen. Die Non-Kooperationisten dürfen sich nicht brüsten mit dem erstaunlichen Erfolg am Kongreß. Wir müssen es dem Mangobaum gleich tun, der sich niederbeugt, wenn er Früchte trägt. Seine Größe liegt in seiner majestätischen Demut. Von Non-Kooperationisten aber wird berichtet, daß sie anmaßend und unduldsam seien in ihrem Benehmen gegenüber denjenigen, die nicht ihrer Meinung sind. Ich weiß, daß sie all ihre Größe und all ihren Ruhm verlieren werden, wenn sie auch nur den geringsten Dünkel zeigen. Mögen wir uns auch des bisher erzielten Fortschrittes freuen, so haben wir doch noch keinen Grund, stolz zu sein. Wir müßten noch viel mehr opfern, als wir schon geopfert haben, um zum Stolz berechtigt zu sein, geschweige denn zur Überheblichkeit.

Von denen, die sich im Kongreßgebäude versammelt, haben wohl Tausende dem Programm ihre Zustimmung gegeben, wenige aber nur haben es in der Praxis befolgt. Wie viele Eltern haben ihre Kinder aus den Schulen genommen? Von den Anwälten wollen wir gar nicht reden. Wie viele von denen, die ihre Stimme zugunsten der Non-Kooperation abgegeben, haben das Spinnrad zur Hand genommen oder auf die Verwendung ausländischer Stoffe verzichtet?

Die Non-Kooperation gibt nicht Anlaß zur Prahlerei und zum Bluff. Sie ist eine Probe auf unsere Aufrichtigkeit. Sie verlangt entschlossene und stille Selbstaufopferung. Sie nimmt all unsere Ehrlichkeit und Fähigkeit für die

Arbeit am Volksganzen in Anspruch. Sie ist eine Bewegung, die die Umsetzung der Ideen in die Tat verlangt. Und je mehr wir tun, um so besser werden wir einsehen, daß viel mehr *getan* werden muß, als wir erwartet haben. Diese Einsicht in unsere Unvollkommenheit aber muß uns bescheiden machen.

Ein Non-Kooperationist bemüht sich, die Aufmerksamkeit zu erwecken und ein gutes Beispiel zu geben — nicht durch seine Gewalttätigkeit, sondern durch seine unaufdringliche Demut. Er läßt seine Taten für seine Grundsätze sprechen. Seine Stärke liegt in der Überzeugung, daß seine Sache gerecht ist. Und um so sicherer wird seine Überzeugung auch den Gegner erfassen, je weniger er spricht und je mehr er handelt. Die Rede, besonders die hochmütige Rede, verrät einen Mangel an Vertrauen und läßt den Gegner an der Aufrichtigkeit der Handlung zweifeln. Darum ist die Demut der Schlüssel zu einem raschen Erfolge. Ich hoffe also, daß jeder Non-Kooperationist die Notwendigkeit der Demut und der Selbstbeschränkung einsehe. Eben deshalb, weil eigentlich so wenig erforderlich ist und weil dieses Wenige ganz von uns abhängt, wage ich zu glauben, daß Swaraj sich in weniger als einem Jahr erringen läßt.

12. Januar 1921

Die Sünde der Unberührbarkeit

Es ist bemerkenswert, daß der Unter-Ausschuß und der Ausschuß des Kongresses zu Nagpur vom Dezember 1920 ohne jede Opposition den Beschluß in bezug auf die Sünde der Unberührbarkeit angenommen. Es ist gut, daß die Nationalversammlung jener Resolution zu-

stimmte, die erklärt, daß die Entfernung dieses Schandfleckes des Hinduismus unerläßlich sei zur Erlangung von Swaraj. Der Teufel kann nur dann gewinnen, wenn ihm seine Gesellen helfen. Er weiß immer Vorteil aus unseren Schwächen zu ziehen, wenn er uns bezwingen will. Und im gleichen Sinn bleibt die Regierung im Besitz ihrer Macht über uns infolge unserer Schwachheiten oder Laster. Und wenn wir uns gegen ihre Machenschaften fest machen wollen, müssen wir unsere Schwächen austilgen. Deshalb habe ich die Non-Kooperation einen Läuterungsprozeß genannt. Sobald dieser Prozeß vollendet, muß die gegenwärtige Herrschaft zusammenfallen, weil ihr damit der nötige Boden entzogen wird — wie die Moskitos aufhören, einen Ort heimzusuchen, wenn dessen Senkgruben ausgefüllt und trocken gelegt werden.

Ist nicht ein gerechtes Gericht über uns gekommen für das Verbrechen der Unberührbarkeit? Haben wir nicht geerntet, was wir gesät haben? Haben wir nicht „Dyerismus“ und „O’Dwyerismus“ an unseren eigenen Kindern und Kindeskindern verübt? Wir haben den „Pariah“ von uns abgesondert und sind infolgedessen unsererseits in den britischen Kolonien[64]) abgesondert worden. Wir verweigern ihm die Benutzung der öffentlichen Brunnen. Wir werfen ihm die Überreste unserer Teller hin. Sein bloßer Schatten befleckt uns. Wahrhaftig — so viel Vorwürfe wir den Engländern entgegenschleudern können, so viele kann der Pariah uns entgegenschleudern.

Wie kann dieser Schandfleck des Hinduismus ausgetilgt werden? „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg’ auch keinem andern zu.“ Ich habe den englischen Beamten mehr als einmal gesagt, sie sollen — wenn sie wirklich Freunde und Diener Indiens sein wollen — von ihrem Piedestal herabsteigen, sollen aufhören uns zu be-

vormunden, sollen durch freundliche Handlungen beweisen, daß sie in jeder Hinsicht unsere Freunde sind, und sollen uns als ebenbürtig ansehen im gleichen Sinn, wie sie ihre englischen Landsleute als ebenbürtig ansehen. Nach den Erfahrungen in der Pandschabangelegenheit und in der Kalifatfrage bin ich noch einen Schritt weiter gegangen und habe sie ersucht, sie möchten bereuen und ihre Herzen ändern. Im gleichen Sinn sollen auch wir Hindu das Unrecht bereuen, das wir begangen, und unser Benehmen ändern gegen die, die wir durch ein System erniedrigt, das mindestens so teuflisch ist wie nach unserer Ansicht das englische System der indischen Regierung. Wir dürfen nicht glauben, ein paar elende Schulen seien gut genug für die Pariahs. Wir dürfen ihnen gegenüber keine überlegene Miene aufsetzen. Wir müssen sie als unsere leiblichen Brüder betrachten, was sie tatsächlich auch sind. Wir müssen ihnen das Erbteil zurückerstatten, das wir ihnen geraubt haben. Das aber sollte nicht nur die Tat einiger weniger Reformer sein, die des Englischen kundig sind, sondern eine bewußte und freiwillige Anstrengung. Wir wollen nicht bis in alle Ewigkeit warten mit dieser längst fälligen Neuerung. Wir müssen uns bestreben, sie in diesem Jahre der Gnade, der Prüfung, der Vorbereitung und des Tapasya[65]) zu vollenden. Es ist eine Reform, die dem *Swaraj* nicht zu folgen, sondern vorauszugehen hat.

Unberührbarkeit ist kein religiöses Gesetz, sondern eine Erfindung des Satans. Der Teufel zitiert heilige Schriften mit Vorliebe. Die heiligen Schriften aber gehen nicht über Vernunft und Wahrheit hinaus. Sie sind entstanden, um die Vernunft zu läutern und die Wahrheit zu erhellen. Es fällt mir nicht ein, hinzugehen und ein untadeliges Pferd zu verbrennen, weil die Veden dieses Opfer angeraten, zugelassen und geheiligt haben. Für mich sind

die Veden göttlich und ungeschrieben. „Der Buchstabe tötet“. Es ist der Geist, der erleuchtet. Und der Geist der Veden ist Reinheit, Wahrheit, Unschuld, Keuschheit, Einfalt, Verzeihung, Göttlichkeit und alles, was den Menschen edel und tapfer macht. Es braucht weder Edelmut noch Tapferkeit dazu, die zahlreichen, still duldenden Straßenkehrer der Nation wie Hunde zu behandeln, die man verabscheut und anspuckt. Möchte Gott uns die Kraft und Weisheit verleihen, aus freiem Willen solche „Straßenkehrer“ *) der Nation zu werden, wie die „unterdrückten“ Klassen es gezwungenerweise sind. Es gibt Augiasställe genug, die auf unsere Tätigkeit warten.

19. Januar 1921

*„Hind Swaraj“ oder indisches Homerule***)

Es ist wirklich ein Glück für mich, daß dieses Schriftchen eine so große und allgemeine Aufmerksamkeit findet. Niedergeschrieben wurde es in der Gudscherati-Sprache. Es hat allerlei Schicksale durchgemacht. Zum ersten Male wurde es in der südafrikanischen Zeitung „Indian Opinion“[66]) veröffentlicht. Geschrieben wurde es 1908 auf meiner Reise von London nach Südafrika und war gerichtet gegen die Anhänger der Gewalt in Indien und deren Vorbild in Südafrika. In London war ich mit jedem der bekannten indischen Anarchisten in Berührung gekommen. Ihr Mut hatte mir Eindruck gemacht, aber ich sah ein, daß ihr Eifer irregeleitet war. Ich erkannte, daß die Violenz kein Heilmittel sein konnte für Indiens Nöte

*) Vgl. den Aufsatz: Säubern, S. 30.

**) Das Büchlein dieses Titels wird im nächsten Band unserer Ausgabe der Schriften Gandhis erscheinen.

und daß seine Kultur eine andere und edlere Waffe der Selbstbehauptung verlangte. Das *Satyagraha* in Südafrika war mit seinen zwei Jahren noch ein zartes Gebilde. Es hatte sich indessen so weit entwickelt, daß ich mit einigem Vertrauen davon schreiben durfte. Und was ich schrieb, fand so viel Zustimmung, daß ich es als Büchlein herausgeben konnte. Es erregte auch in Indien einige Aufmerksamkeit.

Die Regierung von Bombay verbot den Verkauf. Ich antwortete diesem Verbot durch die Veröffentlichung einer Übersetzung. Ich hielt mich verpflichtet, meinen englischen Freunden die Möglichkeit zu geben, den Inhalt kennen zu lernen. Nach meiner Auffassung ist es ein Buch, das auch Kindern in die Hände gegeben werden kann. Es verkündet das Evangelium der Liebe an Stelle der Doktrin des Hasses. Es setzt Aufopferung an Stelle der Gewalttätigkeit. Es ruft die Kräfte der Seele auf gegen die Kräfte der brutalen Gewalt. Das Büchlein hat mehrere Auflagen erlebt und ich empfehle es allen, die es lesen wollen.

Es ist eine scharfe Verurteilung der „modernen Zivilisation". Das wurde im Jahre 1908 geschrieben. Heute bin ich tiefer als je von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt. Wenn Indien die „moderne Zivilisation" ausschließen würde, könnte es dadurch nur gewinnen.

Doch möge der Leser sich hüten zu glauben, daß Swaraj, wie ich es heute erstrebe, noch das gleiche sei wie das, das ich damals beschrieben. Ich weiß, daß Indien dafür noch nicht reif ist. Es mag als Unverschämtheit betrachtet werden, so etwas zu behaupten. Aber es ist meine Überzeugung. Ich persönlich arbeite an der Verwirklichung eines Homerule, wie ich es dort beschrieben. In meiner Verbindung mit den politischen

Körperschaften der Nation ist mein Streben heute indessen auf Erlangung eines parlamentarischen Swaraj*) gerichtet, das den Wünschen des indischen Volkes entspricht. Ich habe es nicht abgesehen auf die Vernichtung von Eisenbahnen und Krankenhäusern, obschon ich deren Zerstörung durch den Zahn der Zeit nicht ungern sehen würde. Weder Eisenbahnen noch Krankenhäuser sind ein Beweis einer hohen und reinen Zivilisation. Bestenfalls sind sie ein notwendiges Übel. Keine dieser beiden Einrichtungen erhöht den sittlichen Zustand eines Volkes auch nur um eines Zolles Breite. Ich habe es auch nicht auf die bleibende Aufhebung der Gerichte abgesehen, obgleich ich das als ein „sehnlichst zu wünschendes Ende“ betrachte. Noch viel weniger möchte ich alle Maschinen

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus der Zeitschrift *Young India: Was ist Swaraj?* — Die „Times of India“ fragen mich, ob ich von Swaraj überhaupt eine klare Vorstellung habe. Wenn der Fragesteller die bisher erschienenen Nummern von „Young India“ durchgehen wollte, würde er eine ausreichende Antwort auf seine Frage finden. Doch möchte ich hier in aller Kürze andeuten, daß Swaraj zum allermindesten ein Abkommen mit der Regierung anstrebt in Übereinstimmung mit den Wünschen der vom Volk gewählten Vertreter. Die Abgesandten des Kongresses werden also — sofern sie in ihren Forderungen unterstützt werden durch eine unbegrenzte Zahl von solchen Landsleuten, die bereit sind, sich gefangen nehmen zu lassen — bei jedem zu treffenden Abkommen das entscheidende Wort zu sprechen haben. Swaraj bedeutet demnach die Fähigkeit des indischen Volkes, seine Forderungen durchzusetzen. Ich stimme in keiner Weise mit dem Vizekönig überein, wenn er behauptet, Swaraj müsse vom britischen Parlament gewährt oder dann mit dem Schwert geholt werden. Das englische Parlament will also die Wünsche des Volkes nur dann entgegennehmen, wenn das „Schwert“ ihnen unwiderstehlichen Nachdruck verleiht. Die Non-Kooperationisten wollen den Versuch machen, das Schwert der Selbstaufopferung zu benützen statt des Schwertes von Stahl. Wir werden nun bald wissen, was das Volk mit seinem Swaraj meint. 15. Dezember 1921

und Fabriken zerstören. Das würde eine größere Einfachheit und Anspruchslosigkeit voraussetzen, als das Volk heute aufzubringen vermag.

Der einzige Teil des Programmes, der heute in seiner ganzen Ausdehnung ausgeführt werden kann, ist Non-Violenz. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß nicht einmal sie jenem Geist gemäß verwirklicht werden kann, den ich in meinem Büchlein vertrete. Wenn das der Fall wäre, würde Indien Swaraj in einem einzigen Tage erlangen. Wenn Indien die Lehre der Liebe als einen Bestandteil seiner Religion in der Wirklichkeit betätigte und sie in die Politik einführte, würde Swaraj als ein Geschenk des Himmels über Indien kommen. Zu meinem Schmerz sehe ich ein, daß das unter den gegebenen Verhältnissen noch lange nicht eintreffen kann.

Ich habe diese Erläuterungen gegeben, weil ich sehe, daß die Ausführungen jenes Büchleins immer wieder dazu benützt werden, die gegenwärtige Bewegung in Mißkredit zu bringen. Es sind mir sogar Schriften zu Gesicht gekommen, die glauben machen wollen, daß ich die gegenwärtigen Verwirrungen benütze, meine „Hirngespinste“ unter das Volk bringen zu wollen und daß ich auf Kosten Indiens religiöse Experimente unternehme. Ich kann darauf nur antworten, daß *Satyagraha* ernster zu nehmen ist. Nichts Hinterhältiges und Verborgenes liegt darin. Ein Teil der Lebenslehre, die in „Hind Swaraj“ enthalten, wird zweifellos in die Wirklichkeit umgesetzt. Die Verwirklichung des Ganzen wäre mit keiner Gefahr verbunden. Es ist aber nicht recht, die Leute dadurch abzuschrecken, daß man aus meinen Schriften Stellen anführt, die für den Ausgang unserer Bewegung von keiner Bedeutung sind.

26. Januar 1921

An den Herzog von Connaught

Sir, Eure königliche Hoheit hat sicher vielerlei gehört von Non-Kooperation, von Non-Kooperationisten und deren Methoden und vielleicht auch von mir, dem bescheidenen Urheber dieser Bewegung. Ich fürchte indessen, daß die Auskunft, die Eurer königlichen Hoheit zuteil geworden, einseitig hat sein müssen. Ich halte mich deshalb Ihnen, meinen Freunden und mir selber gegenüber für verpflichtet, Ihnen darzulegen, was ich als Ziel der Non-Kooperation betrachte, wie sie nicht nur von mir, sondern auch von meinen nächsten Mitarbeitern wie Messrs. Shaukat Ali und Mahomet Ali befolgt wird.

Für mich ist es keine Freude und kein Vergnügen, an dem Boykott des Besuches Eurer königlichen Hoheit beteiligt sein zu müssen. Ich habe während einer nahezu ununterbrochenen Zeitspanne von dreißig Jahren meine Kraft der Regierung in loyaler und williger Weise zur Verfügung gestellt im vollen Vertrauen, daß ich dadurch zur Befreiung meines Vaterlandes beitragen könne. Es fiel mir deshalb nicht leicht, meinen Landsleuten vorzuschlagen, wir wollten uns jeder Beteiligung am Empfang Eurer königlichen Hoheit enthalten. Kein einziger von uns hat etwas gegen Sie als Privatperson und Engländer. Ihre Person ist uns so heilig wie die des teuersten Freundes*). Keiner meiner Freunde würde zögern,

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young India:*

Der Besuch des Herzogs. Seine königliche Hoheit, der Herzog von Connaught, wird bald in unserer Mitte weilen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich einen Boykott aller Veranstaltungen, die zu seinen Ehren abgehalten werden, empfehlen muß. Er ist persönlich ein liebenswürdiger Mensch. Aber nach meiner bescheidenen Meinung liegt es im öffentlichen Interesse, daß dieser offizielle Besuch völlig unbeachtet bleibe. Seine königliche Hoheit, der Herzog, kommt, ein verrottetes Re-

sie mit Einsatz seines Lebens zu schützen, wenn sie in Gefahr käme. Wir führen nicht Krieg gegen den einzelnen Engländer. Wir wünschen nicht das Leben der Engländer zu vernichten, wir wünschen nur das System zu zerstören, das unser Land erniedrigt hat an Leib, Geist und Seele. Wir sind entschlossen, mit aller Kraft zu kämpfen gegen das im englischen Wesen, was im Pandschab einen O'Dwyerismus und Dyerismus möglich gemacht und zu einer mutwilligen Verletzung des Islams geführt hat, eines Glaubens, zu dem sich siebenzig Millionen unserer Landsleute bekennen. Wir halten es für unvereinbar mit unserer Selbstachtung, die Ausbrüche einer hochmütigen Herrschaft zu ertragen, die die Gefühle von dreihundert Millionen unschuldiger Einwohner Indiens in mancher lebenswichtigen Frage systematisch übersehen und mißachtet hat. Es ist erniedrigend für uns. Eure königliche Hoheit kann unmöglich stolz darauf sein, daß dreihundert Millionen Inder tagein tagaus um einhunderttausend Engländer willen für ihr Leben zittern und sich ihnen deshalb unterwerfen müssen.

Eure königliche Hoheit ist nun nicht gekommen, das System, das ich beschrieben, zu beseitigen, sondern es dadurch zu stützen, daß Sie sein Prestige retten. Ihre

---

gierungssystem zu stützen, er kommt, um eine unverantwortliche Bureaukratie reinzuwaschen, er kommt, uns vergessen zu machen, was wir nicht vergessen können, er kommt nicht etwa, die Wunden zu heilen, die uns zugefügt worden, sondern uns zum besten zu halten, indem er uns betrügerische Reformen hinwerfen will. Uns am Empfang Seiner königlichen Hoheit beteiligen, hieße mit ihr zusammen an unserer Entehrung arbeiten. Kein Regierungsbeamter, sei er Engländer oder Inder, ist berechtigt, Begrüßung oder Ehrung von uns zu verlangen, solange die Regierung, deren Macht er vertritt, keine Reue zeigt und kein Entgegenkommen in bezug auf das eine, das not tut.

erste Kundgebung war eine Verherrlichung Lord Willingdons[67]). Ich habe die Ehre, ihn zu kennen. Ich halte ihn für einen ehrlichen, liebenswürdigen Herrn, der absichtlich nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tut, der aber in seiner verantwortlichen Stellung versagt hat. Er ließ sich von solchen leiten, denen an Stärkung ihrer Macht gelegen war. Er kennt den Geist des Landes nicht, dem er vorsteht. Er kennt den Geist der Provinz Dravidien nicht. Hier in Bengalen werden Sie die Verdienste eines Gouverneurs rühmen, der nach allem, was ich von ihm gehört, auch ein achtenswerter Mann ist, der aber keine Ahnung hat von der Seele Bengalens und deren Wünschen. Bengalen ist nicht Kalkutta. Fort William und die Paläste von Kalkutta sind Zeugnisse einer schamlosen Ausbeutung des geduldigen und hochgebildeten Bauernstandes dieser schönen Provinz.

Die Non-Kooperationisten sind entschlossen, einerseits sich nicht täuschen zu lassen durch die Reformen, die an den Problemen von Indiens Unglück und Erniedrigung herumflicken, andererseits aber auch nicht ungeduldig und zornig zu werden. Es darf nicht sein, daß wir in ungeduldigem Zorn zu stumpfsinniger Gewalt greifen. Wir geben willig zu, daß wir einen gehörigen Teil der Verantwortung für die bestehenden Zustände auf uns nehmen müssen. Nicht so sehr die englischen Gewehre sind verantwortlich für unsere Unterwerfung als unsere freiwillig geleistete Mitarbeit.

Wenn wir uns also dem herzlichen Empfang Eurer königlichen Hoheit fernhalten, so bedeutet das in keinem Sinne eine Kundgebung gegen Ihre hohe Person, wohl aber eine Kundgebung gegen das System, das Sie gekommen sind, zu stützen. Ich weiß, daß der einzelne Engländer, auch wenn er wollte, das englische Wesen nicht auf ein-

mal ändern kann. Wenn wir den Engländern gleich und ebenbürtig sein wollen, müssen wir die Furcht ablegen. Wir müssen lernen, selbständig zu werden und unabhängig von den Schulen, Gerichten und von der Beschützung und Bevormundung durch eine Regierung, die wir zu stürzen suchen, sofern sie nicht Wandel schaffen will.

Daher unsere non-violente Non-Kooperation. Ich weiß, daß wir weder in Wort noch Tat bis jetzt völlig non-violent geworden sind, aber die Erfolge, die wir erreicht, sind, wie ich Eurer königlichen Hoheit versichern darf, erstaunlich.

Das Volk erkennt heute tiefer als je die geheimnisvolle Macht und den Wert der Non-Violenz. Jeder, dem darum zu tun, kann sehen, daß es sich um eine religiöse und läuternde Bewegung handelt. Wir lassen ab von der Trunksucht. Wir versuchen, Indien vom Fluche der Unberührbarkeit zu erlösen. Wir versuchen die trügerische fremde Pracht abzutun und, indem wir wieder zum Spinnrad greifen*), die alte Poesie und Einfachheit des Lebens wieder erstehen zu lassen. Wir hoffen dadurch die bestehenden schädlichen Einrichtungen unwirksam zu machen.

Ich bitte Eure königliche Hoheit in Ihrer Eigenschaft als Engländer die Bewegung und ihre Möglichkeiten für das Reich und für die Welt zu studieren. Wir bekämpfen nichts auf der Welt, das gut ist. Wenn wir den Islam beschützen, so wird dieser Schutz durch die Art und Weise, wie wir ihn ausüben, zu einem Schutz aller Religionen. Wenn wir die Ehre Indiens verteidigen, verteidigen wir die Ehre der Menschheit. Denn die Mittel, die wir anwenden, können niemand verletzen. Wir

*) Siehe den Aufsatz: Die Musik des Spinnrades, S. 117.

wünschen mit den Engländern in Freundschaft zu leben, aber diese Freundschaft muß in Theorie und Praxis eine Freundschaft unter Gleichen sein. Und es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Non-Kooperation so lange fortzusetzen, d. h. uns so lange zu läutern, bis das Ziel erreicht ist. Ich ersuche Eure königliche Hoheit und durch Sie jeden Engländer, die Non-Kooperation von diesem Standpunkt aus anzusehen.

Ich habe die Ehre Eurer königlichen Hoheit treuer Diener zu bleiben M. K. Gandhi

9. Februar 1921

Sozialer Boykott

Da die Non-Kooperation ein Läuterungsprozeß ist, ist sie geeignet, alle unsere Schwächen, aber auch alle Auswüchse unserer starken Seiten zu offenbaren. Der soziale Boykott ist eine uralte Einrichtung. Er ist ebenso alt wie die Kasten. Er ist die eine schreckliche Vergeltungsmaßnahme und wird mit größtem Erfolg angewendet. Er beruht auf der Anschauung, daß eine Gemeinschaft nicht verpflichtet ist, ihre Gastfreundschaft oder ihre Dienste auf einen Ausgestoßenen auszudehnen. Er hatte einen Sinn, solange jedes Dorf eine in sich abgeschlossene Einheit bildete und die Gelegenheiten zur Auflehnung noch selten waren. Aber heute, wo die Ansichten über die Tauglichkeit der Non-Kooperation geteilt sind, wo ihre Anwendung im neuen Sinne auf die Probe gestellt wird, bedeutet der kurzerhand verhängte Boykott, der eine Minderheit dem Willen der Mehrheit beugen soll, eine Art unverzeihlichen Gewaltverfahrens. Wenn es dabei bleibt, muß der Boykott die Bewegung

vernichten. Der soziale Boykott ist anwendbar und wirksam, wenn er von demjenigen, gegen den er gerichtet, nicht als Strafe empfunden, vielmehr als disziplinarische Maßnahme entgegengenommen wird. Überdies dürfte ein Boykott, soll er für eine Non-Violenzbewegung annehmbar sein, auch nicht den geringsten Anstrich von Unmenschlichkeit haben. Er müßte veredelt werden. Es müßte denjenigen, die ihn anwenden, peinlich sein, wenn er dem andern, gegen den er gerichtet, Unannehmlichkeiten bereiten würde. So soll es in Jhansi vorgekommen sein, daß jemand die ärztliche Hilfe vorenthalten worden. Das bedeutet eine Unmenschlichkeit, die im Sittengesetz dem Morde gleichgestellt wird. Ich wenigstens sehe keinen Unterschied zwischen der Ermordung eines Menschen und der Verweigerung ärztlichen Beistandes für einen auf den Tod kranken Menschen. Sogar die Kriegsgesetze verlangen, daß dem Feind, der ihrer bedarf, ärztliche Hilfe gewährt werde. Dadurch, daß wir jemand den einzigen Brunnen im Dorf verbieten, bedeuten wir ihm, das Dorf zu verlassen. Die Non-Kooperationisten haben nicht das Recht, diese äußerste Maßregel gegen jemand anzuwenden, der nicht durch dick und dünn mit ihnen geht, Ungeduld und Unduldsamkeit werden der Tod dieser großen Bewegung sein. Wir können das Volk nicht mit Gewalt läutern wollen. Noch weniger dürfen wir es durch Anwendung von Gewalt zwingen, unsere Meinung zu teilen*). Das ist

---

*) In *Young-India* vom 9. März 1922 ergeht sich Gandhi in einem Brief, den er von einer bekannten Persönlichkeit in Feni im Distrikt Noakhali erhalten. Der Briefschreiber behauptet, daß das Korps der Kongreß-Freiwilligen zum Sammelbecken schlechter Elemente geworden sei, daß es das ganze Land beherrsche und daß es sich der Erpressung, des Terrorismus und gemeinen Rowdytums

ganz und gar gegen den Geist der Demokratie, die wir zu pflegen wünschen.

Zweifellos warten unserer ernsthafte Schwierigkeiten. Die Versuchung, zum sozialen Boykott zu greifen, wird unwiderstehlich, wenn sich ein Angeklagter, der sich einem privaten Schiedsgericht unterzogen, nachher weigert, den Schiedsspruch anzuerkennen. Und doch ist leicht einzusehen, daß die Anwendung des sozialen Boy-

---

schuldig gemacht habe. Gandhi wendet sich schließlich an den Kongreß-Ausschuß und bittet ihn, eine Untersuchung einzuleiten:

Eine Untersuchung ist also leicht durchzuführen. Da ich weiß, daß schon die Veröffentlichung bis zu einem gewissen Grad Abhilfe bedeutet, stelle ich bis dahin gerne die Spalten von *Young India* denen zur Verfügung, die in der Lage sind, beglaubigte Fälle von Einschüchterungen zu berichten, von Zwang, von tätlichen Angriffen, von sozialem Boykott durch Non-Kooperationisten, seien es nun Anhänger des Kongresses oder des Kalifates. Gewiß ist jeder Anhänger des Kongresses zugleich Kalifatist und jeder Kalifatist ist Anhänger des Kongresses. Da wir aber zwei Organisationen im Lande haben, wende ich mich an beide mit der Bitte, rücksichtslos dabei mitzuwirken, unsere eigenen Verfehlungen an den Pranger zu stellen. Ich könnte tausend Entschuldigungen finden für die Untaten unserer Beamten und wäre es nur, weil wir ihnen nichts Besseres zutrauen. Wir aber behaupten untadelig zu sein, was Non-Violenz und Ehrenhaftigkeit anbelangt. Wir werden den Kampf viel schneller zu einem erfolgreichen Ende führen, wenn wir mit uns selber streng sind. Für Einschüchterung, Zwang, Überfälle oder sozialen Boykott unsererseits gibt es keine Entschuldigung. Ich möchte diejenigen, die mir Klagen einsenden können, bitten, sich kurz zu fassen, bestimmte Angaben zu machen und deutlich zu schreiben und nur eine Seite des Papieres zu benützen. Es ist nicht leicht, den großen täglichen Briefeingang zu durchgehen. Durch Erfüllung meiner bescheidenen Forderungen sichern sich die Einsender raschere Aufmerksamkeit. Sie sollten unbestimmte Verallgemeinerungen vermeiden. Genaue und besondere Angaben, wie sie im Brief aus Noakhali zu finden, sind unerläßlich, soll man ihnen Glauben schenken und sollen sie der Untersuchung nützen.

kottes die wunderbare Bewegung zur Beilegung von Streitigkeiten durch private Schiedsgerichte lähmen muß. Man vergesse nicht, daß dieses Streben nicht nur eine starke Waffe unter dem Rüstzeug der Non-Kooperation, sondern auch an sich eine große Wohltat für das Land bedeutet. Das Volk braucht Zeit, bis es sich an das private Schiedsgerichtsverfahren gewöhnt. Gerade seine Einfachheit und Billigkeit wird viele Leute abhalten, wie ein Gaumen, der an scharfe Speisen gewöhnt, durch einfache Kost abgestoßen wird. Nicht alle Entscheide werden über jede Kritik erhaben sein. Wir müssen deshalb vertrauen, daß der innere Wert und die Rechtlichkeit der Schiedssprüche der Bewegung zum Durchbruch verhelfen werden.

Es wäre sehr zu wünschen, einen vollständigen, aber *freiwilligen* Boykott der Gerichte zu erreichen. Schon das allein kann *Swaraj* herbeiführen. Indessen haben wir nie erwartet, irgendein einzelnes Gebiet der Non-Kooperation zur Vollkommenheit auszubauen. Die öffentliche Meinung ist nun so weit gekommen, in den staatlichen Gerichten nicht Zeichen unserer Freiheit, sondern Zeichen unserer Knechtschaft zu sehen. Dadurch ist es den Advokaten unmöglich geworden, ihren Beruf auszuüben und sich daneben als Führer des Volkes bezeichnen zu lassen.

Die Non-Kooperation hat das Ansehen der Gerichte und dadurch auch das Ansehen der Regierung schwer erschüttert. Die Zersetzung geht langsam, doch stetig vor sich. Ihr Gang wird aber gerade dann aufgehalten werden, wenn versucht wird, ihn durch Anwendung gewaltsamer Mittel zu beschleunigen. Unsere Regierung ist bis an die Zähne bewaffnet, um der Gewalt entgegenzutreten und ihr Einhalt zu gebieten. Wie aber will sich eine Handvoll Engländer einer freiwilligen Meinungskundgebung wider-

setzen, die sich stützen kann auf die freiwillige Selbstverleugnung von dreihundert Millionen Menschen?

Ich hoffe deshalb, daß die Mitarbeiter der Non-Kooperation sich vor den Schlingen des sozialen Boykotts hüten werden. Wir haben aber nicht nur die Wahl zwischen sozialem Boykott und sozialem Verkehr. Ein Mensch, der der klaren und einmütigen öffentlichen Meinung in bezug auf wesentliche Fragen trotzt, hat kein Recht auf soziale Annehmlichkeiten und Privilegien. Wir brauchen nicht teilzunehmen an seinen gesellschaftlichen Funktionen, wie beispielsweise Hochzeiten usw., wir brauchen keine Geschenke von ihm anzunehmen. Aber wir dürfen ihm nicht soziale Dienstleistungen verweigern. Es ist unsere Pflicht, sie zu gewähren. Die Teilnahme an Mittagessen und dergleichen ist jedoch ein Entgegenkommen, das wir nach Belieben einschränken oder ausdehnen können. Aber die Klugheit gebietet, eher zu mild zu sein, und die Waffe auch in dem von mir bezeichneten eingeschränkten Sinn nur in seltenen und wohlbegründeten Fällen anzuwenden. Und immer wird derjenige, der sie anwendet, dies auf seine eigene Gefahr hin tun. Bis jetzt ist ihre Anwendung in keiner Weise Pflicht. Niemand ist berechtigt, sie anzuwenden, wenn die Gefahr vorhanden, daß dadurch die Bewegung geschädigt werde.

16. Februar 1921

Instruktionen für die Bauern der Vereinigten Provinzen

Wir geben im folgenden die Instruktionen wieder, die Gandhi während seines Aufenthaltes in Oudh den Bauern der Vereinigten Provinzen auf Hindi er-

teilte*). Pandit Motilal Nehru hat sie in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Kisan-Verbandes[68]) zu Tausenden unter die Bauernschaft verteilt:

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young India* vom 18. Mai 1921: *Die Zamindars und die Kisans.* Während einerseits die Regierung der Vereinigten Provinzen das Eigentumsrecht verletzt und das Volk einzuschüchtern sucht, ist andererseits sicher, daß auch die Pächter keinen sehr vernünftigen Gebrauch von ihrer neulich erworbenen Macht zu machen wissen. Es wird behauptet, daß sie sich in einigen Gegenden den Grundbesitz angeeignet, die Gewalt an sich gerissen und gegen jeden vorgegangen sind, der sich ihrem Willen nicht fügen wollte. Sie treiben Mißbrauch mit dem sozialen Boykott und machen daraus ein Werkzeug der Gewalt. Es wird berichtet, sie hätten den Grundbesitzern die Wasserversorgung eingestellt, das Bartscheren und andere Dienste verweigert, für die sie bezahlt sind, ja sogar in einzelnen Fällen die Zahlung des Pachtzinses verweigert. Die Kisan-Bewegung hat allerdings einen neuen Anstoß erhalten durch die Non-Kooperation, aber sie ist schon früher dagewesen und unabhängig von ihr entstanden. Während wir im gegebenen Augenblick nicht zögern würden, die Kisans anzuhalten, der Regierung die Steuern zu verweigern, ist doch nicht beabsichtigt, auf irgendeiner Stufe der Non-Kooperation die Zamindars ihrer Pachtzinse zu berauben. Die Kisan-Bewegung muß auf die Besserung der Verhältnisse der Kisans beschränkt bleiben und auf die Besserung der Beziehungen zwischen den Kisans und den Zamindars. Die Kisans müssen angewiesen werden, die Bestimmungen ihrer Verträge mit den Zamindars peinlich einzuhalten, ob diese Verträge nun geschrieben seien oder auf einfacher Anerkennung alter Gewohnheiten beruhen. Wo ein solches Gewohnheitsrecht oder auch ein geschriebener Vertrag schlecht ist, soll er nicht durch Gewalt gebrochen werden oder ohne vorhergehende Anzeige an die Zamindars. Im einzelnen Fall sollte mit den Zamindars eine freundliche Besprechung stattfinden und der Versuch gemacht werden, zu einem Übereinkommen zu gelangen. Unsere Tauglichkeit für Swaraj hängt von unserer Fähigkeit ab, die verschiedenen und vielfach verflochtenen Probleme, die sich in den geschäftlichen Beziehungen eines der größten und ältesten Völker der Erde ergeben müssen, ohne Anrufung und Dazwischentreten der Regierung zu lösen.

Erlangung von Swaraj oder Wiedergutmachung von Ungerechtigkeiten sind unmöglich, solange die folgenden Regeln nicht strikte beobachtet werden:

1. Wir dürfen niemand verletzen. Wir dürfen gegen niemand unsere Stöcke gebrauchen. Wir dürfen weder durch unsere Rede noch sonstwie einen ungehörigen Druck ausüben.

2. Wir dürfen keine Läden plündern.

3. Wir sollten unseren Gegner durch Freundlichkeit zu überzeugen suchen, aber nicht dadurch, daß wir ihm die Wasserversorgung abstellen oder uns weigern, bezahlte Dienste zu leisten, wie Bartscheren und Waschen.

4. Wir dürfen der Regierung keine Steuern und den Grundbesitzern nicht die Pachtzinse verweigern.

5. Allfällige Beschwerden gegen Zamindars sollten dem Pandit Motilal Nehru unterbreitet und dann sollte dessen Rat befolgt werden.

6. Es sollte nie vergessen werden, daß wir uns die Zamindars zu Freunden machen wollen.

7. Wir haben bis jetzt noch nicht Zivil-Desobedienz erklärt. Wir müssen also alle Verordnungen der Regierung befolgen.

8. Wir dürfen weder Züge anhalten, noch den Eintritt in die Wagen erzwingen, wenn wir keine Fahrkarten haben.

9. Im Falle einer unserer Führer verhaftet werden sollte, dürfen wir die Verhaftung nicht verhindern oder irgendwelche Unruhen verursachen. Wir werden unsere Sache nicht deswegen verlieren, weil die Regierung unsere Führer verhaftet, wir werden sie aber sicher verlieren, wenn wir uns zu blindem Zorn und zur Gewalttat hinreißen lassen.

10. Wir müssen auf alle berauschenden Getränke, auf vergiftende Drogen und andere üble Gewohnheiten verzichten.

11. Wir müssen alle Frauen als Mütter und Schwestern behandeln und sie ehren und beschützen.

12. Wir müssen die Einigung zwischen den Hindu und den Mohammedanern fördern.

13. Unter uns Hindu dürfen wir keinen als gering oder als unberührbar ansehen. Der Geist der Bruderschaft sollte uns alle erfüllen. Wir sollten alle Bewohner Indiens als Brüder und Schwestern betrachten.

14. Wir dürfen nicht der Spielwut fröhnen.

15. Wir dürfen nicht stehlen.

16. Wir dürfen unter keinen Umständen lügen. Wir sollten in all unseren Handlungen wahrhaft sein.

17. Wir sollten in all unseren Häusern das Spinnrad wiedereinführen, und Männer sowohl als Frauen sollten ihre freie Zeit dem Spinnen widmen. Auch die Knaben und Mädchen sollten angehalten werden, jeden Tag vier Stunden zu spinnen.

18. Wir sollten jeden Gebrauch ausländischer Stoffe meiden und sollten Kleider tragen aus Stoffen, die unsere Weber gewoben, aus Garn, das wir selber gesponnen.

19. Wir sollten uns nicht an die Gerichte wenden, sondern alle unsere Streitigkeiten durch private Schiedsgerichte beilegen lassen.

Vor allem aber müssen wir uns daran erinnern, daß wir den Zorn bändigen müssen, daß wir nie gewalttätig sein dürfen, daß wir aber Gewalt, die uns angetan wird, erdulden sollen.

9. März 1921

Menschlichkeit gegen Patriotismus

Ein lieber Freund lenkt meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle in meinem Briefe an die Sikhs, in der ich nach seiner Meinung bedauerlicherweise mehr an den Patriotismus appelliere als an die Menschlichkeit. Die beanstandete Stelle lautet:

„Die reinste Art, Gerechtigkeit zu suchen gegen einen Mörder, ist *keine* Gerechtigkeit zu suchen. Die Schuldigen, seien es nun Sikhs, Pathans oder Hindu sind unsere Landsleute. Ihre Bestrafung macht die Toten nicht wieder lebendig. Ich möchte sie, deren Herzen zermartert worden, bitten, den Mördern zu vergeben, nicht etwa aus Schwachheit — denn sie sind in der Lage, Bestrafung zu erlangen — sondern aus dem Gefühl ihrer unbeschränkten Stärke. Nur der Starke kann vergeben*)."

Ich habe das Vorstehende immer und immer wieder gelesen. Ich fühle, daß ich kein einziges Wort ändern würde, wenn ich den Brief wieder zu schreiben hätte. Ich appelliere in ihm an die Sikhs in ihrer Eigenschaft als Inder. Und ich begnüge mich damit, den Appell auf den einen Punkt zu beschränken, der von denen, an die ich mich wandte, leicht gewürdigt und begriffen werden konnte. Das Hauptargument würde für alle Menschen und alle Zeiten gelten. Mein Brief an die Sikhs hätte seine Schlagkraft verloren, wenn ich den Appell an den Patriotismus erweitert hätte zum Appell an die Menschlichkeit. Einem Sikh, der einen stammesfremden Verbrecher bestrafen, einem stammesangehörigen aber vergeben möchte, soll gesagt werden, daß in Angelegenheiten wie den vorliegenden Sikh und Inder für ihn das gleiche zu bedeuten habe. Müßte ich an einen Inder

*) Vgl. auch den Aufsatz: Die Lehre vom Schwert, S. 134.

appellieren zugunsten eines Engländers, würde ich eher seine Menschlichkeit zu bewegen suchen als seinen Patriotismus.

Doch will ich gern gestehen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Engländer den Beweggrund meines Briefes leicht mißverstehen könnte. Für mich ist Patriotismus das gleiche wie Menschlichkeit. Ich bin Patriot, insofern ich Mensch bin und menschlich empfinde. Mein Patriotismus ist nicht ausschließender Natur. Ich werde nicht ein anderes Land, sei es England oder Deutschland, beleidigen, um Indien einen Dienst zu erweisen. Der Imperialismus hat in meiner Lebensanschauung keinen Platz. Das Gesetz eines Patrioten ist nicht verschieden von dem Gesetz des Patriarchen. Und der Patriotismus eines Menschen ist um so geringer, je lauer dessen Menschlichkeit ist. Privatrecht und politisches Recht sind nicht zwei verschiedene Dinge. Ein Non-Kooperationist zum Beispiel würde gegebenenfalls gegen seinen Vater oder seinen Bruder genau in der gleichen Weise handeln, wie er heute gegen die Regierung handelt. 16. März 1921

Satyagraha. Zivil-Desobedienz. Passive Resistenz. Non-Kooperation

Ich sehe mich oft genötigt, verwickelte Fragen zu beantworten, die sich aus der großen Bewegung unserer nationalen Läuterung ergeben. Eine Anzahl Schüler, die der Non-Kooperation angehören, ersuchten mich, ihnen die Ausdrücke zu erklären, die ich an die Spitze dieser Ausführungen gestellt. Und neuerdings bin ich gefragt worden, ob Satyagraha nicht unter Umständen gewalt-

tätigen Widerstand zulasse, z. B. wenn eine Schwester durch einen Rohling in ihrer Ehre bedroht würde. Ich antwortete, daß nach meiner Auffassung die sicherste Verteidigung darin bestünde, sich in vollkommener Ruhe zwischen das Opfer und den Angreifer zu stellen und dem Tod entgegen zu sehen. Ich fügte ergänzend bei, daß diese für den Angreifer neue Verteidigungsweise sehr wahrscheinlich dessen Leidenschaft abkühlen würde, so daß er nicht länger begehrte, das Weib zu vergewaltigen, vielmehr sich wahrhaft schämte und sich durch Flucht ihrer Gegenwart zu entziehen suchte. Sollte das aber nicht eintreffen, so müßte der Beweis persönlichen Mutes vonseiten des Bruders das Herz der Schwester stählen, so daß sie der Begier eines Mannes, der in diesem Augenblick zum Tier geworden, einen ebenso tapfern Widerstand entgegensetzen würde. Und nach meiner Auffassung konnte es meine Ausführungen nur bekräftigen, wenn ich mit dem Hinweis schloß, daß dann, wenn trotz dieser Verteidigung das Unerwartete eintreten und die Körperkraft des Angreifers das Opfer überwältigen sollte, die Schande nicht auf das Weib fiele, sondern auf den Vergewaltiger, und daß dann beide Geschwister, die bei dem Versuch, ihre Ehre zu verteidigen, starben, vor dem Thron des ewigen Richters wohl bestehen würden. Ich will nicht behaupten, daß meine Ausführungen den Hörer überzeugten oder nunmehr den Leser überzeugen. Ich weiß, die Welt will beim Alten bleiben. Aber es gehört sich, in dieser Stunde der Selbstprüfung die Forderungen der machtvollen Bewegung der Non-Violenz zu begreifen und zu würdigen. Alle Religionen haben ein höchstes Ideal aufgestellt, alle aber haben mehr oder weniger große Abweichungen gestattet als Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit.

Ich gehe nun über zu einer Zusammenfassung der Erklärung, die ich von den verschiedenen Ausdrücken gab. Doch liegt es mir nicht, genaue und scharfe Definitionen aufzustellen.

Satyagraha heißt wörtlich Festhalten an der Wahrheit und bedeutet deshalb Macht der Wahrheit. Wahrheit ist Seele oder Geist. Deshalb könnte man auch sagen: Macht der Seele. Wahrheit schließt die Anwendung von Gewalt aus, da der Mensch nicht fähig ist, die absolute Wahrheit zu erkennen und deshalb auch nicht berechtigt, zu bestrafen. Das Wort wurde in Süd-Afrika geprägt, um die non-violente Resistenz der Inder zu unterscheiden von der gleichzeitigen „passiven Resistenz" der Frauenrechtlerinnen und anderer. Die Non-Violenz ist nicht als Waffe der Schwachen gedacht.

Passive Resistenz. Dies Wort wird in der gebräuchlichen Bedeutung verwendet und entspricht sowohl der Suffragetten- wie der Non-Konformisten-Bewegung. Passive Resistenz ist als Waffe der Schwachen gedacht und immer so angesehen worden. Wenn sie auch Gewalt vermeidet, da der Schwache dazu nicht fähig ist, schließt sie deren Anwendung doch dann nicht aus, wenn nach der Ansicht der passiv Resistenten die Gelegenheit dafür günstig ist. Indessen wurde sie immer unterschieden von dem bewaffneten Widerstand und wurde früher nur von den christlichen Märtyrern ausgeübt.

Zivil-Desobedienz bedeutet Bruch solcher gesetzlicher Vorschriften, die sittlich anfechtbar sind. Der Ausdruck ist meines Wissens von Thoreau[36]) geprägt worden. Er bezeichnete damit seinen eigenen Widerstand gegen die Erlasse eines der Südstaaten der Union, in dem noch Sklaverei herrschte. Er hat einen meisterhaften Aufsatz über die Pflicht zur Zivil-Desobedienz hinterlassen. Doch

war Thoreau vielleicht kein überzeugter Vorkämpfer der Non-Violenz. Vermutlich hat er seine Zivil-Desobedienz auf die Steuergesetze beschränkt, während unsere Zivil-Desobedienz vom Jahre 1919 jedem unsittlichen Gesetz gegenüber geltend gemacht wurde. In ihr dokumentierte sich die Mißachtung der Gesetze durch den Resistenten in „ziviler“, d. h. non-violenter Weise. Dieser rief selber der Bestrafung und ließ sich freudig ins Gefängnis werfen. Zivil-Desobedienz ist ein Bestandteil von Satyagraha.

Non-Kooperation bedeutet die Entziehung der Zusammenarbeit (Ko-operation) mit dem Staat, der in den Augen des Non-Kooperationisten korrupt geworden ist, und schließt Zivil-Desobedienz strengster Art aus, wie wir sie oben beschrieben haben. Sie kann selbst von Kindern in ihrem Wesen erfaßt und von den großen Massen ohne weiteres durchgeführt werden. Zivil-Desobedienz setzt hingegen voraus, daß man den Gesetzen um ihrer selbst willen gehorche, nicht aus Furcht vor Strafe. Sie kann deshalb nur von wenigen Auserwählten als eine letzte Maßnahme ausgeübt werden, mindestens gilt das für den Anfang. Doch ist Non-Kooperation wie Zivil-Desobedienz ein Bestandteil von Satyagraha, das alle Arten non-violenten Widerstandes um der Wahrheit willen umfaßt.

21. März 1921

An die Parsen

Liebe Freunde, ich weiß, daß Ihr mit großem Interesse die Non-Kooperations-Bewegung verfolgt. Vielleicht wißt auch Ihr, daß alle weiterdenkenden Non-Kooperationisten in besorgter Erwartung auf Euch blicken und sich

fragen, was Ihr für eine Rolle zu spielen gedenkt in dem Läuterungsprozeß, den das ganze Land nun durchmacht. Ich selbst habe allen Grund zu vertrauen, daß Ihr — wenn der Augenblick des Entscheidens gekommen — das Rechte wählen werdet, und ich richte diese wenigen Worte an Euch, weil ich fühle, daß dieser Augenblick nun gekommen sein dürfte.

Abgesehen davon, daß ich Euer Landsmann bin, fühle ich mich durch viele geheiligte Bande mit Euch verknüpft. Dadabhai[68]) war der erste Patriot, der mich zu begeistern vermochte. Er war mein Führer und Berater, als ich noch keinen andern Freund kannte. Ihm durfte ich schon als Knabe einen Empfehlungsbrief überreichen. Er war es, der verstorbene ungekrönte König von Bombay, der mich im Jahre 1896 beriet und mir gezeigt, wie ich mein Werk anfassen solle. Er war es, der schon im Jahre 1892, als ich gegen einen Spitzel vorgehen wollte, mein jugendliches Feuer zügelte und mir dadurch zum ersten Male zeigte, wie Ahimsa im öffentlichen Leben anzuwenden sei. Er lehrte mich, unempfindlich zu bleiben gegen persönliche Verunglimpfung, wenn ich Indien zu dienen wünsche. Ein Parse namens Rustamjee Ghorkhodoo, Kaufmann in Durban, war einer meiner geschätztesten Klienten und Freunde in Südafrika. Er spendete reichlich für die Sache des Volkes, und er und sein Sohn wurden zu gleicher Zeit mit mir gefangen gesetzt.

Er gewährte mir Zuflucht, als man mich lynchen wollte, und nun folgt er der Swaraj-Bewegung mit großem Interesse und hat eben die Summe von 40.000 Rupien vergabt*). In meiner bescheidenen Meinung dürfte

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young India* vom 29. Juni 1921: *Edelmut der Parsen.* Mr. Godrej hat alle bisherigen Schenkungen an den Tilak-Swaraj Fonds übertroffen durch die Überweisung von

eine Parsen-Frau die beste Frau von ganz Indien sein — sie ist sanft wie ein Lamm und ihr liebendes Gemüt umfaßt die ganze Menschheit. Ihre Freundschaft ist die köstlichste Gabe, die einem zuteil werden kann. Ich möchte gern noch mehr an solch geheiligten Erinnerungen mitteilen, aber ich glaube, nun genug gesagt zu haben, um Euch in den Stand zu setzen, die Gründe, die diesen Brief veranlaßt, zu verstehen und zu würdigen.

Ihr seid alle miteinander sehr vorsichtige Menschen. Ihr haltet fest zusammen und besteht darauf, und mit Recht, daß irgendeine neue Bewegung ihre Stetigkeit und ihren inneren Wert überzeugend bewiesen, bevor Ihr Euch an ihr beteiligt. Nun aber besteht die Gefahr, daß Ihr allzu vorsichtig werdet und ob dem Erfolg im Handel den Blick für die Bedürfnisse und die Bestrebungen der Mehrheit Eurer Landsleute verliert.

Ich fürchte den Rockfellergeist, der sich des großen Hauses der Tatas[70]) zu bemächtigen scheint. Es könnte schlimme Folgen haben, wenn man das Eigentum armer Leute zusammenrafft, um Indien die zweifelhafte Wohltat einer Industrialisierung zu erweisen. Aber ich möchte

300 000 Rupien. Bis jetzt hat er seine Vergabungen für öffentliche Zwecke geheim gehalten. Nun aber konnte er dahin gebracht werden, die Wünschbarkeit einer öffentlichen Ankündigung seiner Schenkung einzusehen. Ich beglückwünsche Mr. Godrej und die ganze Parsi-Gemeinde. Ich möchte auch bekannt geben, daß während der Sammelwoche in Bombay kein Tag vergangen, ohne daß Geschenke von Parsen eingelaufen. Männer und Frauen aus den besten Kreisen der Parsen beteiligen sich auch an den Hauskollekten. Parsen stellen sich als „Posten“[69]) zur Verfügung. Auch unter den Zeitungen der Parsen sind nicht alle der Bewegung feindlich gesinnt. Nun aber dürften durch die Großherzigkeit Mr. Godrejs die Parsen an die erste Stelle in ganz Indien rücken. Die Vergabung von 52 000 Rupien des Parsen Rustamji hätte den Parsen zu einem hervorragenden Platz verholfen. Mr. Godrej hat ihnen nun den ersten Rang gesichert.

glauben, daß das nur vorübergehend sei. Euer Scharfsinn wird Euch zeigen, wie selbstmörderisch ein solches Vorgehen ist. Euer flinker Verstand wird Euch klar machen, daß Indien keineswegs die Konzentration des Kapitals in wenigen Händen braucht, vielmehr dessen Verteilung, damit es den 750000 Dörfern zugänglich werde, die über unsern Erdteil mit seiner Länge von 1900 und seiner Breite von 1500 Meilen zerstreut sind. Es kann deshalb nur eine Frage der Zeit sein, daß Ihr Euch in Eurer Gesamtheit auf die Seite der Reformer stellt, die sich danach sehnen, Indien vom Fluch eines Imperialismus zu erlösen, der es zum Weißbluten bringt.

Eines aber gibt es, dem gegenüber Warten zum Verbrechen würde. Eine Woge der Enthaltsamkeit geht über das Land. Das Volk wünscht von sich aus abstinent zu werden. Eine öffentliche Meinung gewinnt Boden, die im Trinken ein unverzeihliches Laster sieht. Viele Parsen aber finden ihr Auskommen durch den Verkauf von Spirituosen*). Wenn Ihr recht aus dem Innern heraus

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young India* vom 29. Juni 1921: *Gefahr im Anzug.* Das Postenstehen vor den Alkoholläden berührt die Parsen besonders stark. Wir müssen gegenüber unseren Parsi-Landsleuten große Nachsicht walten lassen. Wenn wir auch das Postenstehen nicht vollständig aufheben können, müssen wir doch versuchen, mit den Verkäufern von Spirituosen zusammen zu kommen und ihre Lage zu verstehen und ihnen die unserige zu erklären. Mr. Godrej hat seine Vergabung ausdrücklich zur Bekämpfung des Alkohols bestimmt und zur Hebung der unterdrückten Klassen. Wir brauchen also nicht zu glauben, daß alle Parsen notwendigerweise der großen Abstinenzbewegung feindlich gegenüberstehen. Gegenwärtig ist sehr zu fürchten, daß die Abstinenzkampagne zu einem Ausbruch der Violenz führen werde, es wäre denn, daß die Minister der Gemäßigten[71]) ihr Herz in beide Hände nehmen, alle Patentgebühren zurückerstatten und die Alkoholschenken schließen würden. Ich kann ihnen versichern, daß die Bewegung nur geregelt,

mitmachtet, könnten viele dieser Pesthöhlen in der Präsidentschaft Bombay geschlossen werden. Die Lokalbehörden von fast ganz Indien machen den schimpflichen Versuch, ein Bestreben zu vereiteln, das in solchem Maße erfolgreich zu werden verspricht, daß dadurch die ganze Getränksteuer gefährdet wird. Wollt Ihr der Regierung helfen oder dem Volke? Die Regierung von Bombay ist noch nicht völlig ratlos geworden. Gleichwohl kann ich mir nicht vorstellen, daß sie den Mut und die Klugheit aufbringen werde, die Einnahmen aus der Getränksteuer zu opfern. Ihr müßt Euch sofort entscheiden. Ich weiß nicht, was Eure Religion über das Trinken sagt. Ich kann nur mutmaßen, was der Prophet, der das Gute vom Bösen schied und den Sieg des erstern über das letztere pries, dazu gesagt haben könnte. Aber auch abgesehen von aller religiösen Überzeugung müßt Ihr Euch klar werden darüber, ob Ihr der Sache der Enthaltsamkeit aufrichtig und entschieden dienen, oder ob Ihr den weiteren Entwicklungen gleichgültig gegenüberstehen wollt. Ich möchte hoffen, daß Ihr Euch als tätige Gemeinschaft Indiens entschieden und ernsthaft überzeugt der großen Abstinenzbewegung anschließen werdet, die alle andern ähnlichen Bewegungen auf der Erde in den Schatten zu stellen verspricht.

Ich bleibe Euer treuer Freund

23. März 1921 M. K. Gandhi

---

nicht aber aufgehalten werden kann. Das Volk ist entschlossen, die Alkoholschenken zu schließen und den Verkauf von Alkohol als Verbrechen zu behandeln, ausgenommen den Verkauf als Heilmittel durch die Apotheken. Die Angelegenheit duldet keinen Aufschub.

Die Satyagraha-Woche

Der 6. und der 13. April rücken heran. Der 6. April sah Indien einig und erwacht. Der 13. April war ein schwarzer Sonntag. An ihm wurde der teuflische Versuch unternommen, den Geist einer Nation zu vergewaltigen, die eben zu sich selber gekommen war. Indien beging den Jahrestag der beiden Ereignisse letztes Jahr in würdiger Weise, und die ganze Woche, die mit dem 6. April beginnt, wurde zu einer Woche der Weihe. Möchte uns der kommende April bereit finden, noch größere Weihung auf uns zu nehmen. Wir haben allen Anlaß dazu und viele Gelegenheiten sind uns geboten. Das letzte Jahr vereinigten wir alle unsere Anstrengungen darauf, den Kaufpreis aufzubringen für den Boden, der durch unschuldiges Blut geheiligt worden. Das war eine notwendige und pietätvolle Handlung. Seitdem aber hat sich Größeres begeben. Die Nation hat immer und immer wieder ihre Entschlossenheit bestätigt, die Wiedergutmachung des Unrechtes zu erlangen, das dem Land in der Kalifatfrage und in den Pandschab-Greueln angetan worden, und die Aufrichtung von Swaraj zu erlangen. Der Dezember-Kongreß ging noch weiter und erklärte die Absicht, Swaraj innerhalb eines Jahres zu verwirklichen.

Wir können also nichts besseres tun, als uns zu noch größeren Anstrengungen in dieser Richtung aufzuraffen. Der Boykott der Schulen und der Gerichte nimmt seinen Fortgang. Es bedarf keiner besonderen Bemühungen mehr auf diesem Gebiete, außer zugunsten derer, die die Erziehungsanstalten verlassen oder die Gerichtspraxis aufgeben. Sie müssen mit sich selber zu Rate gehen und sehen, wie sie ihre Zeit ausnützen. Aber es sind sechs

Punkte, in denen wir uns ganz besonders anstrengen müssen.

Erstens müssen wir größere Herrschaft über uns selber erlangen und eine Atmosphäre vollkommenen Friedens und guten Willens schaffen. Wir müssen um Verzeihung bitten für jedes unfreundliche Wort, daß wir in unserer Gedankenlosigkeit ausgesprochen, und jede unfreundliche Tat, die wir gegen irgend jemand begangen.

Zweitens müssen wir uns weiter bemühen in der Läuterung unseres Innern. Wir Hindu und Mohammedaner müssen aufhören, uns in unsern Beweggründen gegenseitig zu verdächtigen. Wir sollten keinem zutrauen, daß er dem andern Böses anzutun fähig sei.

Drittens dürfen wir Hindu keinen unter uns als unrein, gering oder tiefer stehend bezeichnen, und müssen deshalb aufhören die Klasse der „Pariahs" unberührbar zu nennen. Wir müssen es als Sünde ansehen, einen Mitmenschen als unberührbar zu betrachten.

Diese drei Dinge sind Angelegenheiten innerlicher Wandlungen und das Ergebnis wird sich in unserm täglichen Benehmen zeigen.

Viertens nun der Fluch der Trunksucht. Glücklicherweise scheint Indien freiwillig und spontan den Entschluß gefaßt zu haben, sich davon loszusagen. Äußerste Anstrengungen sollten während unserer Satyagraha-Woche gemacht werden, die Inhaber von Schnapsbuden durch ebenso höfliche als dringende Vorstellungen dahin zu bringen, auf ihre Patente zu verzichten, die Stammgäste aber zu bewegen, ihre Gewohnheit aufzugeben. Jede Kaste kennt ihre eigenen Fehler und kann sie viel wirksamer bekämpfen als Außenstehende. Indessen habe ich den Frauen von Ahmedabad angeraten, Abstinenzvereine zu gründen und an die Alkoholverkäufer und die Trinker

heranzutreten. In keinem Fall aber soll äußerer Zwang angewendet werden, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Das muß einer entschlossenen und friedlichen Überredung gelingen.

Fünftens muß das Spinnrad in jedem Hause eingeführt, die Produktion von Khaddar vergrößert und auf ausländische Stoffe vollständig verzichtet werden.

Sechstens muß unablässig und systematisch für den Tilak-Swaraj-Fonds gesammelt werden. Wenn eine einheitliche Anstrengung gemacht wird, sollten wir während der Satyagraha-Woche sogar 10 Millionen Rupien zusammenbringen können. Meine Reisen durch alle Gegenden des Landes haben mich überzeugt, daß Indien fähig ist, noch viel mehr als 10 Millionen aufzubringen. Nur finden sich nicht genug ehrliche Sammler. Jeder Distrikt sollte imstande sein, sich selber für dieses Werk, das während der Satyagraha-Woche zu unternehmen wäre, zu organisieren.

Hartals lassen sich leicht veranstalten und haben deshalb viel von ihrem ursprünglichen Wert eingebüßt. Aber *Hartals* an diesen beiden Tagen haben ihre besondere Bedeutung. Und ich möchte Hartals verbunden mit Fasten sowohl für den 6. als für den 13. April vorschlagen. Es ist wohl unnötig, zu bemerken, daß kein Zwang ausgeübt werden darf. Die Angestellten der Fabriken sollten ihre Arbeit nicht einstellen, wenn sie keinen Urlaub erhalten, und kein ungehöriger Druck sollte ausgeübt werden, um den Tramverkehr aufzuhalten. Wir müssen dem Publikum das Vertrauen schenken, daß es an diesen beiden Tagen keine öffentlichen Verkehrsmittel benützen wird ohne triftigen oder dringenden Grund. Die beiden Fasttage sollten verwendet werden für besondere Gebete und besondere Andachten.

Ich möchte dem Volke abraten, irgendwelche Resolutionen zu fassen in bezug auf unsere Forderungen. Die Woche der Weihung soll eine Woche der Selbstprüfung und der Läuterung werden. Wir müssen unserm Werk vertrauen, daß es die gewünschten Ergebnisse erzielen werde. Sobald wir uns als dazu bereit erwiesen, kann kein Mensch auf Erden uns daran hindern, Swaraj aufzurichten und Wiedergutmachung der beiden großen Ungerechtigkeiten zu sichern. 23. März 1921

Die Verfassung des Kongresses

Der letzte Kongreß hat sich eine Verfassung gegeben, die in ihrer Auswirkung Swaraj herbeiführen sollte. Sie sieht für alle Teile Indiens repräsentative Ausschüsse vor, die in Verbindung stehen mit einer Zentralstelle, dem Ausschuß des indischen Kongresses, dessen Verordnungen sie sich freiwillig fügen. Sie führt ein Wahlrecht für Männer und Frauen ein, das nur von zwei Bedingungen abhängig gemacht wird: von der schriftlichen Zustimmung zum Programm und einem persönlichen Beitrag von vier Annas. Sie möchte allen Parteien und Gemeinschaften eine gehörige Vertretung sichern. Wenn diese Verfassung ehrlich durchgeführt wird und sich Vertrauen und Achtung erwirbt, wird sie die gegenwärtige Regierung ohne die geringste Schwierigkeit verdrängen. Denn deren ganze Macht besteht einzig und allein in der freiwilligen oder erzwungenen Kooperation des Volkes. Hunderttausend Europäer können nicht einmal ein Siebentel unserer Dörfer mit je einem Mann besetzen. Es dürfte aber schwer sein für einen einzelnen, auch wenn er tatsächlich zugegen wäre, seinen Willen vier-

hundert Männern und Frauen — der durchschnittlichen Bevölkerung der indischen Dörfer — aufzuzwingen.

Wir stehen also vor der Aufgabe, unsern Willen dem Willen der Regierung entgegenzusetzen, mit andern Worten, der Regierung unsere Mitarbeit zu entziehen. Wenn wir auf dieses Ziel hin zusammenhalten, muß die Regierung unserm Willen gehorchen oder abdanken. Immer wieder nützt die Regierung die trennenden Faktoren aus, um ihre Macht zu festigen. Wenn wir gewalttätig sind, greift sie zum Terrorismus. Wenn wir uneinig sind, greift sie zur Bestechung. Wenn wir einig sind, greift sie zur Schmeichelei und Versöhnlichkeit. Wenn wir uns beklagen, führt sie die, die am lautesten schreien, in Versuchung. Nichts sonst brauchen wir also zu tun, als non-violent und einig zu bleiben und uns für Bestechungen und Schmeicheleien unzugänglich zu zeigen.

Gewiß braucht es keiner großen erzieherischen Anstrengungen, so etwas in einem Volke durchzuführen, das gebildet und intelligent ist. Es ist nicht schwer, ihm ein gemeinsames Ziel und eine Möglichkeit gegenseitiger Aussprache zu weisen, die es zu verstehen und zu würdigen imstande ist. Das erfordert aber nicht Reden, sondern Handeln und Organisieren. Ich möchte darum vorschlagen, unsere ganze Anstrengung darauf zu richten, bis zum 30. Juni mindestens zehn Millionen Mitglieder der Kongreß-Organisation zu werben und genaue Listen anzulegen. Die Eintragung kann erst dann als wirklich vollzogen betrachtet werden, wenn die vier Annas bezahlt sind und wenn das Progamm angenommen ist. Wir müssen uns vornehmen, jedes erwachsene Glied jeder Familie zu gewinnen. Wir sollten unsern Stolz darein setzen, ebensoviele Frauen als Männer einzuschreiben.

Wir sollten alle Mohammedaner aufnehmen, Angehörige aller Kasten, alle Handwerker und alle Pariahs, die sich überzeugen lassen. Es wird dann das allerdemokratischeste Stimmregister werden, das in der Welt zu finden ist. Wenn meine Vorschläge annehmbar sind, müssen wir bis zum 30. Juni unsere Anstrengungen darauf konzentrieren:

1. zehn Millionen Rupien für den Tilak-Swaraj-Fonds und

2. zehn Millionen Mitglieder für die Kongreß-Liga zu sammeln,

3. das Spinnrad in mindestens zwei Millionen Häusern einzuführen.

Um zehn Millionen Mitglieder eintragen zu können, müssen wir wohl zwei Millionen Familien bearbeiten, wenn wir fünf Mitglieder in jeder Familie annehmen. Und sicher wird es den Mitarbeitern dann gelingen in jeder dieser Kongreß-Familien ein Spinnrad unterzubringen. Zweiundeinhalb Millionen Spinnräder in einundzwanzig Provinzen — das sollte kein unerreichbares Ziel sein.

Wir wollen unsere Kräfte nicht dadurch vergeuden, daß wir allzuviele unserer nationalen Probleme gleichzeitig zu lösen versuchen. Ein Patient, der zu viel Medizinen auf einmal probiert, stirbt. Ein Arzt, der an seinen Kranken mit einer Kombination von Heilmitteln herumexperimentiert, verliert seinen guten Ruf und gilt für einen Quacksalber. Reinheit in der Arbeit ist ebenso wichtig wie Reinheit im Leben. Alle Ausschweifung ist vom Übel. Bis jetzt haben wir jeder an seinem Ende gezogen und dadurch die nationale Volkskraft in der sinnlosesten Weise vertan. Indessen sollte es möglich sein, im Laufe dieses Jahres die fremden Stoffe zu boy-

kottieren. Es sollte ernsthaften Mitarbeitern leicht fallen, eine arbeitsfähige Organisation für den Kongreß in Gang zu bringen. Die Sammlung von zehn Millionen Rupien nach wohlvorbereitetem Plane aber wird mit einemmal Vertrauen schaffen und einen greifbaren Beweis von unserm Ernst und unserer Entschlossenheit bilden.

Dieses Programm bedeutet indessen nicht, daß die Arbeit auf den übrigen Gebieten der Non-Kooperation einzustellen sei. Sie geht weiter. Die Trunksucht und die Unberührbarkeit müssen verschwinden. Die Bewegung zugunsten einer einheimischen Erziehung geht stetig vorwärts. Die nationalen Bildungsanstalten, die eröffnet worden, werden sich bei wirksamer Leitung durchsetzen und Schüler anziehen, die heute noch unschlüssig sind. Die Anwälte, die ihrem Bildungsgang gemäß immer eine vorsichtige und berechnende Menschenklasse sind, werden sich dem übrigen Lande anschließen, wenn sie sehen, daß die Bewegung in ständigem Zunehmen begriffen ist. Der Boykott der Gerichte durch das Publikum macht gute Fortschritte. Diese Punkte unserer Bewegung erfordern gegenwärtig keine besondern Anstrengungen. Sie wenden sich an einzelne Klassen. Aber die drei Punkte, die ich hervorgehoben, sind wichtig: sie müssen nun durchgeführt werden, und wenn das nicht gelingt, hat unsere Bewegung, soweit sie Massenbewegung sein soll, Schiffbruch erlitten.

30. März 1921



Indische Fragen

Die nationale Flagge

Eine Flagge ist eine Notwendigkeit für alle Völker. Millionen sind für ihre Flagge gestorben. Es ist ohne Zweifel eine Art der Bilderanbetung, und es wäre eine Sünde, sie zu beseitigen. Denn eine Flagge vertritt ein Ideal. Die Entfaltung des Union Jack weckt in der Brust des Engländers Gefühle, deren Stärke nur schwer zu ermessen sein dürfte. Die „Stars and Stripes“ bedeuten für den Amerikaner eine Welt. Der „Stern und der Halbmond“ werden den Mohammedaner zur größten Tapferkeit bewegen.

Auch für uns Inder — Hindu, Mohammedaner, Christen, Juden, Parsen und alle, die wir in Indien unsere Heimat lieben — wird es nötig, eine gemeinsame Flagge zu bestimmen, für die wir leben und sterben können*).

Mr. P. Venkayya von der Nationalen Schule in Masulipatam hat vor einigen Jahren der Öffentlichkeit ein anregendes Büchlein vorgelegt, in dem er die Flaggen anderer Nationen beschrieben und Vorschläge gemacht für die Gestaltung der indischen Flagge. Wenn ich nun auch stets den hartnäckigen Eifer bewundert, mit dem Mr. Venkayya bei jeder Sitzung des Kongresses während der

---

*) Natürlich blieb der Vorschlag Gandhis nicht unbestritten. Insbesondere verlangten die Sikhs leidenschaftlich, daß neben den drei Farben, Rot, Grün, Weiß, auch ihre Farbe — Schwarz — in der Flagge vertreten sei. Gandhi betonte diesem Begehren gegenüber, daß die Farben der Hindu (Rot) und Mohammedaner (Grün) als ein Symbol der Einigung der Hindu und Mohammedaner, die einander so lange befeindet, in die Flagge aufgenommen worden seien, während die Sikhs sich ja immer mit den Hindu in Übereinstimmung und Frieden befunden hätten. Wie die Sikhs könnten auch alle anderen Stämme und Religionen Indiens ihre Farben in der Flagge haben wollen.

letzten vier Jahre für die nationale Flagge eingetreten, konnte er mich doch nie für seinen Vorschlag begeistern. Und in seinen Zeichnungen fand ich nichts, das die Nation in ihren Tiefen aufzurühren vermöchte. Es war einem Pandschabiten vorbehalten, eine Anregung zu machen, die mit einem Male die Aufmerksamkeit auf sich zog. Lala Hansraj von Jullunder war es, der in einer Besprechung über die Möglichkeiten des Spinnrades die Anregung machte, das Spinnrad in die Swaraj-Flagge aufzunehmen. Ich konnte nicht anders, als diese originelle Anregung bewundern. In Bezwada ersuchte ich dann Mr. Venkayya mir einen Entwurf für die Flagge zu machen, die auf einem roten (Farbe der Hindu) und grünen (Farbe der Mohammedaner) Hintergrund das Spinnrad zeigt. Dank seiner Begeisterung war ich schon drei Stunden nachher im Besitz einer nationalen Flagge. Aber es war schon ein wenig spät, um sie noch dem Ausschuß des allindischen Kongresses vorzulegen. Ich bin froh, daß dem so war. Nach reiflicher Überlegung fand ich, daß der Hintergrund auch die übrigen Religionen vertreten sollte. Die hindu-mohammedanische Einigung ist kein ausschließender Begriff, er ist im Gegenteil ein umfassender Begriff, ein Symbol der Einigung aller Bekenntnisse*), die in Indien zu finden sind. Wenn die Hindu und die Mohammedaner sich gegenseitig dulden, sind sie

*) Gandhi verwendet den Ausdruck hindu-mohammedanische Einigung immer in seinem weitesten Sinn und versteht darunter die Einigung auch aller übrigen Glaubensbekenntnisse. Es war ihm z. B. eine ganz besondere Freude, daß sich auch die eingeborenen Christen an der Non-Kooperationsbewegung beteiligten und alle Beweise solchen Zutrauens der Christen zur Sache der indischen Nationalisten bewegten ihn im Innersten. In *Young India* vom 22. September 1921 findet sich folgende Stelle aus dem Brief eines Christen und Gandhis Erklärungen dazu:

beide verpflichtet, auch alle übrigen Glaubensbekenntnisse zu dulden. Die Einigung bedeutet nicht eine Bedrohung der übrigen Glaubensbekenntnisse Indiens oder der Welt. So schlage ich denn vor, daß der Hindergrund weiß und grün und rot sein solle. Der weiße Teil soll alle übrigen Glaubensbekenntnisse vertreten. Die zahlenmäßig

---

„Obgleich wir christliche Studenten sind, erkennen wir doch in Ihnen unsern nationalen Führer und möchten gern von Ihnen hören, was Indien erstrebt und worin sein geistiges Erbe besteht. Würden Sie mir ferner sagen, wie Sie sich zum europäischen Christentum, zu der Kirche, dem Gottesdienst und der Geistlichkeit stellen?"

Der Briefschreiber hat mich überfragt. Indessen freut es mich, daß die indischen Christen ein stetig wachsendes Interesse an der nationalen Bewegung bekunden. Ich weiß, daß Hunderte von armen Christen nach bestem Vermögen zum Tilak Swaraj Fonds beigesteuert haben. Ich weiß, daß mehrere gebildete Christen ihre großen Talente dem nationalen Werk zur Verfügung stellen. Ich möchte deshalb den Fragesteller befriedigen, aber nicht so, wie er vielleicht erwartet, sondern nur so, wie es mir möglich ist.

Indien wird in der nächsten Zukunft für völlige Duldung aller Religionen eintreten. Sein geistiges Erbe heißt einfaches Leben und weites Denken. Ich halte dafür, daß das europäische Christentum eine Verleugnung des Christentums Jesu bedeutet. Ich kann nicht glauben, daß Jesus, wenn er in unserer Mitte erschiene, die heutigen christlichen Kirchen, den Gottesdienst und die Geistlichkeit anerkennen würde. Wenn die indischen Christen sich nur an die Bergpredigt halten wollten, die nicht nur an die Jünger erging, sondern an eine ganze schmerzvoll bewegte Welt, würden sie nicht mehr fehlgehen und würden finden, daß keine Religion falsch ist, daß sie sich alle, wenn sie gemäß ihren Verkündigungen und in der Furcht Gottes leben würden, nicht mit Fragen der Organisation, des Gottesdienstes und der Geistlichkeit abquälen müßten. Die Pharisäer hatten all das, aber Jesus wollte nichts davon wissen, weil jene ihr Amt als einen Deckmantel für Heuchelei und Schlimmeres benützten. Kooperation mit Gott und Non-Kooperation mit dem Bösen — das sind die beiden Dinge, die wir für ein gutes und reines Leben brauchen, ob es nun hinduistisch oder christlich oder mohammedanisch genannt werde.

Schwächsten stehen an erster Stelle, die Farbe des Islams kommt an zweiter, die rote Farbe der Hindu an letzter Stelle, als Verkörperung des Gedankens, daß der Stärkste dem Schwächsten ein Beschützer sein solle. Überdies bedeutet die weiße Farbe Reinheit und Frieden. Unsere nationale Flagge muß das bedeuten oder nichts. Und um die Gleichheit aller unter uns, der geringsten und der besten, hervorzuheben, wird jeder der drei Farben gleich viel Platz eingeräumt.

Aber Indien als Nation kann leben und sterben einzig und allein für das Spinnrad. Jede Frau könnte die merkwürdige Geschichte erzählen, wie es mit dem Verschwinden des Spinnrads um Indiens Glück und Gedeihen geschehen war. Die Frauen Indiens und die indischen Massen sind durch den Ruf zum Spinnrad wie noch nie zuvor erweckt worden. Die Massen erkennen in ihm einen Spender allen Lebens. Die Frauen betrachten es als einen Beschützer ihrer Reinheit. Noch jede Witwe, die ich getroffen, hat das Spinnrad als einen lieben Freund angenommen, den sie vergessen gehabt. Einzig dessen Wiedereinführung kann den Hunger der Millionen stillen. Keine Pläne für eine industrielle Entwicklung des Landes können das Problem lösen, das in der zunehmenden Verarmung der indischen Landwirtschaft besteht, die eine ungeheure Fläche von 1900 Meilen Länge und 1500 Meilen Breite besiedelt. Indien ist nicht eine kleine Insel, Indien ist ein großer Weltteil, der sich nicht wie England gänzlich auf die Industrie umstellen kann. Und wir müssen uns entschlossen erheben gegen jede Ausbeutungsabsicht in der Welt. Unsere ganze Hoffnung muß sich darauf verdichten, die vergeudeten Stunden im Leben des Volkes nutzbringend anzuwenden und den Reichtum des Landes dadurch zu vergrößern, daß wir

in unsern Hütten Baumwolle zu Kleidern verarbeiten. Das Spinnrad ist deshalb eine ebenso große Notwendigkeit für unser Leben wie Luft und Wasser.

Dazu kommt, daß die Mohammedaner es ebenso hoch halten wie die Hindu. Ja, die Mohammedaner greifen sogar noch bereitwilliger dazu als die Hindu. Denn die mohammedanische Frau ist *purdanashin* [73]) und nun wird es ihr möglich, die bescheidenen Einkünfte, die der Mann der Familie verschaffen kann, um ein weniges zu vermehren. Das Spinnrad ist deshalb sowohl der natürlichste als auch der wichtigste allgemein zugängliche Faktor des nationalen Lebens. Durch das Spinnrad sagen wir der Welt, daß wir entschlossen sind, uns von ihr gänzlich unabhängig zu machen, was die Bekleidung und die Nahrung anbelangt. Diejenigen, die wie ich denken, werden sich also beeilen, das Spinnrad bei sich einzuführen und eine nationale Flagge zu besitzen, wie ich sie vorgeschlagen habe.

Es ist selbstverständlich, daß die Flagge aus *Khaddar* hergestellt werden muß, denn einzig und allein durch das grobe Tuch können wir Indien in bezug auf die Stoffe von fremden Märkten unabhängig machen. Ich möchte alle religiösen Gemeinschaften, soweit sie mit mir übereinstimmen, ersuchen, in jede ihrer religiösen Flaggen, wie z. B. in die Kalifatflagge, in der linken obern Ecke eine kleine nationale Flagge zu weben. Die Flagge sollte in der Regel so groß sein, daß sie die Zeichnung eines Spinnrades in natürlicher Größe aufnehmen kann.

13. April 1921

Nebel

So oft ich mich von meinen Freunden mißverstanden finde, rufe ich mir die Verse eines bekannten Liedes zu: „Wir werden einander besser kennen, sobald die Nebel sich verzogen". Eben erhalte ich von einem Freunde den „Servant of India" vom 14. dieses Monats mit Bemerkungen zur Non-Kooperation. Es ist eine äußerst undankbare Aufgabe, Beschlüsse und Beweggründe zu erklären. Das Jahr wird bald vorüber sein und unsere Taten werden besser als Worte die Bedeutung der Non-Kooperation dartun.

Für mich ist die Non-Kooperation nicht aufgehoben und wird nie aufgehoben werden, solange sich die Regierung nicht gereinigt von den Verbrechen an Indien, an den Mohammedanern und den Pandschabiten, und solange das System nicht in einer Weise geändert, daß es dem Willen der Nation entspricht. Gewiß war es nötig, die falschen Vorstellungen über Titel, Gerichte, Schulen und konstitutionelle Räte abzutun. Ich meine, daß im ganzen genommen, die Nationalisten in edler Weise den betreffenden Forderungen entsprochen. Keiner unter ihnen besitzt einen Titel. Keinem jener nationalistischen Anwälte, die ihre Praxis nicht aufgegeben, hat die Non-Kooperation ein Amt anvertraut. Aus den Volksschulen und höheren Schulen sind Knaben und Mädchen zu uns gekommen, die durch das Opfer, das sie gebracht, die Hoffnung erwecken, daß sie sich in der Stunde der Prüfung bewähren werden. Diejenigen, die sich geweigert, den Räten anzugehören, haben — wie jedermann sehen kann — der Sache einen Dienst geleistet, den sie in den Sitzungen der Räte nicht hätten leisten können. Die wenigen, die ihre Titel aufgegeben, haben den andern

den Weg gezeigt. Sie alle wirken als Sauerteig unter der Bevölkerung. Unter diesen besondern Klassen bedarf es nun keiner großen Propaganda durch Worte mehr. Das Vorgehen und der Charakter derer, die auf Titel, Schulen, Gerichte und Räte verzichtet, bilden eine Propaganda, die stärker wirkt als alle Reden. Die nationalen Schulen vermehren sich. Noch immer verlassen Knaben Schulen und Gymnasien. Die Statistiken der Regierung sind hoffnungslos falsch. Ich erinnere mich, ein Mitglied der Räte sagen gehört zu haben, daß nicht einmal 3000 Schüler die Erziehungsinstitutionen verlassen hätten. Dabei sind aber die Tausende nicht berücksichtigt, die die nationalen Schulen besuchen. Die Zahl der Anwälte, die ihre Praxis aufgeben, nimmt ständig zu. Sogar Titel werden immer noch zurückgegeben. Und sobald die Ängstlichen und Vorsichtigen einmal erkannt haben werden, daß die Bewegung von einer ernsthaften und religiösen Kraft getragen wird, die sich des Volkes für immer bemächtigt, werden auch sie verzichten.

Es sollte mich nicht überraschen, wenn sich die Geschichte der südafrikanischen Bewegung in Indien wiederholen würde. Es sollte mich vielmehr überraschen, wenn es anders wäre. Die Bewegung in Südafrika begann mit einer einmütigen Zustimmung. Als sie in ihre erste Phase trat, wurden die meisten wankend. Nur 150 waren bereit, sich einsperren zu lassen. Dann erfolgte die Abmachung mit der Regierung, der Wortbruch und das Neuaufleben der Bewegung. Nur wenige glaubten, daß dem Ruf rechtzeitig entsprochen werde. Und die letzte Phase begann mit bloß sechzehn Männern und Frauen, die die Gefangenschaft auf sich nahmen. Dann aber brach ein wahrhafter Sturm los. Die ganze indische Gemeinschaft erhob sich wie eine sich aufbäumende Woge. Ohne

Organisation, ohne daß sie dazu aufgefordert worden wären, suchten alle — nahezu 40000 — die Gefangenschaft. Gegen zehntausend wurden wirklich eingesperrt. Das weitere ist bekannt. Die Gemeinschaft erreichte alles, wofür sie während der langen Jahre gekämpft. Ein unblutiger Umsturz wurde erzielt, nachdem wir uns einer strengen Leidensübung unterzogen, die wir freiwillig auf uns genommen.

Ich weigere mich anzunehmen, daß Indien weniger leisten möchte. Ich erinnere an die Worte Lord Cannings, daß ein Wölklein, groß wie eines Mannes Hand, das an dem blauen und heitern Himmel Indiens erscheine, in jedem Augenblick eine Ausdehnung annehmen könne, die niemand erwarte, und keiner vermöge dann zu sagen, wann das Unwetter losbreche. Auch ich kann nicht sagen, wann Indien in seiner Gesamtheit antworten wird. Aber das kann ich sagen, daß die gebildeten Klassen, an die sich der Kongreß gewandt, eines Tages — und zwar noch im Laufe dieses Jahres — antworten werden in einer Weise, die der Nation würdig ist.

Aber ob das nun wirklich geschehe oder nicht — der Fortschritt der Nation kann nicht durch eine einzelne Person oder Klasse aufgehalten werden. Die ungebildeten Handwerker, die Frauen, die Männer der Straße beteiligen sich alle an der Bewegung. Der Appell an die gebildeten Klassen bahnte ihnen den Weg. Die Böcke müssen von den Schafen geschieden werden. Die gebildeten Klassen sind auf die Probe zu stellen. Der Anfang muß von ihnen und durch sie gemacht werden. Die Non-Kooperation ist bis jetzt, Gott sei dafür gedankt, ihrem natürlichen Laufe gefolgt.

Die Propaganda für Swadeshi in seiner eigentlichsten und ausschließlichsten Form mußte kommen und ist nun

ganz der Ordnung gemäß gekommen. Es war und bleibt ein Teil des Non-Kooperations-Programmes. Es ist, behaupte ich, der größte, der sicherste und zuverlässigste Teil. Es konnte nicht früher in seiner jetzigen Form aufgenommen werden. Das Land mußte den Weg zum Spinnrad erst klar vor sich sehen. Es mußte von den alten Vorurteilen und dem alten Aberglauben erlöst werden. Es mußte die Nutzlosigkeit des Boykottes bloß der englischen Waren oder auch *aller* fremden Waren einsehen lernen. Es mußte erkennen, daß es seine Freiheit verlor, wenn es Swadeshi in bezug auf die Stoffe aufgab, und daß es sie wiedergewinnen konnte durch handgesponnene und handgewobene Stoffe. Es mußte erkennen, daß es sein künstlerisches Gefühl und Talent verloren, da es in seiner Unschuld aufhörte, von Hand zu spinnen und zu weben. Es mußte erkennen, daß es nicht so sehr die Aufwendung für das Militär, als der Verlust dieser Hilfsindustrie war, was Indiens Lebenskraft untergraben und bewirkt, daß in diesem Lande immerfort Hungersnöte ausbrechen. Es mußten Männer aufstehen in jeder Provinz, die an das Spinnrad glaubten, und das Volk mußte die Schönheit und Nützlichkeit des *Khaddars* einsehen lernen.

All dies ist nun heute zur Tatsache geworden. Zehn Millionen Menschen und zehn Millionen Rupien braucht es nun, um das *Dharma*[74]) der Nation auferstehen zu lassen. Es handelt sich nicht bloß um einige *Charkhas*, es handelt sich vielmehr darum, in jedes der 60000000 Häuser ein Spinnrad zu bringen. Es handelt sich darum, sämtliche Kleider, deren Indien bedarf, herzustellen und zu verteilen. Dazu reichen zehn Millionen Rupien noch nicht. Wenn aber Indien vor dem 30. Juni zehn Millionen Rupien zusammensteuert und zehn Millionen Männer

und Frauen sammelt und dazu zwei Millionen *Charkhas* zur Arbeit in ebenso viele Häuser bringt, dann ist es so gut wie vorbereitet für Swaraj — denn diese Anstrengungen werden in der Nation als Ganzes alle jene Eigenschaften erweckt haben, die es braucht, um eine Nation gut, groß, selbständig zu machen. Wenn die Nation durch eine freiwillige Anstrengung den Boykott der fremden Kleider durchgeführt, wird sie für Swaraj reif sein. Dann werden — ich kann es versprechen — die mannigfachen Befestigungen der indischen Städte nicht länger eine unverschämte Bedrohung der indischen Freiheit bleiben, sondern zu Spielplätzen seiner Kinder werden. Dann werden die Beziehungen zwischen den Engländern und uns geläutert worden sein.

Dann wird auch Lancashire zum Einspruch keinen Grund mehr haben. Und die Engländer werden, sofern sie wollen, als Freunde und Gleichberechtigte in Indien bleiben mit dem einzigen Ziel: Indien in Wahrheit zu helfen und wohlzutun. Die Non-Kooperation ist eine Bewegung, die darauf abzielt, die Engländer einzuladen, ehrlich mit uns zusammen zu arbeiten, oder dann das Land zu verlassen. Sie ist eine Bewegung, die darauf abzielt, unsere Beziehungen auf einen guten Grund zu stellen, sie in einer Weise zu bestimmen, die sich mit der Achtung vor uns selber und mit unserer Würde verträgt.

Man nenne die Bewegung meinetwegen mit einem andern Namen. Man nenne sie „Swadeshi und Mäßigkeit". Man mache geltend, daß das, was die Zeit her geschehen, eine Verschleuderung von Kraft gewesen. Ich ersuche die Regierung und die Gemäßigten, sich mit der Nation zu vereinen in der Bemühung, das Handspinnen allgemein einzuführen und das Trinken zu einem Verbrechen zu

stempeln. Keine der beiden Parteien braucht sich über das Ergebnis dieser zwei Bestrebungen Gedanken zu machen. Man wird den Baum an seinen Früchten erkennen.

20. April 1921

Englische Erziehung

Von einem Freunde werde ich ersucht, meine Ansicht über den Wert der englischen Erziehung eingehend darzustellen und meine Rede am Strand von Cuttack zu erläutern. Ich habe den Bericht über die Rede nicht gelesen. Aber ich komme dem Wunsche des Freundes gern nach. Es ist meine wohlerwogene Ansicht, daß die englische Erziehung das englisch erzogene Indien entkräftet, daß sie die Nerven der Schüler und Studenten übermäßig angestrengt und daß sie uns zu Nachahmern gemacht hat. Die Ausschaltung der Landessprachen ist eins der traurigsten Kapitel der englischen Herrschaft. Ram Mohan Roy[31]) wäre ein größerer Reformator geworden und Lokamanya Tilak[75]) ein größerer Gelehrter, hätte nicht die Verpflichtung, englisch zu denken und ihre meisten Gedanken englisch auszusprechen, ihre Entwicklung erschwert. So groß ihr Einfluß auf das Volk immer war, er hätte noch größer sein können, wenn sie unter einem weniger unnatürlichen System herangewachsen wären. Zweifellos gewannen beide durch die Kenntnisse der reichen Schätze der englischen Literatur. Diese aber hätten ihnen auch durch ihre eigenen Sprachen erreichbar sein sollen. Kein Volk kann zur Nation werden, wenn es nicht eine Reihe von Übersetzern hervorbringt. Man braucht nur zu denken, was aus England geworden wäre, wenn es keine Übersetzung der Bibel besessen

hätte. Ich glaube, daß Chaitania, Kabir, Nanak, Guru Govindsing, Sivaji und Pratap größere Menschen gewesen als Ram Mohan Roy und Tilak. Ich weiß, daß Vergleiche häßlich sind. Alle sind gleich bedeutend, jeder in seiner Art.

Aber am Erfolg gemessen, ist der Einfluß von Ram Mohan Roy und von Tilak auf die Massen nicht so groß und nicht so weitreichend und anhaltend wie der der andern, die unter glücklicheren Umständen geboren und erzogen worden. An den Widerständen gemessen, die sie zu überwinden hatten, waren sie Riesen und beide hätten wohl Größeres erreicht, wäre nicht das System, nach dem sie erzogen worden, ein Hemmschuh gewesen. Es fällt mir schwer zu glauben, daß der Raja und Lokamanya ohne Kenntnis des Englischen nicht auf jene Gedanken gekommen wären, um derentwillen wir sie verehren. Von allen den verschiedenen Aberglauben, von denen Indien heimgesucht wird, ist keiner so schlimm wie der, daß es einer Kenntnis des Englischen bedürfe, um sich mit dem Gedanken der Freiheit zu erfüllen und um Bestimmtheit des Denkens zu erlangen. Man sollte sich stets dessen erinnern, daß das Land während der letzten fünfzig Jahre nur dieses eine Erziehungssystem zur Verfügung gehabt, und daß ihm ein einziges Ausdrucksmittel aufgezwungen worden. Wir können also nicht an einem Beispiel ersehen, was wir ohne die Erziehung durch die bestehenden Schulen und Gymnasien geworden wären. Das aber wissen wir, daß Indien heute ärmer ist als vor fünfzig Jahren, weniger imstande, sich zu verteidigen, und daß seine Kinder nicht mehr so kräftig sind. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dies herrührt von den Mängeln unseres Regierungssystems. Das System der Erziehung aber ist von allen diesen Mängeln der größte. Es war im Irrtum empfangen und

geboren, denn die englischen Gebieter glaubten aufrichtig, daß das einheimische System wertlos und unnütz sei. Es ist durch Sünde genährt worden, denn es wurde dazu ausersehen, den Körper, die Seele und den Geist Indiens zu verkrüppeln. 27. April 1921

Die unterdrückten Klassen

Gandhi leitete die Zusammenkunft der unterdrückten Klassen am 13. und 14. April 1921 in Ahmedabad. Es waren viele Herren und Frauen aus der Stadt zugegen, die Zahl der Unberührbaren aber war nicht so groß wie erwartet, da ein Gerücht umgegangen, daß die Regierung die Teilnehmer verhaften werde.

Gandhi bedauerte zum Eingang den geringen Besuch und sagte, daß Erscheinungen wie diese ihm den Rest des Glaubens benähmen, den er noch in Zusammenkünfte als einem wirksamen Mittel zu sozialen Reformen hege. Wenn er sich deshalb kürzer fasse, als die Teilnehmer vielleicht erwarten, so käme das nur daher, daß nun seine Ausführungen nicht alle die erreichen, die er gern damit erreicht hätte, aber nicht etwa daher, daß seine Begeisterung für die Sache schwächer geworden sei.

„Ich weiß nicht, wie ich diejenigen, die sich der Reform widersetzen, davon überzeugen soll, daß sie eine falsche Stellung eingenommen. Wie soll ich an sie gelangen, die jede Berührung mit Mitgliedern der unterdrückten Klassen als Besudelung betrachten, von der sie sich nur durch die vorgeschriebenen Waschungen reinigen können, und die deshalb das Weglassen dieser Waschungen als Sünde ansehen? Ich kann nichts als ihnen meine innersten Überzeugungen darlegen.

Ich betrachte die Unberührbarkeit als den größten Schandfleck des Hinduismus. Diese Einsicht gewann ich nicht erst durch die bitteren Erfahrungen während des südafrikanischen Kampfes. Sie kommt auch nicht daher, daß ich einmal ein Gottesleugner war. Und ebenso unrichtig ist es, daß ich, wie viele glauben, meine Ansichten aus dem Studium der christlichen Religion gewonnen. Diese Ansichten stammen noch aus einer Zeit, da ich weder die Bibel noch die spätere christliche Literatur kannte oder verehrte.

Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als mir diese Einsicht kam. Ein Kehrichtträger namens Uka, ein Unberührbarer, kam in unser Haus, um die Aborte zu reinigen. Mehr als einmal wollte ich meine Mutter fragen, warum es denn ein Unrecht sei, ihn zu berühren, und warum mir das verboten worden? Wenn ich Uka zufällig berührte, wurde mir befohlen, die Waschungen vorzunehmen, und wenn ich auch gehorchte, geschah es doch nicht, ohne daß ich lächelnd eingewendet hätte, die Unberührbarkeit sei nicht durch die Religion gebilligt, das könne gar nicht sein. Ich war ein sehr pflichteifriges und gehorsames Kind, aber ich hatte doch, soweit es sich mit der Ehrerbietung, die ich den Eltern entgegenbrachte, vertrug, oft Auseinandersetzungen mit ihnen über diesen Gegenstand. Ich sagte meiner Mutter, daß sie völlig im Unrecht sei, wenn sie es als Sünde betrachte, diesen Mann zu berühren.

Während der Schulzeit gab es sich oft, daß ich einen Unberührbaren berührte. Ich verheimlichte das meinen Eltern nicht und meine Mutter sagte mir, daß ich dadurch am schnellsten die entweihende Berührung aufheben könnte, daß ich irgendeinen Mohammedaner berührte, der eben vorübergehe. Ich befolgte das manch-

mal aus Liebe zu meiner Mutter, nie aber deshalb, weil es mir als religiöse Pflicht vorgekommen wäre. Nach einiger Zeit zogen wir nach Porpandar, wo mir zum erstenmal Sanskritschriften vorgelegt wurden. Ich ging noch nicht in eine englische Schule. Mein Bruder und ich wurden der Obhut eines Brahmanen übergeben, der uns das *Ramraksha* und *Vishnu Punjar*[76]) lehrte. Die Texte ‚*iale Vishnuh*' ‚*sthale Vishnuh*' (der Herr ist im Wasser, der Herr ist in der Erde) habe ich seither nie vergessen. Eine freundliche alte Frau wohnte in der Nähe. In jener Zeit war ich sehr furchtsam und immer wenn das Licht ausging und es dunkel wurde, erblickte ich Geister und Kobolde. Die alte Frau wollte mir die Furcht abgewöhnen und sagte mir, daß ich nur die Worte des *Ramraksha* vor mich hinzusagen brauche, so würden die bösen Geister fliehen. Ich tat so und wie ich meinte mit bestem Erfolg. Ich hätte damals nicht geglaubt, daß es im *Ramraksha* irgendwelche Stellen gebe, die die Berührung mit einem ‚Unberührbaren' als Sünde bezeichnen würden. Ich verstand seinen Sinn noch nicht oder doch nur sehr unvollkommen. Aber ich glaubte nimmer, daß das *Ramraksha*, das alle Furcht vor den bösen Geistern zerstören konnte, irgend etwas wie Furcht vor der Berührung der Unberührbaren lehren könnte.

Das *Ramayana*[77]) wurde in unserm Hause regelmäßig gelesen. Ein Brahmane namens Ladha Maharaj pflegte dies zu besorgen. Er war aussätzig und glaubte, daß die regelmäßige Lektüre des *Ramayana* ihn vom Aussatz befreien würde, und tatsächlich wurde er geheilt. „Wie kann das Ramayana", dachte ich für mich, „in dem erzählt wird, wie einer, der heute zu den Unberührbaren gerechnet würde, Rama über den Ganges in sein Boot trug, den Gedanken vertreten, daß irgendwelche menschliche We-

sen deshalb nicht berührt werden dürften, weil sie befleckte Seelen seien?" Die Tatsache, daß wir Gott als einen „Reiniger der Befleckten" bezeichnen, beweist, daß es Sünde ist, irgend jemand, der unter dem Hinduismus geboren, als befleckt und unberührbar anzusehen — ja, daß es teuflisch ist, dies zu tun. Ich habe seither nie aufgehört zu wiederholen, daß es eine große Sünde sei. Ich möchte nicht behaupten, daß sich das schon im Alter von zwölf Jahren in mir zur Überzeugung verdichtet, aber ich behaupte, daß ich schon damals die Unberührbarkeit als Sünde betrachtet habe. Ich erzähle diese Geschichte zuhanden der Vaishnavas[62]) und der orthodoxen Hindu.

Ich habe immer den Anspruch erhoben, ein Sanatani Hindu[23]) zu sein. Ich bin nicht ganz unerfahren in bezug auf die Schriften. Ich bin allerdings kein Sanskritkundiger. Ich habe die Veden und Upanishaden nur in Übersetzungen gelesen. Also kann mein Studium dieser Bücher nicht als wissenschaftliches Studium angesehen werden. Aber ich habe mich darein versenkt, wie es als Hindu meine Pflicht war, und ich darf sagen, daß ich ihren wahren Geist erfaßt. Mittlerweile war ich 21 Jahre alt geworden und hatte bereits auch andere Religionen kennen gelernt.

Es gab eine Zeit, da ich zwischen Hinduismus und Christentum schwankte. Als ich mein seelisches Gleichgewicht wieder gefunden, war mir deutlich bewußt, daß ich selber nur durch den Hinduismus erlöst werden könne, und mein Glaube an diese Religion wurde immer tiefer und erleuchteter.

Aber auch damals mußte ich mir sagen, daß die Unberührbarkeit kein Bestandteil des Hinduismus sein könne, oder wenn das doch der Fall, daß der Hinduismus nichts für mich sei.

Zugegeben, daß der Hinduismus die Unberührbarkeit nicht als Sünde ansieht. Ich wünsche nicht in eine Auseinandersetzung über die Auslegung der Shastras verwickelt zu werden. Es wäre für mich sehr schwer, meinen Standpunkt durch Zitate aus der Bhagavad Gita oder dem Manusmriti[78]) zu belegen. Aber ich glaube, den Geist des Hinduismus begriffen zu haben. Der Hinduismus hat gesündigt, indem er die Unberührbarkeit sanktionierte. Sie hat uns entwürdigt, sie hat uns zu Pariahs des Reiches gemacht. Auch die Mohammedaner wurden dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Und in Südafrika, Ostafrika und Kanada werden die Mohammedaner gleich wie die Hindu als Pariahs betrachtet. Dieses ganze Übel hat sich aus der Unberührbarkeit ergeben.

Ich möchte hier meine Ansicht in Erinnerung rufen: solange die Hindu wissentlich die Unberührbarkeit als Bestandteil ihrer Religion ansehen, solange die großen Massen der Hindu es als Sünde betrachten, einen Teil ihrer Brüder zu berühren, solange kann Swaraj nicht erreicht werden. Yudhishthira[79]) wäre nicht ohne seinen Hund in den Himmel gekommen. Wie können denn die Nachkommen dieses Yudhishthira erwarten, Swaraj zu erlangen ohne die Unberührbaren? Gibt es irgendein Verbrechen unter denen, die wir der Regierung zuschreiben, dessen wir uns nicht selber gegen unsere unberührbaren Brüder schuldig gemacht?

Wir sind schuldig, unsere Brüder unterdrückt zu haben. Wir zwingen sie, vor uns auf dem Bauche zu kriechen. Wir zwingen sie, das Gesicht an die Erde zu pressen. Mit wutsprühenden Augen werfen wir sie aus dem Eisenbahnwagen — hat die englische Herrschaft Schlimmeres getan als das? Welche Anklage, die wir gegen Dyer und O'Dwyer erheben, könnten nicht andere, ja sogar unser

eigen Volk gegen uns wenden? Wir müssen uns von dieser Befleckung reinigen. Es ist müßig, von Swaraj zu sprechen, solange wir die Schwachen und die Hilflosen nicht beschützen, solange es auch nur einem einzigen Swarajisten möglich ist, die Gefühle irgendeines Menschen zu verletzen. Swaraj bedeutet, daß auch nicht ein Hindu oder Mohammedaner auch nur für einen Augenblick ungestraft einen sanften Hindu oder Mohammedaner unterdrücken dürfe. Bis diese Bedingung erfüllt, würden wir Swaraj, auch wenn wir es gewännen, nicht lange bewahren können. Wir sind nicht besser als wilde Tiere, solange wir uns nicht gereinigt von den Sünden, die wir an unsern schwächern Brüdern begangen.

Aber ich habe mein Vertrauen noch nicht verloren. Auf meinen Wanderungen durch Indien habe ich erkannt, daß der Geist der Güte, den der Dichter Tulsidas mit so beredten Worten besingt, der den Eckstein der Jain- und Vaishnavareligionen bedeutet, der den eigentlichsten Gehalt der *Bhagavad Gita* ausmacht und mit dem jeder Vers dieses Buches gesättigt ist, daß der Geist der Güte, der Liebe, der Barmherzigkeit, langsam aber stetig an Boden gewinnt in den Herzen der Massen unseres Landes.

Immer noch hören wir von Streitigkeiten zwischen Hindu und Mohammedanern. Viele von ihnen machen sich kein Gewissen daraus, einander zuleid zu leben. Im großen und ganzen aber weiß ich, daß Güte und Barmherzigkeit zugenommen. Die Hindu und Mohammedaner fangen wieder an Gott zu fürchten. Wir haben uns befreit von dem Aberglauben an die Gerichte und die Regierungsschulen und leiden auch nicht mehr an vielen andern solcher abergläubischer Vorstellungen. Ich habe auch

erkannt, daß sie, die wir als ungebildet und unwissend betrachten, gerade diejenigen sind, die erzogen zu werden verdienen. Sie haben mehr an Kultur als wir, ihr Leben ist rechtlicher als das unsere. Wir brauchen uns nur ein wenig umzusehen nach der heutigen Geistesverfassung des Volkes, so werden wir erkennen, daß nach der landläufigen Auffassung Swaraj (Swa-Raj) gleichbedeutend ist mit *Ram Raj* — d. h. mit der Errichtung des Reiches der Gerechtigkeit auf Erden.

Wenn es euch einen Trost bedeuten kann, meine unberührbaren Brüder, möchte ich sagen, daß uns eure Sache nicht mehr so sehr zu beunruhigen braucht wie früher. Das will nicht heißen, daß ich von euch erwarte, ihr sollet von nun an den Hindu alles Vertrauen entgegenbringen. Wie könnten sie verlangen, daß ihr ihnen nicht mehr mißtraut, da sie euch solange ungerecht behandelt? Swami Vivekananda[57]) pflegte zu sagen, daß die Unberührbaren nicht erniedrigt seien, daß sie unterdrückt worden seien durch die Hindu, die durch diese Unterdrückung anderer sich selber unterdrückt.

Ich glaube es war in Nellore am 6. April. Ich traf mit den dortigen Unberührbaren zusammen, und ich betete an jenem Tag, wie ich heute gebetet. Ich wünsche das Moksha[80]) zu erlangen. Ich möchte nicht wieder geboren werden. Aber wenn ich wieder geboren werde, möchte ich als ein Unberührbarer geboren werden, damit ich alle Sorgen und Leiden dieser Menschen und alle Beleidigungen, die man ihnen zufügt, teilen und dann versuchen könnte, mich selber und sie aus dieser elenden Lage zu befreien. Ich betete also, daß ich, falls es mir bestimmt, wieder geboren zu werden, nicht als ein Brahmane, Kshattrya, Vaishya oder Shudra wieder geboren werden möchte, sondern als ein Atishudra[81]).

Der heutige Tag, der 13., ist heiliger als der 6. Er ist geheiligt durch die Erinnerung an die Niedermetzelung von Tausenden von Unschuldigen. Und deshalb betete ich heute auch darum, daß ich — wenn ich sterben sollte, ohne daß eine meiner Bestrebungen zum Ziele geführt, ohne daß mein Dienen an den Unberührbaren vollendet, ohne daß also mein Hinduismus vollkommen — wieder geboren werden möchte unter den Unberührbaren, um meinen Hinduismus zu vollenden.

Ich kehre und putze gern. In meinem Ashram besorgt ein achtzehnjähriger Brahmane diese Arbeit, um die Kehrer des Ashrams Reinlichkeit zu lehren. Der Jüngling gehört nicht zu den Reformern. Er wurde unter den Orthodoxen geboren und auferzogen. Er liest täglich in der Gita und vollzieht getreulich sein Sandhyavadana[82]). Er macht beim Hersagen der Sanskritstrophen weniger Fehler als ich. Wenn er vorbetet, wird man durch die sanfte und süße Melodie seiner Worte zur Liebe bewegt. Gleichwohl fühlte er, daß seine Erziehung nicht vollendet, solange er nicht auch ein vollkommener „Kehrer“ geworden, und daß er mit gutem Beispiel vorangehen müsse, wenn er wolle, daß die Kehrer des Ashram ihre Arbeit richtig ausführen.

Ihr solltet euch dessen bewußt werden, daß ihr die hinduistische Gesellschaft reinigt. Ihr müßt deshalb euer eigenes Leben reinlich gestalten. Ihr solltet euch der Reinlichkeit befleißigen, damit niemand mit dem Finger auf euch zeige. Verwendet Asche oder Erde, wenn ihr euch keine Seife leisten könnt. Einzelne unter euch sind dem Trunk oder dem Spiel ergeben. Davon müßt ihr lassen. Ihr werdet auf die Brahmanen hinweisen und sagen, daß auch sie diesem Laster ergeben sind. Sie aber werden nicht wie ihr als befleckt angesehen. Ihr sollt

nicht verlangen, daß euch die Hindu aus Gunst und Gnade befreien. Die Hindu sollten das — sofern es ihr Wunsch — in ihrem eigenen Interesse tun. Ihr sollt sie deshalb durch eure Reinheit und Reinlichkeit beschämen. Ich glaube, daß wir uns im Verlaufe der nächsten fünf Monate läutern werden. Wenn sich meine Erwartungen nicht erfüllen, werde ich annehmen, daß ich mich verrechnet, obschon die Voraussetzungen vollkommen richtig waren. Und gerne will ich wieder eingestehen, daß ich in meiner Rechnung einen Fehler gemacht.

Ihr wollt Hindu sein. Ihr lest die Bhagavad-Gita. Ihr müßt also begreifen, daß es nicht an der Hindureligion liegt, wenn euch die Hindu bedrücken, sondern an denen, die sich zu dieser Religion bekennen.

Wenn ihr eure Lage zu verbessern wünscht, wenn ihr Swaraj zu erlangen wünscht, müßt ihr Zutrauen gewinnen zu euch selber. In Bombay wurde mir gesagt, daß einzelne von euch gegen die Non-Kooperation seien und glauben, daß die Rettung nur von der englischen Regierung kommen könne. Ich möchte euch sagen, daß ihr nie imstande sein werdet, Wiedergutmachung zu erlangen, wenn ihr die Hindureligion ausschaltet und euch um die Gunst eines Dritten bewerbt. Eure Befreiung liegt in euern Händen.

Ich habe Beziehungen zu den Unberührbaren im ganzen Land. Und ich habe bemerkt, daß sie über ungeheure Möglichkeiten verfügen, von denen sie selber keine Ahnung haben und die auch die übrigen Hindu nicht bemerken. Ihr Geist ist von jungfräulicher Reinheit. Ich möchte euch bitten, spinnen und weben zu lernen, und wenn ihr das als Beruf ausübt, werdet ihr euern Hütten die Armut fernhalten. Was nun eure Haltung gegenüber den Banghis[83]) anbelangt, möchte ich wiederholen, was ich

in Godhra gesagt habe. Ich kann nicht begreifen, warum ihr selber die Unterscheidung zwischen Banghis und Dheds[84]) aufrechterhaltet. Es ist kein Unterschied zwischen ihnen. Auch in normalen Zeiten ist ihre Beschäftigung ebenso ehrenhaft wie die der Anwälte oder der Beamten der Regierung.

Ihr sollt von nun an auf die Überbleibsel der Tische verzichten, so säuberlich sie euch auch dargeboten werden mögen. Nehmt nur Getreide an, gutes, gesundes Getreide, nicht verfaultes Getreide, und auch das nur, wenn es euch freundlich angeboten wird. Wenn ihr all das tut, was ich nun von euch gefordert, werdet ihr eure Freiheit erlangen, nicht etwa in vier oder fünf Monaten, sondern in ebensoviel Tagen.

Die Hindu sind nicht sündhaft von Natur. Sie sind in Unwissenheit versunken. Die Unberührbarkeit muß noch in diesem Jahr verschwinden. Zwei Wünsche sind mir in Fleisch und Blut übergegangen: der Wunsch nach Befreiung der Unberührbaren und der Wunsch nach der Beschützung der Kuh*). Sobald diese beiden Wünsche in Erfüllung gehen, ist Swaraj erreicht, und in Swaraj liegt meine Erlösung. Gott möge euch Kraft verleihen, eure Erlösung zu erlangen."

27. April 1921

Anhang

Die Panchamas[58]). Nirgends sonst wird der „Unberührbare" so grausam behandelt wie in der Präsidentschaft Madras. Schon sein bloßer Schatten besudelt den Brahmanen. Durch eine Brahmanenstraße darf er überhaupt nicht gehen. Die Nicht-Brahmanen behandeln ihn auch nicht besser. Und zwischen beiden wird der Panchama, wie er in dieser Gegend genannt wird, zerrieben. Und doch ist Madras ein

*) vgl. die Aufsätze: *Hindu, seid duldsam!* S. 283, und *Der Hinduismus*, S. 345.

Land der mächtigen Tempel und der religiösen Hingabe. Die Leute mit ihren großen *Tilak*-Zeichen[85]), ihren langen Locken und ihren entblößten und reinlichen Körpern sehen aus wie Rishis. Doch scheint sich ihre Religiosität in solchen Äußerlichkeiten zu erschöpfen. Es fällt sehr schwer, diesen Dyerismus gegen die fleißigsten und nützlichsten Bürger zu begreifen in einem Land, das den *Shankara* und den *Ramanuja*[86]) hervorgebracht. Aber trotz der teuflischen Behandlung unseres eigenen Fleisches in diesemTeile Indiens bewahre ich meinen Glauben an das Volk des Südens. Ich habe den Leuten dort an all den gewaltigen Versammlungen mit deutlichen Worten gesagt, daß es kein Swaraj geben könne, wenn nicht dieser Fluch überwunden werde.

Wenn wir in nahezu der ganzen Welt, habe ich ihnen gesagt, als sozial Aussätzige behandelt werden, so kommt dies daher, daß wir selber ein Fünftel unserer eigenen Rasse als solche behandelt haben. Die Non-Kooperation ist ein Aufruf zur Sinnesänderung, der nicht nur an die Engländer, sondern auch an uns selber ergeht. Ja, ich erwarte, daß sich der Umschwung zuerst in uns vollziehe und dann folgerichtig auch in den Engländern. Ein Volk, das in einem einzigen Jahr einen Fluch überwinden könnte, unter dem es ein ganzes Zeitalter gelitten, ein Volk, das die Trunksucht ablegen könnte, wie man die Kleider ablegt, ein Volk, das zu seinem ursprünglichen Handwerk zurückkehren und von einem Tag auf den andern seine freien Stunden so anwenden könnte, daß im Laufe eines einzigen Jahres Stoffe im Werte von 600 000 000 Rupien hergestellt würden, ein solches Volk wäre ein wahrhaft gewandeltes Volk. Seine Wandlung müßte die ganze Welt beeinflussen und auch für den Spötter zum überzeugenden Beweis vom Dasein Gottes und seiner Gnade werden. Und so darf ich sagen, daß keine Macht der Erde Indien das Recht zum Swaraj bestreiten kann, sobald es sich in dieser Weise wandelt. Ungeachtet all der Wolken, die sich am Horizont Indiens sammeln, wage ich zu prophezeien, daß in dem Augenblick, da es die Behandlung seiner „Unberührbaren" bereut und die fremden Stoffe boykottiert, Indien als eine freie und tapfere Nation begrüßt werden wird von den gleichen englischen Beamten, die heute ihre Herzen verhärtet zu haben scheinen. Und weil ich glaube, daß es den Hindu bei gutem Willen möglich ist, die sogenannten Panchamas zu befreien und ihnen die gleichen Rechte zu verleihen, die sie für sich selber beanspruchen, und weil ich glaube, daß es Indien möglich ist, alle Stoffe herzustellen, die es braucht, wie es alle Nahrung kocht, die es ißt, so glaube ich auch, daß Swaraj noch in diesem Jahre erreicht werden kann. Die Wandlung indessen kann nicht bewirkt werden durch irgendeine ausgeklügelte mechanische Aktion. Sie kann sich aber vollziehen, wenn Gott in seiner Gnade mit uns ist.

Wer könnte leugnen, daß Gott im Herzen eines jeden von uns eine wundervolle Wandlung bewirkt? Jedenfalls ist es Pflicht jedes Kongreß-Mitarbeiters sich überall mit den unberührbaren Brüdern zu befreunden und den Nicht-Hindu-Hindu klarzumachen, daß der Hinduismus der Veden, der Upanishaden, der Hinduismus der Bhagavad-Gita und des Shankara und Ramanuja keine Aufforderung enthält, auch nur ein einziges menschliches Wesen, ob es noch so tief gesunken, als unberührbar zu behandeln. Jedes Mitglied des Kongresses aber möge den Orthodoxen in möglichst freundlicher Weise klarmachen, daß der „bar sinister"[87]) eine eigentliche Verleugnung von Ahimsa ist.

29. September 1921

Das Verschwinden der Unberührbarkeit

Die Reise durch das Gudscherat gewährte mir viel Erfreuliches. Nichts aber beglückte mich so sehr wie die Art und Weise, in der die „Unterdrückten" von den übrigen Hindu aufgenommen wurden. Überall haben die Zuhörer meine Ausführungen in dieser Sache ohne jede Empfindlichkeit entgegengenommen. In Kalol hatte ich zu einer Versammlung von „Unberührbaren" zu sprechen. Ich ersuchte die Mahajans[88]) mir zu gestatten, diese Versammlung in dem Zelt abzuhalten, das für die allgemeine Versammlung errichtet worden war. Nach einigem Zögern willigten sie ein. Ich mußte diese „Ausgestoßenen" aus ihren Quartieren herbeiholen. Ihre Wohnstätten waren indessen allzuweit vom Pandal[52]) entfernt, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, dahin zu kommen. Und es war für mich eine Freude zu sehen, wie die zahlreichen orthodoxen Hindu, die mich begleiteten, sich ohne Scheu unter die Scharen der Männer und Frauen mischten, die mir aus den Quartieren der Pariah folgten. Die größte Genugtuung aber wurde mir in Shisodra, einem Dorf in der Nähe von Navsari zuteil, als die zahlreichen Dheds[84]), die sich in einiger Entfernung von der großen Versamm-

lung aufhielten, in deren Mitte ich sprach, ausdrücklich aufgefordert wurden, den Platz zu betreten, der für die bessern Kreise des Dorfes bestimmt war. Niemand protestierte und niemand entfernte sich, als sie dann den Platz betraten. Fast alle Leute aus dem Dorfe waren zugegen. Auch aus den umgebenden Dörfern waren sie herbeigeeilt. Diese freiwillige und feierliche Aufnahme von mehreren hundert Männern und Frauen der Klasse der Unberührbaren durch eine solche Versammlung ist für mich ein sicheres Zeichen für den rein religiösen Charakter dieser Bewegung. Um Gewißheit zu erlangen, forderte Mr. Vallabhai Patel diejenigen, die dieses Vorgehen billigten, auf, die Hände zu erheben, und sogleich stieg ein ganzer Wald von Händen empor. Der Versuch wurde in Bardoli wiederholt bei einer ebenso großen Teilnehmermenge und mit gleich gutem Erfolg. Kein Zweifel: die Unberührbarkeit verschwindet, und mit diesem Verschwinden wird der Weg zum Swaraj sicher und leicht.

27. April 1921

Die hindu-mohammedanische Einigung

Daß der Ausdruck: Einigkeit macht stark, nicht nur eine leere Formel, sondern eine Lebenswahrheit ist, wird durch nichts anderes so klar verdeutlicht wie durch das Problem der hindu-mohammedanischen Einigung. Getrennt müssen wir untergehen. Jede dritte Macht kann Indien leicht verknechten, solange wir Hindu und Mohammedaner bereit, einander den Hals abzuschneiden. Die hindu-mohammedanische Einigung bedeutet nicht nur die Einigung zwischen Hindu und Mohammedanern, sondern die Einigung zwischen all denen, die in Indien

ihr Heimatland verehren, gleichgültig zu welcher Religion sie gehören.

Ich weiß wohl, daß diese Einigung noch nicht so stark geworden ist, daß sie jeder Belastung gewachsen wäre. Sie ist eine Pflanze, die jeden Tag wächst, aber nun in ihrer zarten Kindheit ganz besonderer Pflege und Sorgfalt bedarf. Das wurde mir in Nellore klar, als das Problem in konkreter Gestalt vor mich hintrat. Die Beziehungen zwischen den Hindu und Mohammedanern waren nicht besonders erfreulich. Es sind noch nicht zwei Jahre her, daß sie über etwas stritten, was mir nun als sehr geringfügige Sache erscheint. Es handelte sich um die alte Geschichte, daß die Hindu Musik machen, wenn sie an einer Moschee vorbeigehen. Ich meine, wir sollten nicht jede Kleinigkeit zu einer großen religiösen Angelegenheit aufbauschen. Drum sollten die Hindu auch nicht darauf beharren, musizieren zu wollen, wenn sie an einer Moschee vorübergehen. Sie sollten sich dafür nicht auf frühere Fälle berufen. Es ist für sie keine Sache von entscheidender Wichtigkeit, Musik zu machen, während sie an der Moschee vorübergehen. Der Wunsch der Mohammedaner, die Moschee während des ganzen Tages von feierlicher Stille umgeben zu wissen, ist leicht begreiflich. Was für einen Hindu unwesentlich, mag einem Mohammedaner sehr wesentlich sein. Und in allen Dingen, die für ihn unwesentlich, soll der Hindu auf Verlangen nachgeben. Es ist töricht, ja verbrecherisch, über Kleinigkeiten zu streiten. Die Einigung, die wir erstreben, wird nur dann von Dauer sein, wenn wir gegeneinander gütig und nachsichtig sind. Die Kuh ist dem Hindu teuer wie sein Leben. Der Mohammedaner sollte sich deshalb dem Hindu willig anpassen. Stille während des Gebetes ist für den Mohammedaner von größtem Wert. Jeder

Hindu sollte die Gefühle seines mohammedanischen Bruders willig achten. Das ist allerdings eine Anweisung zur Vollkommenheit. Es gibt unangenehme Hindu und Mohammedaner, die wegen eines Nichts Streit anzufangen bereit sind. Für diese müssen wir Panchayats[89]) schaffen von vorwurfsfreier Redlichkeit und von unerschütterlicher Ruhe, deren Urteile für beide Teile verpflichtend sind. Die öffentliche Meinung sollte solchen Schiedssprüchen günstig gestimmt werden, damit keiner sie in Frage ziehe.

Ich weiß, daß das Mißtrauen zwischen den beiden noch groß ist — zu groß. Viele Hindu haben kein Vertrauen in die Ehrlichkeit des Mohammedaners. Sie meinen, daß ‚Swa-Raj' nichts anderes bedeute als ‚Mussalman-Raj', denn sie sagen sich, daß, wenn die Engländer einmal vertrieben, die Mohammedaner Indiens den mohammedanischen Mächten helfen würden, eine mohammedanische Herrschaft über Indien zu errichten. Die Mohammedaner andererseits fürchten, daß die Hindu in ihrer überwältigenden Mehrheit sie unterdrücken werden. Solche geistige Einstellung verrät Mangel an Kraft auf beiden Seiten. Wenn nicht ihr Edelmut, so sollte doch ihr Wunsch in Frieden zu leben, ihnen eine Politik gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Nachsicht vorschreiben. In keiner der beiden Religionen findet sich etwas, das die beiden auseinanderzuhalten brauchte. Die Zeiten gewaltsamer Bekehrung sind dahin. Wenn sie Sicherheit für die Kuh erlangt, haben die Hindu keinen Anlaß mehr, mit den Mohammedanern zu zanken. Die letztern sind durch keine religiöse Vorschrift verpflichtet, Kühe zu schlachten. Die Uneinigkeit kommt daher, daß wir nie zuvor versucht, einander näherzukommen, unsere Streitigkeiten beizulegen und als Freunde mitein-

ander zu leben als Kinder des einen heiligen Bodens. Nun haben wir Gelegenheit und Anlaß hierzu auf Lebenszeit. Die Kalifatfrage wird sich in den nächsten hundert Jahren nicht zum zweitenmal bieten. Wenn die Hindu mit den Mohammedanern in ewiger Freundschaft leben wollen, müssen sie sich in dem Versuch, die Ehre des Islam zu retten, auf Tod und Leben mit ihnen verbinden.

11. Mai 1921

Hindu, seid duldsam!

Bihar ist das Land der Verheißung für die Non-Kooperationsbewegung. Denn die hindu-mohammedanische Einigung in Bihar ist sprichwörtlich. Es schmerzte mich deshalb tief, diese Einigkeit einer Belastung ausgesetzt zu sehen, die sich als fast zu schwer erweisen wollte. Die verantwortungsvollsten Führer sowohl der Hindu als der Mohammedaner, Männer, die sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen, haben mir gesagt, daß sie alle verfügbaren Mittel anwenden müßten, um eine Störung der Beziehungen zwischen den Hindu und Mohammedanern zu vermeiden. Sie teilten mir mit, daß gewisse Hindu, wie z. B. Gangaram Sharma, Bhutanath und Vidyanand, dem Volk vorgegeben, ich hätte den Hindu und Mohammedanern das Fleischessen verboten, ja, daß sogar von übereifrigen Vegetarianern den Leuten Fleisch und Fisch gewaltsam weggenommen worden seien. Ich weiß, daß an vielen Orten mit meinem Namen Mißbrauch getrieben wird, das aber ist die neueste Art, ihn zu mißbrauchen. Es ist allgemein bekannt, daß ich ein überzeugter Vegetarianer und ein eifriger Ernährungsreformer bin. Aber es ist wenigen bekannt, daß

Ahimsa für die menschlichen Wesen ebensosehr gilt wie für die Tiere, und daß ich mit Fleischessern in der unbefangensten Art verkehre.

Ich würde kein menschliches Wesen töten, um eine Kuh zu retten, wie ich auch keine Kuh töten würde, um ein menschliches Leben zu retten, sei es auch noch so wertvoll. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich niemand dazu ermächtigt, den Vegetarianismus als Teil der Non-Kooperation auszugeben. Ich kenne die oben erwähnten Männer nicht. Ich weiß, daß unsere Sache geschädigt wird, wenn sich die Propaganda irgendwie mit Gewalt verbindet. Die Hindu dürfen die Mohammedaner nicht zwingen, das Fleischessen, besonders das Essen von Rindfleisch, aufzugeben. Vegetarianer unter den Hindu dürfen die übrigen Hindu nicht zwingen, auf Fisch, Fleisch oder Geflügel zu verzichten. Ich möchte Indien nicht mit dem Schwert zur Mäßigkeit bekehren. Nichts hat den sittlichen Zustand des Volkes so sehr herabgedrückt wie die Gewalttätigkeit. Furcht ist zum Bestandteil des nationalen Charakters geworden. Die Non-Kooperationisten würden einen schweren Fehler begehen, wenn sie versuchen wollten, das Volk durch Gewalt zu ihrem Glauben zu bekehren. Sie arbeiten der Regierung in die Hände, wenn sie in der Propaganda ihres Bekentnisses gegen irgend jemand gewalttätig vorgehen.

Die Frage der Kuh ist eine große Frage, die größte für den Hindu. Was die Verehrung der Kuh anbelangt, stehe ich keinem nach. Die Hindu können ihre Pflicht nicht erfüllen, solange sie nicht fähig sind, die Kuh zu beschützen. Diese Fähigkeit kann entweder der Körperkraft oder der Kraft der Seele entstammen. Die Beschützung der Kuh durch Gewalt erzwingen zu wollen, heißt den Hinduismus zum Satanismus erniedrigen und

die hohe Bedeutung dieser religiösen Übung tief entwürdigen. Ein mohammedanischer Freund schreibt mir: Das Essen von Rindfleisch, das im Islam nur zugelassen, wird für den Mohammedaner zur Pflicht, sobald die Hindu zum Zwang greifen. Die Hindu können die Kuh nur dadurch beschützen, daß sie die Fähigkeit zu leiden und zu sterben entwickeln. Die Hindu haben nur eine Möglichkeit, die Kuh in Indien vor dem Messer des Metzgers zu bewahren: indem sie versuchen, den Islam vor der drohenden Gefahr zu erretten und den Mohammedanern zu vertrauen, daß sie durch Edelmut danken, d. h. die Kuh freiwillig beschützen aus Rücksicht auf ihre Hindu-Landsleute. Die Hindu müssen sich peinlich hüten, gegen die Mohammedaner irgendwie Gewalt anzuwenden. Leiden und Vertrauen sind die Eigenschaften der Seelenkraft. Es soll vorgekommen sein, daß an Jahrmärkten Mohammedaner ihrer Kühe oder Ziegen beraubt worden sind. Wer den Anspruch erhebt, Hindu zu sein und in dieser Weise zur Gewalt greift, ist ein Feind der Kuh und des Hinduismus. Beschützung des Kalifates — das ist der einzige Weg, die Kuh zu beschützen. Ich hoffe deshalb, daß jeder Non-Kooperationist sich aufs äußerste anstrengen werde, um auch der leichtesten Tendenz zur Gewalt in irgendeiner Form entgegenzutreten, handelt es sich nun darum, die Beschützung der Kuh oder irgendeines andern Tieres zu erzielen. 18. Mai 1921

Des Dichters Besorgnis

Der Dichter Asiens, wie Lord Hardinge Dr. Tagore nannte, wird bald der Dichter der Welt werden, wenn er es nicht schon geworden ist. Zunehmender Ruhm hat

ihm zunehmende Verantwortlichkeit aufgebürdet. Der größte Dienst, den er Indien leisten kann, besteht in der dichterischen Formung der Botschaft Indiens an die Welt. Der Dichter ist deshalb aufrichtig besorgt, daß Indien keine falsche oder schwächliche Botschaft ausgehen lasse. Selbstverständlich wünscht er den Ruf seines Landes eifersüchtig zu wahren. Er sagt, er habe sich die größte Mühe gegeben, sich selber mit der gegenwärtigen Bewegung in Übereinstimmung zu bringen. Er gesteht, daß ihm das nicht gelungen. Er kann im Lärm und Getriebe der Non-Kooperation nichts finden, was ihn zu begeistern vermöchte. In drei kraftvollen Briefen hat er seine Befürchtungen ausgedrückt und ist zum Schlusse gekommen, daß die Non-Kooperation nicht würdig genug sei für das Indien seiner Gesichte, daß die Non-Kooperation eine Doktrin der Verneinung und der Verzweiflung sei. Er fürchtet, sie sei eine Doktrin der Absonderung, Ausschließlichkeit, der Beschränkung und der Verneinung.

Kein Inder wird etwas anderes als Stolz empfinden über die edle Eifersucht, mit der der Dichter Indiens Ehre behütet. Wie gut, daß er uns seine Besorgnisse in einer Sprache mitgeteilt, die ebenso schön als klar ist.

Ich möchte in aller Bescheidenheit versuchen, des Dichters Zweifel zu beantworten. Es mag sein, daß es mir nicht gelingt, ihn zu überzeugen oder den Leser, der sich von seiner Beredsamkeit hat rühren lassen, aber ich möchte ihm und Indien versichern, daß die Non-Kooperation in ihrer Absicht nichts von alledem ist, was er fürchtet. Und er hat keine Ursache, sich zu schämen für sein Land, weil es die Non-Kooperation angenommen. Wenn sie auch in ihrer Anwendung schließlich versagen sollte, so wäre das nicht der Fehler der Lehre,

sowenig man es der Wahrheit zuschreiben dürfte, wenn die, die sie im Leben anwenden, keinen Erfolg hätten. Die Non-Kooperation mag vor ihrer Zeit gekommen sein. Dann müssen Indien und die Welt eben warten. Aber Indien hat keine andere Wahl als die zwischen der Gewalt und der Non-Kooperation.

Der Dichter braucht auch nicht zu fürchten, daß die Non-Kooperation bestimmt sei, eine chinesische Mauer zu bilden zwischen Indien und dem Westen. Die Non-Kooperation soll im Gegenteil den Weg bahnen für eine wirkliche, ehrenhafte und freiwillige Kooperation, die sich auf gegenseitige Achtung und gegenseitiges Vertrauen gründet. Der gegenwärtige Kampf wird unternommen gegen die gewaltsame Kooperation, gegen die einseitige Verbindung, gegen die bewaffnete Aufdrängung der neuesten Ausbeutungsverfahren, die sich unter dem Namen der Zivilisation verbergen.

Non-Kooperation ist der Protest gegen eine unwissentliche und unwillentliche Beteiligung am Bösen.

Der Dichter ist ganz besonders um die Studenten besorgt. Er ist der Ansicht, daß man sie nicht hätte auffordern dürfen, die Regierungsschulen zu verlassen, solange ihnen keine anderen Schulen zur Verfügung gestellt werden können. Hier kann ich ihm nicht zustimmen. Es war mir nie möglich, aus der wissenschaftlich-literarischen Erziehung einen Fetisch zu machen. Die Erfahrung hat mir zu meiner großen Genugtuung bewiesen, daß die wissenschaftliche Erziehung an und für sich nicht das geringste beiträgt zur sittlichen Größe und daß die Bildung des Charakters unabhängig ist von der wissenschaftlichen Bildung. Es ist meine feste Überzeugung, daß die Regierungsschulen uns unmännlich gemacht haben, hilflos und gottlos. Sie haben uns mit Unzufrie-

denheit erfüllt, und da sie uns kein Heilmittel geboten für diese Unzufriedenheit, haben sie uns entmutigt. Sie haben aus uns gemacht, was wir nach ihrer Absicht hatten werden sollen: Schreiber und Ausleger. Eine Regierung gründet ihr Ansehen auf die scheinbar freiwillige Zustimmung der Regierten.

Und wenn es unrecht war, mit der Regierung da zusammenzuarbeiten, wo sie uns in der Knechtschaft erhalten wollte, waren wir verpflichtet, mit der Non-Kooperation bei den Einrichtungen zu beginnen, in denen unsere Verbindung am meisten den Charakter der Freiwilligkeit hatte. Die Jugend einer Nation bildet deren Hoffnung. Es ist meine Überzeugung, daß es sündhaft wäre, unsere Kinder mit der Regierung in Beziehung zu bringen, sobald wir entdeckt, daß das Regierungssystem ganz oder in der Hauptsache schlecht ist.

Die Tatsache, daß die meisten Studenten, nachdem die erste Begeisterung vorüber, wieder in die Schulen zurückkehrten, beweist nichts gegen die Richtigkeit meiner Behauptung. Ihr Widerruf spricht eher für die Größe unserer Erniedrigung als für die Unrichtigkeit des Schrittes. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch die Errichtung nationaler Schulen nicht viel mehr Schüler zum Verlassen der Regierungsschulen bewogen werden konnten. Die stärksten und treuesten unter ihnen traten aus, ohne einen Rückhalt zu haben an irgendwelchen nationalen Schulen und ich bin überzeugt, daß gerade durch diese Austritte der Sache Dienste allerhöchsten Ranges erwiesen werden.

Aber der Protest des Dichters gegen den Aufruf an die Schüler ist nur eine Folge seiner Gegnerschaft gegen die Lehre der Non-Kooperation. Er hegt einen Abscheu vor allem, was bloß verneint. Sein ganzes Innere scheint

sich aufzulehnen gegen die negativen Vorschriften der Religion. Ich muß die Einwendungen in seiner eigenen unnachahmlichen Sprache anführen: „Ein Freund, um die gegenwärtige Bewegung zu verteidigen, hat mehr als einmal zu mir gesagt, daß die Leidenschaft des Verwerfens im Anfang immer stärker sei als das Bedürfnis, ein Ideal aufzustellen. Obgleich ich weiß, daß dies zutrifft, kann ich es nicht für eine Wahrheit ansehen ... Der Brahmanismus Indiens hat *Mukti* (Befreiung) zum Ziel, während der Buddhismus *Nirvana* (Auslöschung) zum Ziele hat. *Mukti* lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die positive, *Nirvana* auf die negative Seite der Wahreit. Deswegen legt der Buddhismus den Ton auf *Duhkha* (Elend), das zu vermeiden, während der Brahmanismus nachdrücklich auf *Ananda* (Freude) hinweist, die es zu erreichen gilt.“ In diesen und ähnlichen Stellen findet der Leser den Schlüssel zu der Denkweise des Dichters. Nach meiner bescheidenen Ansicht ist Ablehnen ein ebenso hohes Ideal wie Annehmen. Es ist ebenso notwendig, die Unwahrheit abzulehnen, wie die Wahrheit anzunehmen. Alle Religionen lehren, daß zwei entgegengesetzte Kräfte auf uns einwirken und daß das menschliche Streben im ewigen Ablehnen und Annehmen besteht. Non-Kooperation mit dem Bösen ist eine ebenso strenge Pflicht wie Kooperation mit dem Guten. Ich glaube sagen zu dürfen, daß der Dichter, ohne es zu wissen, dem Buddhismus ein Unrecht zugefügt, da er *Nirvana* als bloß negativen Zustand beschrieben. Ich erkühne mich zu sagen, daß *Mukti* (Befreiung) ein ebenso negativer Zustand ist wie *Nirvana*. Befreiung von der Vergänglichkeit der Fessel des Fleisches führt zu *Ananda* (ewige Freude). Ich möchte diesen Teil meiner Ausführungen durch den Hinweis schließen, daß das letzte Wort

der Upanishaden (Brahmavidya) „*Nicht*“ ist. *Neti* (nicht dies) war die beste Erklärung, die die Verfasser der Upanishaden für *Brahman* zu finden wußten.

Ich glaube deshalb, daß sich der Dichter unnötigerweise beunruhigt hat über den negativen Anschein der Non-Kooperation. Wir hatten die Kraft, „nein“ zu sagen, verloren. Es war unloyal, fast gotteslästerlich geworden, „nein“ zu sagen zu der Regierung. Unsere wohlüberlegte Weigerung mitzuarbeiten, gleicht dem notwendigen Jäten, das der Bauer besorgen muß, ehe er säen kann. Jäten ist für die Landwirtschaft ebenso nötig wie Säen. Sogar während der Zeit, da das Getreide wächst, muß die Jätgabel, wie jeder Landwirt weiß, fast täglich gebraucht werden. Durch die Non-Kooperation ladet die Nation die Regierung ein, mit ihr auf Grund ihrer eigenen Bedingungen zusammenzuarbeiten, wie es das Recht jeder Nation und die Pflicht jeder Regierung ist. Die Non-Kooperation ist die Erklärung der Nation, daß sie nicht länger unter Vormundschaft stehen möchte. Die Nation hat zu ihrer harmlosen, natürlichen und religiösen Lehre der Non-Kooperation gegriffen, statt zu der unnatürlichen und irreligiösen Lehre der Violenz. Und wenn Indien überhaupt je ein Swaraj nach der Vorstellung des Dichters erlangt, wird ihm das nur durch die non-violente Non-Kooperation gelingen. Er möge immer seine Friedensbotschaft ausgehen lassen in die Welt und vertrauen, daß Indien durch die Non-Kooperation — sofern es seinem Gelübde treu bleibt — seiner Botschaft ein Beispiel sein wird. Die Non-Kooperation soll dem Patriotismus gerade die Bedeutung verleihen, nach der der Dichter sich sehnt. Ein Fußfall Indiens vor den Ansichten Europas kann der Menschheit nichts bedeuten. Von einem erwachten und freien Indien aber wird eine Botschaft des Frie-

dens und guten Willens ausgehen an eine ganze ächzende Welt. Die Non-Kooperation ist bestimmt, ihr die Plattform zu verschaffen, von der aus sie diese Botschaft verkündigen kann.

1. Juni 1921

Sollen wir Englisch lernen?

Der Leser wird an anderer Stelle*) die Antwort finden, die ich nach meinem bescheidenen Vermögen auf Dr. Tagores Kritik der Non-Kooperation erteilt habe. Seither habe ich dessen Brief an den Leiter von Shantiniketan gelesen. Mit großem Bedauern ersah ich, daß der Brief im Ärger geschrieben ist und in Unkenntnis der Tatsachen. Begreiflicherweise mußte es den Dichter erregen, daß gewisse indische Studenten in London Mr. Pearson[90]), einen der aufrichtigsten unter den Engländern, nicht anhören wollten, und ebensosehr mußte es ihn erregen, zu vernehmen, daß ich unsern Frauen angeraten, mit dem Erlernen des Englischen aufzuhören. Die Gründe für diesen meinen Rat legte sich der Dichter offenbar aus sich selber zurecht.

Wieviel besser wäre es gewesen, wenn er die Grobheit der Studenten nicht der Non-Kooperation zur Last gelegt und wenn er sich daran erinnert, daß die Anhänger der Non-Kooperation einen Andrews verehren, einen Stokes schätzen und in Nagpur Männern wie Wedgwood, Ben Spoor und Holford Knight in großer Ehrfurcht zugehört haben. Daß Maulana Mahomed Ali entsprach, als ein englischer Beamter ihn als Freund zum Tee einlud, daß Hakim Ajmalkhan, ein überzeugter Anhänger der Non-Kooperation, die Bildnisse von Lord

*) s. den vorhergehenden Aufsatz: Des Dichters Besorgnis, S. 285.

und Lady Hardinge in seiner Schule zu Tibbi enthüllt und seine zahlreichen englischen Freunde eingeladen, dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Wieviel besser wäre es gewesen, wenn er dem bösen Geist des Zweifels auch nicht für einen Augenblick gestattet hätte, den wahren und religiösen Charakter der gegenwärtigen Bewegung zu verkennen, wenn er geglaubt hätte, daß es der Bewegung gegeben sei, die Bedeutung alter Begriffe, wie Nationalismus und Patriotismus, zu ändern und zu erweitern. Wenn er mit seiner dichterischen Einbildungskraft erkannt hätte, daß ich überhaupt nicht fähig sei, den Geist der indischen Frauen zu beschränken und gegen das Erlernen des Englischen an und für sich auftreten zu wollen. Wenn er sich der Tatsache erinnert, daß ich zeit meines Lebens für volle Freiheit der Frauen gekämpft — dann wäre er davor bewahrt worden, mir eine Ungerechtigkeit zufügen zu müssen, die er, wie ich weiß, wissentlich nicht einmal einem erklärten Feinde angetan hätte. Der Dichter weiß vielleicht nicht, daß das Englische heute nur um seines kaufmännischen und sogenannten politischen Wertes willen gelernt wird. Unsere jungen Leute halten dafür, mit Recht unter den heutigen Umständen, daß sie ohne Englisch keine Staatsstellen bekommen können. Den Mädchen aber wird Englisch beigebracht, damit sie bessere Heiratsaussichten haben. Ich kenne verschiedene Frauen, die nur deshalb Englisch gelernt, um mit Engländern englisch reden zu können. Ich kenne Ehemänner, die es bedauern, daß ihre Frauen nicht englisch reden können mit ihnen und ihren Freunden. Ich kenne Familien, in denen Englisch zur Muttersprache *gemacht* wird. Hunderte von jungen Leuten glauben, daß ohne Kenntnis des Englischen die Befreiung Indiens praktisch unmöglich sei. Dieser Krebs-

schaden hat sich so tief in die Gesellschaft hineingefressen, daß in vielen Fällen die Erziehung gleichgesetzt wird mit Kenntnis des Englischen. Alles das sind für mich Zeichen unserer Sklaverei und Erniedrigung. Der Gedanke, daß die Landessprachen unterdrückt und ausgerottet werden sollen wie bisher, ist für mich unerträglich. Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Eltern, die ihren Kindern schreiben, dies nicht in ihrer eigenen Muttersprache tun, sondern auf englisch. Ich glaube, die freie Luft ebenso zu lieben wie der Dichter. Ich wünsche nicht, mein Haus mit Mauern zu umgeben und meine Fenster zu verrammeln.

Die Kulturen aller Länder sollen mein Haus ungehindert umwehen. Keine aber soll mich von meinem Mutterboden losreißen*). Ich weigere mich, meinen Schwestern die Mühe einer Erlernung des Englischen aufzuladen um eines falschen Ehrgeizes oder fraglicher sozialer Vorteile willen. Ich habe nichts dagegen, wenn unsere Jünglinge und Mädchen — soweit sie literarische

---

*) In der Antwort auf einen Brief von John Woodroffe, einen Freund der indischen Sache, der auch schriftstellerisch für Indien tätig ist, führt Gandhi diesen Gedanken noch weiter aus: Wir sind nicht dafür, alte Formen hervorzuholen, ohne zu fragen, ob sie gut oder schlecht seien. Wir wünschen kein Treibhaus der Kultur. Wir weigern uns nur zuzugeben, daß die Kenntnis der englischen Kultur, so wichtig sie für die Inder von heute sein mag, notwendige Voraussetzung aller indischen Erziehung ist. Unser Wunsch wäre, ein indisches Erziehungssystem zu entwickeln, in dem das Studium des Englischen und anderer fremder Kulturen erst auf den höheren Stufen seine Stelle fände. Wir geben zu, daß die Kenntnis fremder Kulturen uns befähigt, unsere eigene zu vervollkommnen, indem wir uns das Wertvollste jener zu eigen machen. Wahrscheinlich werden auf Gottes lieber Erde immer Verschiedenheiten bestehen. Aber sie brauchen nicht Trennungen zu bedeuten. Sie sollen sein wie die Fazetten eines schönen Edelsteins.

Neigungen haben — nach Möglichkeit die englische Sprache und andere Weltsprachen lernen und dann die Früchte ihres Fleißes Indien und der Welt zugute kommen lassen, wie es ein Bose tut, ein Roy und der Dichter selber. Aber ich möchte nicht, daß auch nur ein Inder seine Muttersprache vernachlässige oder sich ihrer schäme oder meine, er könne seine besten Gedanken nicht in dieser Sprache denken und ausdrücken. Meine Religion ist kein Gefängnis. Sie hat Raum für alle Kreaturen Gottes, auch für die geringste unter ihnen. Aber sie ist gefestigt gegen Anmaßung und gegen allen Stolz auf Rasse, Religion oder Farbe. Ich bin außerordentlich betrübt, daß der Dichter die große Bewegung der Reformation, Läuterung und des Patriotismus, das heißt der Humanität, in dieser Weise verkennt. Wenn er Geduld hat, wird er keine Ursache mehr finden, seiner Landsleute in Trauer und Scham zu gedenken. In aller Ehrerbietung möchte ich ihn ersuchen, nicht die Auswüchse für die Bewegung selber anzusehen. Man darf die Non-Kooperation ebensowenig nach der schlechten Aufführung indischer Studenten in London oder der Non-Kooperationisten von Malegaon in Indien beurteilen, wie die Engländer nach ihren Dyers und O'Dwyers.

1. Juni 1921

An die Gemäßigten

Liebe Freunde! Es ist für mich kein kleiner Kummer, mich nun so weitab von Eurer Gedankenwelt zu finden, obgleich ich durch meine Erziehung und durch meine Verbindungen den Kreisen angehört, die als die Gemäßigten bezeichnet werden. Zum Teil infolge der Ver-

hältnisse, zum Teil infolge meiner Veranlagung habe ich mich nie zu einer der großen indischen Parteien bekannt. Nichtsdestoweniger bin ich in meinem Leben viel mehr von den Männern beeinflußt worden, die zu den Gemäßigten gehören als von den Extremisten. Ich nenne Dadabhai Naoroji, Gokhale, Badruddin Tyabji, Pherozeshah Mehta. Ihre Dienste für das Land können nie vergessen werden. Sie haben wie das meinige auch das Leben vieler andern im Lande bestimmt. Ich habe die erfreulichsten Verbindungen unterhalten mit manchem, der sich in Euren Reihen befindet. Was mag es denn sein, was mich von Euch weg in den Schoß der nationalistischen Partei geführt? Warum befinde ich mich mehr in Übereinstimmung mit den Nationalisten als mit Euch? Ich könnte nicht sagen, daß Ihr das Land weniger liebt als die Nationalisten. Ich lehne auch den Gedanken ab, daß Ihr weniger als die Nationalisten bereit seid, Euch für das Wohl des Landes aufzuopfern. Sicher kann die Partei der Gemäßigten ebenso große, wenn nicht noch größere Intelligenz, Redlichkeit und Fähigkeit für sich beanspruchen wie die Nationalisten. Der Unterschied kann nur in den Idealen liegen.

Ich will Euch nicht ermüden mit einer Auseinandersetzung über die Verschiedenheit dieser Ideale. Ich möchte nur Eure Aufmerksamkeit auf einige Punkte des aufbauenden Programms der Non-Kooperation lenken.

Ihr mögt eine Abneigung haben gegen das Wort an sich. Ihr mögt — und ich weiß, daß Ihr das tut — manche Punkte des Programmes heftig ablehnen. Aber könnt Ihr nicht denjenigen Punkten des Programmes Eure Gunst zuwenden, über die es zweierlei Meinungen nicht geben kann, sofern Ihr den Non-Kooperationisten zubilligt, die gleiche Liebe für das Land zu hegen wie

Ihr selber? Ich denke an die Trunksucht. Ich möchte, daß Ihr mir zustimmtet, wenn ich behaupte, daß das Land krank liegt am Fluche der Trunksucht. Jenen unglücklichen Menschen, die Sklaven dieser schlechten Gewohnheit geworden, muß gegen ihren Willen geholfen werden. Einige unter ihnen verlangen selber, daß man ihnen helfe. Ich möchte Euch bitten, die Gelegenheit zu benützen, die Euch in dem Gefühlssturm geboten wird, der sich gegen den Spirituosenhandel erhoben. Die Bewegung entstand spontan. Ihr dürft mir glauben, daß es uns nicht darum zu tun, die Regierung um die Getränkabgaben zu bringen. Das Land erträgt einfach das Übel nicht länger. In keinem Lande der Welt würde wohl die Regierung ihren Handel mit Getränken weiterführen angesichts eines so einheitlichen und aufgeklärten Widerstandes des Volkes, wie er sich nun in Indien gebildet. Was auch der Pöbel von Nagpur an Irrtümern und Ausschreitungen begangen — der Anlaß dazu war gerecht. Das Volk war entschlossen, den Fluch des Trinkens, der seine Lebenskraft untergrub, zu überwinden. Ihr werdet Euch nicht durch das Scheinargument täuschen lassen, daß Indien nicht durch Zwang zur Nüchternheit bekehrt werden dürfe, und daß denjenigen, die zu trinken wünschen, die Gelegenheit dazu geboten werden müsse. Der Staat soll nicht für die Laster seines Volkes sorgen. Wir reglementieren und bewilligen auch nicht die berüchtigten Häuser. Wir bereiten auch den Dieben keine Gelegenheiten, ihrer Neigung zum Stehlen nachzugehen. Ich halte das Trinken für verdammenswerter als das Stehlen oder als die Prostitution. Wird es nicht oft zum Verbündeten der beiden? Vereinigt Euch mit dem Lande in dem Bemühen, die Getränkabgaben abzuschaffen und die Likörbuden zu schließen. Viele Schnapsverkäufer

würden ihre Läden schließen, wenn ihnen das Geld, das sie ausgelegt, wiedererstattet würde.

„Aber was wird dann aus der Erziehung unserer Kinder?“ werdet ihr fragen. Nach meiner Ansicht ist es tief beschämend für das Land, daß die Erziehung der Kinder aus den Einnahmen der Getränksteuer bezahlt wird. Wir verdienen den Fluch unserer Nachkommen, wenn wir uns nicht entschließen, die Trunksucht aufzuhalten, und müßten wir deswegen auch die Erziehung unserer Kinder opfern. Aber das ist ja nicht nötig. Ich weiß, daß viele gelacht haben über meinen Vorschlag, die Erziehung solle sich in den Schulen und Gymnasien durch Einführung des Spinnens selber bezahlt machen. — Ich versichere Euch, daß auf diese Weise das Erziehungsproblem sehr einfach zu lösen wäre. Das Land kann keine neuen Steuern ertragen. Schon die bestehenden Steuern sind unerträglich. Nicht nur müssen wir die Opium- und die Getränkabgaben abschaffen, sondern auch alle andern Abgaben müssen ganz wesentlich verringert werden, wenn die zunehmende Verarmung der Massen wirkungsvoll bekämpft werden soll.

Dadurch komme ich auf das bestehende Regierungssystem zu reden. Das Land ist durch die Reformen noch ärmer geworden. Die jährlichen Auslagen haben zugenommen. Ein eindringliches Studium des Systems hat mich davon überzeugt, daß es mit bloßem Flickwerk nicht getan ist. Eine völlige Revolution ist unbedingt erforderlich. Das Wort Revolution mißfällt Euch. Das, wofür ich eintrete, ist jedoch keine blutige Revolution, sondern eine Revolution der Gedankenwelt, die dann eine gründliche Änderung in der Lebensweise der höheren Beamtenschaft erzwingen würde. Ich gestehe Euch offen, daß mich die stets wachsenden Ausgaben an Ge-

hältern für die obersten Stellen der Zivilverwaltung eigentlich erschrecken — ich hoffe übrigens, es sei auch bei Euch der Fall. Ist denn noch ein Verhältnis zwischen der Lebensweise der Regierenden und der der Millionen Regierten, die unter den Fußtritten der Regierenden stöhnen? Die jammervollen Gestalten dieser Untertanen sind ein zwingender Beweis für die Wahrheit meiner Feststellungen. Ihr gehört nun zu den Kreisen der Regierenden*). Ihr werdet Euch doch nicht sagen lassen wollen, daß Eure Fußtritte nicht sanfter seien als die Eurer Vorgänger oder Eurer Verbündeten. Müßt Ihr nun auch von Simla aus regieren? Müßt Ihr nun auch eine Politik befolgen, die Ihr noch vor einem Jahr so sehr bekämpftet? Es ist unter Euerm Regime geschehen, daß ein Mann wegen seiner Ansichten zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt worden. Behauptet nicht, daß er zur Gewalttat aufgereizt habe. Es ist noch nicht lange her, daß Ihr solche Behauptungen unbeachtet ließt. Die Brüder Ali hatten sich zu rechtfertigen gegen den bloßen Verdacht auf Anstiftung zur Gewalt durch ihre Reden. Ihr würdet dem Lande grausames Unrecht antun, wenn Ihr annehmen würdet, daß es die Furcht vor Bestrafung gewesen sei, die diese Rechtfertigung veranlaßt. Ein neuer Geist ist eingezogen im Lande. Die Furcht vor dem Richter *in uns* ist größer als die Furcht vor dem Richter draußen.

Wißt Ihr, daß während der letzten sechs Monate mehrere hochsinnige junge Männer, Landsleute von Euch, ins Gefängnis gewandert, weil es ihnen entehrend schien, die Sicherheiten zu bieten, die man von ihnen verlangte? Es ist unter Euerm Regime geschehen, daß die völlig unschuldigen Moplahs auf eine schwere Probe gestellt wor-

*) Vgl. den Aufsatz: Boykottierung der gesetzgebenden Räte, S. 113.

den sind, in der sie bis jetzt noch nicht versagt. Ich will gerne glauben, daß Ihr nicht verantwortlich seid für die Grausamkeiten, die gegenwärtig im Namen des Friedens und der Gerechtigkeit begangen werden. Aber Ihr werdet doch nicht wollen, daß man Euch vorwerfe, Ihr seid auch da machtlos, wo Euch die Augen nicht verbunden. Doch würde mich das zu einer Auseinandersetzung über unsere Ideale führen, was ich jetzt vermeiden möchte. Wenn das Land schließlich nur auf Eure Unterstützung zählen kann in seiner Bekämpfung des Spirituosenhandels, so werdet Ihr die vielen Verdienste, die Ihr dem Lande bisher erwiesen, um eines vermehren, und es könnte leicht sein, daß dieser eine Schritt Eure Augen öffnen würde für viele andere Möglichkeiten.

8. Juni 1921 Wie immer Euer M. K. Gandhi.

Arbeitsbedingungen

Zwei Wege stehen heute Indien offen: entweder den Grundsatz „Macht ist Recht" der europäischen Völker anzunehmen, oder dem Grundsatz der östlichen Völker treuzubleiben, daß allein die Wahrheit erobert, daß die Wahrheit nicht irrt und daß der Starke und der Schwache den gleichen Anspruch auf Gerechtigkeit haben. Vor allen anderen haben die arbeitenden Klassen diese Wahl zu treffen. Auch wenn es möglich wäre, daß die Arbeiter durch Anwendung von Gewalt eine Lohnerhöhung durchsetzen könnten, dürften sie nicht zu etwas greifen, das nach Gewalt aussieht, so berechtigt ihr Begehren immer sein möge. Sich Rechte durch Gewalt sichern, mag als bequemer Weg erscheinen, aber auf die Länge erweist er sich als dornenvoll. Die durch

das Schwert leben, werden durch das Schwert umkommen. Wer sich dem Wasser anvertraut, kann ertrinken. Man schaue auf Europa. Niemand scheint dort glücklich zu sein, denn keiner ist zufrieden. Der Arbeiter mißtraut dem Kapitalisten und der Kapitalist hat kein Vertrauen in den Arbeiter. Beide besitzen eine Art von Kraft und Stärke — aber auch die Ochsen besitzen sie. Sie kämpfen sich durch bis zum bittern Ende. Nicht jede Bewegung ist Fortschritt. Wir haben nicht den geringsten Anlaß, zu glauben, daß die Völker Europas fortschreiten. Ihr Geld und Gut spricht nicht für besondere sittliche oder geistige Fähigkeiten. König Duryodhan[91]) war im Besitz ungezählter Reichtümer, aber zu all dem war er arm im Vergleich mit Vidura und Sudama. Heute verehrt die Welt Vidura und Sudama, während Duryodhans Name nur noch als Bezeichnung schlechter Eigenschaften verwendet wird, die man vermeiden soll.

Was sollen wir denn tun? Die Arbeiter in Bombay leisteten tapfern Widerstand. Ich war nicht in der Lage, alle Tatsachen kennenzulernen. So viel aber sah ich ein, daß sie den Kampf auf eine bessere Art hätten führen können. Die Spinnereibesitzer mögen völlig im Unrecht sein. Man darf im allgemeinen sagen, daß im Kampf zwischen Kapital und Arbeit die Kapitalisten im Unrecht sind. Aber wenn es der Arbeit gelingt, ihre Macht auszuüben, kann sie, wie ich weiß, tyrannischer werden als das Kapital. Wenn die Arbeiter über die Intelligenz der Spinnereibesitzer verfügten, müssten die Spinnereibesitzer unter den Bedingungen arbeiten, die ihnen die Arbeiter vorschreiben würden. Es ist aber klar, daß die Arbeiterschaft nie jene Intelligenz erlangen kann. Wäre das der Fall, so würde die Arbeiterschaft aufhören Arbeiterschaft zu sein und selber Herr werden. Die

Kapitalisten kämpfen nicht allein mit Kraft und Geld. Sie verfügen über Intelligenz und Takt.

Die vorliegende Frage läßt sich folgendermaßen formulieren: Was sollten die Arbeiter dann unternehmen, wenn sie zwar bleiben was sie sind, aber ein gewisses Selbstbewußtsein entwickeln? Es wäre selbstmörderisch, wenn sich die Arbeiter auf ihre Zahl und ihre brutale Kraft, d. h. Gewalt, verlassen wollten. Wenn sie es tun, fügen sie der Industrie des Landes Schaden zu. Wenn sie sich dagegen an die reine Gerechtigkeit halten und bereit sind, für die Erlangung dieser Gerechtigkeit in eigener Person zu leiden, werden sie nicht nur den Erfolg davontragen, sondern auch ihre Herren bessern, die Industrie dahin entwickeln, daß beide, Herren und Arbeiter als Glieder einer und derselben Familie erscheinen. Eine befriedigende Lösung der Arbeitsbedingungen müßte folgendes umfassen:

1. Neben den Arbeitsstunden müssen dem Arbeiter einige Stunden der Erholung bleiben.

2. Den Arbeitern muß die Möglichkeit eigener Bildung gewährt werden.

3. Für Nahrung, Kleidung und Erziehung ihrer Kinder sollte ihnen der nötige Zuschuß gewährt werden.

4. Den Arbeitern sollten gesunde Wohnungen zur Verfügung gestellt werden.

5. Sie sollten in der Lage sein, so viel auf die Seite zu legen, daß sie sich in ihren alten Tagen erhalten können.

Keine dieser Bedingungen wird heute erfüllt. Dafür sind beide Teile verantwortlich zu machen. Die Herren bekümmern sich nur um die *Leistungen* ihrer Arbeiter. Was aus den Arbeitern selber wird, ist ihnen gleichgültig. Ihre Bemühungen beschränken sich fast immer darauf,

ein Maximum an Leistungen für ein Minimum an Bezahlung zu erreichen. Der Arbeiter andererseits besinnt sich auf alle Kniffe, durch die er ein Maximum von Zahlung für ein Minimum von Arbeit erlangen kann. Infolgedessen vermag der Zuwachs an Lohn keine Vervollkommnung und Vergrößerung der Leistung zu erzielen. Die Beziehungen zwischen den beiden Teilen sind nicht klar, und die Arbeiter machen nicht den rechten Gebrauch von dem Lohnzuwachs, den sie erhalten.

Zwischen diesen beiden Parteien ist eine dritte erstanden. Sie ist zum Freund der Arbeiter geworden. Es ist ein Bedürfnis da für eine solche Partei. Aber die Arbeiter werden sich nur so weit mit ihr befreunden, als sie ihnen uneigennützige Freundschaft entgegenbringt.

Wir leben in einer Zeit, wo man in mehr als einer Weise die Arbeit als Pfand zu verwerten sucht. Der Umstand muß von denen in Betracht gezogen werden, die sich an der Politik beteiligen wollen. Was werden sie wählen? Ihr eigenes Interesse oder den Dienst an der Arbeit und an der Nation? Die Arbeit bedarf dringend der Freunde. Sie kann ohne Führung keine Fortschritte machen. Der Charakter der Männer, die diese Führung übernehmen, wird für die Arbeiterfrage von entscheidender Bedeutung sein.

Streik, Arbeitseinstellung und Hartal sind ohne Zweifel wundervolle Waffen, aber sie können leicht mißbraucht werden. Die Arbeiter sollten sich zu straffen Arbeiterverbänden vereinigen und unter keinen Umständen in einen Streik treten ohne Zustimmung dieser Verbände. Auch sollten den Streiks Unterhandlungen mit den Fabrikbesitzern vorangehen. Wenn die Fabrik-

besitzer sich einem Schiedsgericht unterziehen wollen, so sollte das Prinzip der *Panchayat* [89]) angenommen werden. Und wenn einmal die *Panch* bezeichnet sind, muß ihre Entscheidung von beiden Parteien gleicherweise anerkannt werden, ob es ihnen nun passe oder nicht.

Leser! Wenn es Dir darum zu tun, die Arbeitsbedingungen zu verbessern, wenn Du Dich mit dem Arbeiter befreunden und ihm helfen willst, magst Du aus dem Obenstehenden ersehen, daß es dafür nur einen einzigen offenen, ehrlichen Weg gibt: den Arbeiter dadurch zu heben, daß zwischen den beiden Parteien ein Vertrauensverhältnis geschaffen werde. Die Wahrheit eignet sich wie nichts sonst dazu, dieses Ziel zu erreichen. Bloße Lohnerhöhung sollte Dich nicht befriedigen, Du mußt darüber hinaus wissen, durch was für Mittel sie zu erreichen und wohl bedenken, wie das Mehr an Lohn zu verwenden ist*). 8. Juni 1921

Die türkische Frage

Wenn wir es wirklich gut meinen mit unsern mohammedanischen Brüdern, müssen wir zu ihnen halten in den Fragen, die sich für sie ergeben aus den Bestrebungen der Europäer, den türkischen Nationalismus zu vernichten. Es ist ein Elend, daß die englische Regierung insgeheim oder öffentlich diese Bestrebungen begünstigt. Die Hindu mögen sich nicht durch den Pan-Islamismus erschrecken lassen. Er ist nicht anti-indisch oder anti-hinduistisch und muß es auch nicht sein. Die Mohammedaner müssen jedem mohammedanischen Staate wohlwollen und ihn sogar unterstützen, wenn er

*) Vgl. den Aufsatz: Löhne und Werte, S. 355.

unverschuldet in Gefahr kommt. Die Hindu aber können nicht anders als die Gefühle der Mohammedaner teilen, wenn sie wenigstens deren Freunde sein wollen. Wir müssen deshalb mit unsern mohammedanischen Brüdern zusammen gehen in ihrem Versuch, die europäische Türkei vor dem Verschwinden zu retten.

Die Hindu brauchen sich nicht zu beunruhigen, wenn sich der Mohammedaner eine Erregung bemächtigt, bei jedem Anzeichen davon, daß sich die englische Regierung offen auf die Seite der Griechen stellen will in deren Kampf gegen die Regierung von Angora. Wenn die Engländer so töricht sind, kann ihnen Indien in keiner Weise Beistand leisten. Es wäre gleichbedeutend mit einem Krieg gegen den Islam.

England hat die Wahl. Es kann die Hindu und die Mohammedaner, die nun erwacht sind, nicht länger als Sklaven behandeln. Wenn Indien allen andern Gliedern des Reiches ebenbürtig werden soll, muß seine Stimmkraft unendlich größeres Gewicht haben als die irgendeines anderen Gliedes. In einem freien Staatsverband hat jedes Mitglied das Recht, sich von den andern zu trennen, wenn sie Fehler machen, wie es andererseits seine Pflicht ist, zu bleiben, solange die andern gewissen für alle geltenden Grundsätzen treu bleiben. Wenn Indien Fehler begeht, kann England von dem Verband zurücktreten wie jedes andere Mitglied auch. Und so muß sich, sobald Indien zu dem Seinigen gekommen, das Zentrum des Gleichgewichtes von England nach Indien verlegen. So fasse ich Swaraj innerhalb des Reiches auf. Die brutale Gewalt muß in allen Erörterungen ausgeschlossen werden. Immer muß man sich an die Vernunft wenden, nie an das Schwert.

Und wie mit England, so ist es auch mit Indien. Auch Indien hat die Wahl. Heute kämpfen wir für Swaraj innerhalb des Reiches, in der Hoffnung, daß sich England als wahr und aufrichtig bewähren werde, wenn es aber versagen sollte, werden wir für Unabhängigkeit eintreten. Wenn unwiderleglich bewiesen würde, daß England die Türkei zu vernichten strebt, kann sich Indien nur für Unabhängigkeit entscheiden. Für die Mohammedaner gibt es keine Rücksichten mehr, wenn die Türkei in ihrem heutigen Bestand bedroht wird. Sie würden, wenn sie könnten, das Schwert ziehen und sich auf Sterben oder Siegen mit den tapfern Türken verbinden. Wenn sie nun aber infolge der Politik der indischen Regierung der englischen Regierung den Krieg nicht erklären können, so können sie wenigstens einer Regierung die Heeresfolge verweigern, die in böswilliger Weise Krieg gegen die Türkei führt. Die Pflicht der Hindu ist nicht weniger klar. Solange wir den Mohammedanern mißtrauen und sie fürchten, müssen wir für die Engländer Partei ergreifen und damit unsere Knechtschaft verlängern. Sind wir aber so tapfer und gottvertrauend, die Mohammedaner, unsere Landsleute, nicht zu fürchten, sind wir weise genug, ihnen Vertrauen entgegenzubringen, so müssen wir, wo die Mohammedaner eine non-violente Methode einschlagen, mit ihnen gemeinsame Sache machen, um Indiens Unabhängigkeit zu sichern. Wie ich den Hinduismus auffasse, gibt es für einen Hindu keinen anderen Weg, sei es nun zur Unabhängigkeit oder zum Swaraj innerhalb des Reiches, als den der non-violenten Non-Kooperation. Indien kann heute den Rang eines Dominions erreichen oder völlige Unabhängigkeit, wenn es das Geheimnis und die unsichtbare

Macht der Non-Violenz erkennt und sie sich dann aneignet. Sobald es das getan, ist es bereit, alle die verschiedenen Stufen der Non-Kooperation durchzuführen, die Steuerverweigerung eingeschlossen. Indien ist heute noch nicht bereit. Aber wenn wir vorbereitet sein wollen, jeden Plan, der für die Vernichtung der Türkei oder für die Verlängerung unserer Sklaverei ausgeheckt wird, zu durchkreuzen, müssen wir so bald wie möglich eine Atmosphäre einsichtiger Non-Violenz schaffen, nicht der Non-Violenz der Schwachen, sondern der Non-Violenz der Starken, die verschmähen zu töten, die aber gerne sterben für die Verteidigung der Wahrheit.

29. Juni 1921

Der Arbeits-Ausschuß und seine Befugnisse

Die Beschlüsse des Arbeitsausschusses haben feindselige Kritik hervorgerufen. Seine Vorschriften in bezug auf Anwälte, die der Non-Kooperation angehören und doch vor Gericht amtieren, und in bezug auf die Angeklagten, die der Non-Kooperation angehören und sich doch vor Gericht verteidigen lassen, sind ernstlich in Frage gestellt, ja es ist sogar angeregt worden, diese Vorschriften nicht zu beachten. Es dürfte also nötig sein, die Tätigkeit des Arbeitsausschusses zu prüfen. Bevor wir das aber tun können, müssen wir die Verfassung des Kongresses zu verstehen suchen.

Das Ziel des Kongresses ist Erlangung von Swaraj durch friedliche und gesetzmäßige Mittel. Der Kongreß hat so zu wirken, daß die Erreichung des bestimmten Zieles beschleunigt werde. Die Verfassung ist so angelegt, daß sich durch sie und an ihr die Fähigkeit der Nation zur

Selbstregierung ermessen und beweisen läßt. Sie errichtet zweifellos ein System freiwilliger Regierung, bei der die öffentliche Meinung und der gute Wille des Volkes die einzig zulässige Kraft ist. Und wenn man einmal begriffen, daß der Kongreß verpflichtet ist, dem bestehenden System entgegenzutreten und es, wenn nötig, zu zerstören, so ist leicht zu folgern, daß die Autorität der Regierung um so kleiner wird, je größer die Autorität des Kongresses ist. Sobald der Kongreß volles Vertrauen und *willigen Gehorsam* findet für seine Verordnungen, so ist Swaraj in vollem Maß erreicht. Denn dann muß die Regierung die Meinung des Volkes, wie sie sich im Kongreß ausdrückt, achten, oder sie muß abdanken. Der Kongreß muß deshalb die allereinheitlichste, die charaktervollste und die größte Organisation im Lande werden, muß aber auch für seine Politik bereitwilligste Aufnahme beanspruchen.

Der Kongreß tritt nur einmal im Jahr zusammen. Er setzt die Richtlinien der Politik fest. Der Ausschuß des allindischen Kongresses ist bestimmt, diese Politik durchzuführen. Er muß alle Beschlüsse interpretieren und alle neuen Angelegenheiten mit der gleichen Autorität wie der Kongreß behandeln. Die Mitglieder mögen die verschiedenen Vorschläge und Interpretationen so diskutieren wie sie wollen, doch müssen sich auch diejenigen, die abweichender Meinung sind, den Beschlüssen der Majorität fügen und sie getreulich ausführen — es wäre denn, daß es sich um Angelegenheiten von lebenswichtiger Grundsätzlichkeit handelte. Die Diskussionen im Ausschuß sollen nicht vor die Öffentlichkeit gebracht und dort wiederholt werden.

Damit der Ausschuß des allindischen Kongresses recht leistungsfähig werde, sieht die Verfassung einen

Arbeitsausschuß von fünfzehn Mitgliedern vor, der ziemlich oft zusammenzutreten hat und der fähig sein muß, alles zu erledigen, was ihm von dem Ausschuß des allindischen Kongresses zugewiesen wird. Es sind ihm alle Befugnisse des Ausschusses des allindischen Kongresses übertragen für die Zeit, da dieser keine Sitzungen hat. Er muß die öffentliche Meinung überwachen und leiten, er muß sie interpretieren, er muß allen Hilfsorganisationen die Arbeit anweisen, er muß die allindischen Finanzen verwalten, er muß die Gelder verteilen, und so oft Angelegenheiten von großer Wichtigkeit zu entscheiden sind, muß er eine Zusammenkunft des Ausschusses des allindischen Kongresses einberufen. Der Arbeitsausschuß ist für den Kongreß was ein Ministerium für das Parlament. Seine Entschlüsse müssen geachtet werden, wollen wir im Laufe dieses Jahres zu einer konstitutionellen Regierung kommen. Darum müssen ihm diejenigen Männer angehören, die beim Ausschuß des allindischen Kongresses und beim Volke die größte Achtung genießen. Er darf keine überstürzten Beschlüsse fassen und muß eine einheitliche und gleichmäßige Körperschaft sein. Er kann nicht zwei verschiedene Richtungen oder zwei verschiedene Parteien in sich enthalten. Während der Kongreß die ganze Nation vertritt und deshalb alle Parteien und Richtungen enthält, muß der Arbeitsausschuß aus Männern bestehen, die jene Partei vertreten, die das Vertrauen der Mehrheit der Abgeordneten genießt. Seine Beschlüsse sollten so gut wie einstimmig sein. Wenn ein Mitglied nicht mit den übrigen gehen kann, so mag es sich der Stimme enthalten oder zurücktreten, aber es soll keine Obstruktion treiben oder die Beratungen des Ausschusses durch eine öffentliche Diskussion in der Presse zu beeinflussen suchen.

Wenn nun auch die Beschlüsse des Arbeitsausschusses von den Mitgliedern des Kongresses zu befolgen sind, so ist er doch keine Körperschaft von diktatorischen Befugnissen. Er kann durch die Verweigerung des Vertrauensvotums von seiten des allindischen Kongreßausschusses abgesetzt werden. Seine Beschlüsse werden vom Ausschuß des allindischen Kongresses überwacht und können aus schwerwiegenden Gründen aufgehoben werden. Nach meiner bescheidenen Ansicht ist es schwerlich möglich, Swaraj im Laufe dieses Jahres zu erlangen, sofern den Beschlüssen des Arbeitsausschusses in der Öffentlichkeit kein Gewicht beigemessen wird. Jeder von uns muß deshalb dahin wirken, den Kongreß zu einer Körperschaft auszugestalten, der man unbedingt gehorcht und deren Beschlüsse bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt werden. Was die Regierung im äußersten Fall durch die Gewalt der Waffen zu erreichen sucht, das hofft der Kongreß durch die Gewalt der Zuneigung zu erreichen. Die Regierung hat sich unbedingten Gehorsam verschafft, indem sie die Herzen des Volkes in Furcht gesetzt. Der Kongreß muß dadurch Einfluß zu erlangen suchen, daß er sich die freiwillige Annahme seiner Grundsätze und seiner Politik sichert. Non-Violenz beherrscht alles, was in Verbindung steht mit dem Programm des Volkes. Aber jede Organisation hofft auf Grund der Mitarbeit des Volkes zum Ziel zu gelangen. Loyalität gegenüber den Beschlüssen des Kongresses ist ein *sine qua non* des Erfolges jener Bestimmung des Kongresses von Nagpur, daß Swaraj noch im Laufe dieses Jahres erlangt werden müsse. 29. Juni 1921

Wie der Boykott der ausländischen Stoffe durchzuführen ist

Es sollte heute nicht mehr nötig sein zu betonen, daß der vorgeschlagene Boykott der ausländischen Stoffe keine Vergeltungsmaßnahme bedeutet. Er ist für die nationale Existenz so notwendig wie der Atem für das Leben. Je rascher er deshalb zustande kommt, um so besser für das Land. Ohne diesen Boykott kann Swaraj nicht erlangt oder doch nicht gehalten werden. Es ist von allergrößter Wichtigkeit zu wissen, wie er noch vor dem nächsten ersten August bewerkstelligt werden könnte.

Um rasch zu dem Boykott zu kommen, ist es nötig, 1. daß die Spinnereibesitzer ihre Profite mäßigen und in der Hauptsache nur für den indischen Markt arbeiten, 2. daß die Importfirmen keine ausländischen Stoffe mehr einführen (der Anfang ist bereits durch drei Großhändler gemacht worden), 3. daß die Käufer sich weigern, irgendwelche ausländische Stoffe zu kaufen und wenn immer möglich *Khaddar* anschaffen, 4. daß die Käufer nur *Khaddar* tragen, damit die Fabrikstoffe für die Armen verfügbar bleiben, die den Unterschied zwischen *Swadeshi* und *Pardeshi*[92]) nicht kennen, 5. daß die Käufer, bis Swaraj erreicht und die Herstellung von Khaddar erhöht wird, nur so viel *Khaddar* verwenden als sie brauchen, um ihren Körper eben noch zu decken, 6. daß die Käufer die Pardeshistoffe entweder zerstören (wie sie berauschende Getränke zerstören, wenn sie das Gelübde der Abstinenz ablegen), oder sie nach auswärts verkaufen, oder sie zu Hause für alle schmutzigen Arbeiten tragen.

Es ist zu hoffen, daß alle Kreise, an die ich mich im vorstehenden gewendet, einheitlich und kräftig entsprechen werden. Letzten Endes aber hängt der Erfolg von

der hartnäckigen Entschlossenheit des Käufers ab. Er braucht nur keine Lust mehr zu zeigen, den Sklavenring zu tragen. 6. Juli 1921

Anhang

Die Zerstörung ausländischer Stoffe: Ich habe bereits hervorgehoben, daß dem Einwand, man solle die ausländischen Stoffe nach Smyrna schicken, keine große Kraft innewohne. Indessen ist er ein Zugeständnis an die öffentliche Meinung unter den Mohammedanern. Gewiß ist, daß der Verbrauch fremder Stoffe nur für Indien ein Gift bedeutet, nicht aber für Smyrna, denn die Erzeugung von Stoffen war in Smyrna nie ein lebenswichtiger Faktor wie in Indien. Indem wir die ausländischen Stoffe verbrennen, verbrennen wir unsere Neigung für ausländische Kostbarkeiten. Die Wirkung wäre für Indien gleich unheilvoll gewesen, wenn es statt von England von Japan zum erstenmal in Versuchung geführt worden wäre. Die Absicht war, uns selber zu strafen und nicht die Ausländer. Wir boykottieren nicht die englischen, sondern alle ausländischen Stoffe. Das eine wäre ebenso bedeutungslos, wie das andere eine heilige Pflicht ist. Der Gedanke, die Stoffe zu verbrennen, entsprang nicht dem Hasse, sondern der Reue über die Sünden, die wir begangen. Auch die kürzeste Überlegung müßte dem Gegner sagen, daß die Verbrennung der Stoffe uns ernst und nachdenklich machen muß und dadurch die Herstellung neuer Stoffe anregen — wie es auch geschehen. Das Übel saß so tief, daß eine Operation zur Notwendigkeit geworden. Die schlechtgekleideten oder nackten Millionen Indiens brauchen keine Wohltätigkeit, sondern Arbeit, die sie in ihren Hütten leicht ausführen können. Haben die Armen nicht auch ihre Selbstachtung und ihre Vaterlandsliebe? Ist das Evangelium des Swadeshi nur für die Wohlhabenden? 15. September 1921

Die Verbrennung in Bombay: Die feierliche Verbrennung im Garten von Mr. Sobani in Parel muß in den Anwesenden auch die letzten Zweifel an der Nützlichkeit und Wirksamkeit der Verbrennung ausländischer Stoffe zerstört haben. Es war ein begeisternder Anblick, dem sich Tausende hingegeben. Und als die Flamme emporzüngelte und die ganze Pyramide einhüllte, stieg ein Schrei der Freude in die Luft empor. Es war, wie wenn unsere Fesseln zerbrochen wären. Eine heiße Woge von Freiheit ging durch die große Schar der Teilnehmer. Es war eine edle Handlung, edel vollzogen. Sie hat einen mächtigen Eindruck gemacht auf das Volk. Und nichts sonst,

was mit Swadeshi zusammenhängt, hätte einen solchen Eindruck hervorrufen können. Die Feier wurde dadurch besonders bedeutungsvoll, daß es nicht etwa Lumpen waren, die da verbrannt wurden, sondern von den allerfeinsten Saris, Hemden und Jacken. Ich weiß, daß in einzelnen Fällen auserlesene Seidenstoffe, die die Mütter für die Aussteuer ihrer Töchter aufgehoben, den Flammen übergeben wurden. Eben daß solch wertvolle kostbare Stücke verbrannt wurden, machte den besondern Wert der Handlung aus. Nicht weniger als 150 000 Stücke wurden verbrannt, darunter solche im Werte von mehreren hundert Rupien. Ich bin sicher, daß alles zum Besten des Landes gereichte. Es wäre ein Verbrechen gewesen, solche Sachen den Armen zu schenken. Stellt euch doch nur einmal vor, was das wäre, wenn die Armen solch köstliche Seide trügen. Gelinde gesagt wäre es im höchsten Grad unkünstlerisch und unangemessen gewesen. Die meisten der verbrannten Sachen haben keine Beziehung zu dem Leben der armen Leute. Die Kleider des Mittelstandes haben eine solche Wandlung durchgemacht, daß sie sich nicht für eine Schenkung an die Armen eignen würden. Einem Armen eine gebrauchte, kostbare Toilettenbürste zu geben, wäre nicht weniger sinnlos. Ich hoffe deshalb, daß man in ganz Indien mit dem Verbrennen fortfahren werde, bis jedes ausländische Bekleidungsstück zu Asche verbrannt oder über das Meer geschickt worden.

11. August 1921

An die Engländer in Indien (II)

Liebe Freunde, es ist das zweite Mal, daß ich mich an Euch wende. Ich weiß, daß die meisten unter Euch die Non-Kooperation hassen. Aber ich möchte Euch nun bitten, sofern Ihr mir Ehrenhaftigkeit zubilligen könnt, zwei meiner verschiedenen Unternehmungen für sich und ohne Bezug auf die andern zu betrachten.

Ich kann meine Ehrlichkeit nicht beweisen, wenn Ihr sie nicht fühlt. Einige meiner indischen Freunde beschuldigen mich der Spiegelfechterei, insofern ich sage, wir sollten nicht die Engländer hassen, sondern nur das System, das sie in Indien errichtet. Ich möchte versuchen, ihnen zu zeigen, daß man die Schlechtigkeit eines Bru-

ders verabscheuen kann, ohne ihn deswegen zu hassen. Jesus klagte die Schriftgelehrten und Pharisäer der Schlechtigkeit an, aber er haßte sie nicht. Nicht für sich allein aber verkündigte er dies Gesetz, den Menschen zu lieben, das Böse im Menschen jedoch zu hassen, er verkündigte es für die ganze Welt und zu allgemeiner Anwendung. Tatsächlich finde ich es auch in allen übrigen heiligen Schriften der Welt.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich dem menschlichen Wesen die größte Aufmerksamkeit schenke und meine eigenen Fehler scharf untersuche. Dabei habe ich gefunden, daß der Mensch mehr wert ist als das System, das er entwirft. Und so weiß ich denn auch, daß Ihr als einzelne genommen unendlich besser seid als das System, das Ihr als Gesamtheit entwickelt. Jeder einzelne meiner Landsleute in Amritsar war an jenem zehnten April besser als die Menge, deren Glied er war. Als einzelner und Mensch wäre jeder davor zurückgeschreckt, die unschuldigen englischen Bankdirektoren zu töten. Aber in jener Menge vergaß mancher sich selber. Ähnlich verhält es sich mit dem Engländer, der als Beamter anders ist denn als Privatmann. Ebenso ist auch der Engländer in England verschieden von dem Engländer in Indien. Hier in Indien gehört jeder einem System an, dessen Niederträchtigkeit gar nicht zu beschreiben ist. Es ist mir deshalb möglich, das System in den schärfsten Ausdrücken zu verurteilen, ohne Euch deshalb für schlecht zu halten und ohne jedem Engländer schlechte Absichten zu unterschieben. Ihr seid ebensosehr Sklaven des Systems wie wir. Ich möchte deshalb, daß Ihr mir Gegenrecht hieltet und mir keine Absichten unterschöbet, die Ihr in meinen Schriften nicht finden könnt. Ich decke Euch alle meine Absichten und Beweggründe auf, wenn

ich sage, daß ich ungeduldig bin, ein System zu bessern oder zu beseitigen, das einerseits bewirkt, daß Indien sich einer Handvoll Engländer ausgeliefert findet, und andererseits, daß sich die Engländer nur im Schatten ihrer Festungen — die man in Indien wahrhaftig nicht übersehen kann — sicher fühlen. Es ist für Euch und für uns ein entwürdigendes Schauspiel. Unser öffentliches Leben beruht auf gegenseitigem Mißtrauen und gegenseitiger Furcht. Ihr werdet zugeben, daß das unmännlich ist. Ein System, daß für einen solchen Zustand verantwortlich, kann nicht anders als teuflisch sein. Ihr sollt in der Lage sein, als ein Teil des indischen Volkes in Indien zu leben und nicht immer nur als fremde Ausbeuter. Für einen Engländer, der getötet wird, müssen tausend Inder sterben — das ist ein Ausspruch schwärzester Verzweiflung und doch wurde er, Ihr könnt mir glauben, im Jahre 1919 von dem Höchsten unter Euch getan.

Ich fühle mich fast versucht, Euch zu bitten, Euch mit mir zu vereinigen in der Zerstörung eines Systems, das uns beide, Euch und uns, langsam zugrunde gerichtet. Aber ich kann es heute noch nicht. Wir haben uns noch nicht ernst, aufopferungsfähig und selbstbeherrscht genug erwiesen, um solche Vollkommenheit zu beanspruchen.

Aber ich ersuche Euch, uns beizustehen in unserem Boykott der ausländischen Stoffe und in unserem Kampfe gegen die Trunksucht.

Die Stoffe von Lancashire wurden, wie englische Historiker gezeigt haben, Indien aufgezwungen, und seine eigenen weltberühmten Manufakturen wurden überlegt und systematisch zerstört. Indien ist nun deshalb nicht nur von Lancashire abhängig, sondern auch von Japan, Frankreich und Amerika. Seht doch einmal zu, was das

für Indien bedeutet. — Wir müssen jedes Jahr 600000000 Rupien für Stoffe außer Landes schicken. Wir erzeugen Baumwolle genug für unsern eigenen Bedarf. Ist es nicht einfach Wahnsinn, die Baumwolle aus Indien fortzuschicken, damit sie auswärts zu Stoffen verarbeitet wird, die dann wieder in Indien eingeführt werden? War es recht, Indien in einen solchen hilflosen Zustand zu versetzen?

Vor hundertundfünfzig Jahren noch stellten wir alle unsere Stoffe selber her. Unsere Frauen spannen in ihren eigenen Hütten feine Garne und ergänzten dadurch den Verdienst der Männer. Die Dorfweber woben diese Garne. Es war ein unentbehrlicher Teil der Volkswirtschaft in einem großen, ackerbautreibenden Lande wie dem unsrigen. Es ermöglichte uns, in natürlichster Weise unsere freie Zeit zu nützen. Heute haben unsere Frauen die Kunstfertigkeit ihrer Hände verloren, und die erzwungene Untätigkeit von Millionen hat eine Verarmung des Landes bewirkt. Viele Weber sind Straßenkehrer geworden. Andere haben sich anwerben lassen. Das Geschlecht der Kunstweber ist zur Hälfte ausgestorben, und die übrigen verarbeiten importiertes Garn in Ermangelung des feineren handgesponnenen Garnes.

Vielleicht begreift Ihr nun, was der Boykott der ausländischen Stoffe für Indien bedeutet. Er soll keine Strafe sein. Wenn auch die Regierung das Unrecht heute wiedergutmachte, das sie den Mohammedanern und dem Pandschab angetan und Indien sofort zum Swaraj verhülfe, müßte der Boykott gleichwohl weitergeführt werden. Swaraj bedeutet doch zum allermindesten die Möglichkeit für Indien, seine Industrien zu erhalten, die für die ökonomische Existenz unerläßlich sind und eine Einfuh zu verbieten, die diese Existenz bedroht. Landwirtschaft

und Handspinnen sind die beiden Lungen unseres nationalen Körpers. Sie müssen unter allen Umständen vor Vernichtung bewahrt werden.

In dieser Sache dürfen wir nicht länger zuwarten. Die Interessen der ausländischen Fabrikanten und der indischen Importeure haben nicht mitzusprechen, wenn das ganze Volk darbt aus Mangel an einer allgemein zugänglichen und einträglichen Beschäftigung, die die Landwirtschaft ergänzen kann.

Es wäre ein Irrtum, wolltet Ihr die Bewegung als Boykott aller ausländischen Waren auffassen. Indien wünscht sich nicht dem internationalen Handel zu verschließen. Andere Fabrikate als Kleider, Fabrikate, die außerhalb Indiens besser hergestellt werden können, muß Indien gern entgegennehmen zu Bedingungen, die für beide Teile vorteilhaft sind. Nichts kann Indien aufgezwungen werden. Doch möchte ich jetzt nicht nach der Zukunft ausschauen. Ich halte es für gewiß, daß es Indien und England in absehbarer Zeit möglich sein wird, unter gleichen Bedingungen zusammen zu arbeiten. Dann ist die Zeit da, um über die Handelsbeziehungen zu reden. Heute erbitte ich Eueren Beistand für unser Bemühen, einen Boykott der ausländischen Stoffe durchzuführen.

Von ähnlicher Wichtigkeit ist der Kampf gegen das Trinken. In den Branntweinbuden ist dem Land ein unerträglicher Fluch aufgezwungen worden. Noch nie zeigte das Volk soviel Verständnis für diese Frage wie heute. Ich gebe zu, daß in dieser Sache die indischen Minister wirksamer helfen könnten als Ihr. Doch wäre es mir recht, Ihr würdet Euch darüber klar und deutlich aussprechen. Unter jeder Regierung wird das Volk, soweit ich zu sehen vermag, auf dem totalen Verbot be-

harren. Ihr könnt die zunehmende Bewegung unterstützen, indem Ihr Euern Einfluß zugunsten des Volkes geltend macht. 13. Juli 1921

Ein Treuebekenntnis

In einem seltsamen anonymen Brief, der mir zugegangen, werde ich darum bewundert, daß ich eine Sache aufgenommen, die dem Herzen Lokamanyas*) teuer war, und es wird mir gesagt, daß sein Geist in mich eingegangen sei und daß ich mich nun als ein würdiger Nachfolger dieses Mannes zu erweisen habe. Überdies ermahnt mich der Brief, in der Ausführung des Swarajprogrammes den Mut nicht zu verlieren und behauptet zum Schluß, es sei ein Betrug, wenn ich mich als politischen Schüler von Gokhale ausgebe. Daß doch die Briefschreiber die knechtische Gewohnheit, anonyme Briefe zu schreiben, endlich einmal aufgeben wollten! Wir, die wir uns bemühen, den Swarajgeist zu entwickeln, sollten den Mut haben, unsere Gedanken furchtlos auszusprechen. Da jedoch die Angelegenheit, die der Brief berührt, von allgemeiner Wichtigkeit ist, erfordert sie eine Antwort. Ich kann nicht die Ehre für mich in Anspruch nehmen, ein Nachfolger Lokamanyas zu sein. Ich bewundere ihn wie Millionen seiner Landsleute wegen seines unbeugsamen Willens, seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner Liebe zum Vaterland, besonders aber wegen der Reinheit seines Privatlebens und wegen seiner großen Aufopferungsfähigkeit. Mehr als alle Menschen der Gegenwart fesselte er die Einbildungskraft seines Volkes. Er erfüllte uns mit dem Atem des Swaraj. Keiner vielleicht erkannte die

*) s. d. Anhang dieses Aufsatzes und Anmerkung 75.

Mangelhaftigkeit des bestehenden Regierungssystems wie Mr. Tilak. In aller Bescheidenheit darf ich von mir sagen, daß ich seine Botschaft so gut wie irgendeiner seiner Jünger dem Lande verkünde. Daneben aber bin ich mir bewußt, daß mein Verfahren nicht übereinstimmt mit dem Verfahren Tilaks. Und eben aus diesem Grunde habe ich immer noch Schwierigkeiten mit einigen der Führer von *Maharashtra*[93]. Indessen glaube ich aufrichtig, daß Tilak meine Methode nicht abschätzig beurteilte. Er hat mich seines Vertrauens gewürdigt. Und noch vierzehn Tage vor seinem Tode sagte er mir in Gegenwart mehrerer Freunde, daß meine Methode ausgezeichnet sei, wenn das Volk dazu gebracht werden könne, sie anzunehmen. Indessen hege er Zweifel. Es war sein letztes Wort zu mir.

Ich kenne keine andere Methode. Ich kann nur hoffen, daß das Land, wenn wir auf die entscheidende Probe gestellt werden, zeige, daß es eins geworden mit der Methode der non-violenten Non-Kooperation. Ich bin mir auch meiner übrigen Grenzen bewußt. Ich kann nicht den Anspruch erheben, sein Schüler zu sein. Mir geht seine Organisationskraft ab. Ich habe keine einheitliche, disziplinierte Partei zur Verfügung, und da ich während dreiundzwanzig Jahren im Ausland gewesen, habe ich in bezug auf Indien nicht die Erfahrung, wie Tilak sie besaß. Zwei Dinge allerdings haben wir gemein, in ausgiebigstem Maße — die Liebe zum Heimatland und das rastlose Streben nach Swaraj. Ich kann deshalb dem anonymen Schreiber versichern, daß ich hinter keinem zurückstehe, was die Verehrung des Andenkens des Verstorbenen betrifft, und daß ich in Verfolgung unseres Zieles, Swaraj, Seite an Seite mit den vordersten der Jünger Lokamanyas kämpfen werde. Ich

weiß, daß die einzige Verehrung, die er entgegenzunehmen gewillt, möglichst baldige Erlangung von Swaraj ist. Das und nichts anderes kann seinem Geist Frieden verschaffen.

Jüngerschaft dagegen ist eine heilige und persönliche Angelegenheit. Ich fiel im Jahre 1888 Dadabhai zu Füßen, aber er schien allzuweit weg zu sein von mir. Ich hätte sein Sohn sein können, nicht sein Schüler. Ein Jünger ist mehr als ein Sohn. Jüngerschaft ist eine zweite Geburt. Es ist freiwillige Hingabe. Im Jahre 1896 traf ich im Zusammenhang mit meiner afrikanischen Mission fast alle der bekannten indischen Führer. Justice Ranade flößte mir Ehrfurcht ein. Ich konnte in seiner Gegenwart kaum sprechen. Badruddin Tyabji war mir wie ein Vater und verlangte von mir, ich solle mich durch Ranade und Pherozeshah[94]) leiten lassen. Der letztere wurde mein Meister. Sein Wille mußte mir Gesetz sein. „Sie müssen am 26. September in einer öffentlichen Versammlung sprechen. Sie müssen aber pünktlich sein." Ich gehorchte. Am 25. abends hatte ich auf ihn zu warten. Ich tat es.

„Haben Sie Ihre Rede geschrieben?" fragte er mich.

„Nein, Sir."

„Das hätten Sie anders machen sollen, junger Mann. Können Sie sie in der Nacht niederschreiben?"

„Munshi, Sie müssen zu Mr. Gandhi gehen und das Manuskript in Empfang nehmen. Es muß noch während der Nacht gedruckt werden. Und Sie müssen mir einen Abzug schicken." Indem er sich mir zuwandte, fügte er bei: „Gandhi, Sie müssen keine lange Rede verfassen. Das Publikum von Bombay erträgt keine langen Reden." Ich fügte mich.

Der Löwe von Bombay lehrte mich, Befehle entgegenzunehmen. Er machte mich nicht zu seinem Schüler. Er versuchte es nicht einmal.

Von dort ging ich nach Poona. Ich war da gänzlich fremd. Mein Gastfreund führte mich zuerst zu Tilak. Ich traf ihn umgeben von seinen Gefährten. Er hörte mir zu und sagte: „Wir müssen eine Versammlung veranstalten für Sie. Aber vielleicht wissen Sie nicht, daß wir leider zwei Parteien haben. Sie müssen für einen Versammlungsleiter sorgen, der keiner Partei angehört. Wollen Sie zu Dr. Bhandarkar gehen?“ Ich willigte ein und verabschiedete mich. Ich hatte keinen bestimmten Eindruck empfangen von Mr. Tilak und erinnere mich nur noch, daß seine liebenswürdige Zutraulichkeit meine Aufregung beruhigte. Von ihm weg ging ich wohl zu Gokhale und dann zu Dr. Bhandarkar. Der letztere empfing mich wie der Lehrer seinen Schüler:

„Sie scheinen ein ernsthafter und begeisterter junger Mann zu sein. Es sind nicht viele, die mich zu dieser heißesten Tageszeit aufsuchen. Ich beteilige mich nie mehr an öffentlichen Versammlungen. Aber nun haben Sie mir eine solch bewegte Geschichte erzählt, daß ich Ihnen zuliebe eine Ausnahme machen muß.“

Ich betete den verehrungswürdigen Doktor mit seinem weisen Gesichte an. Aber ich fand für ihn keinen Platz auf dem kleinen Thron. Er blieb noch unbesetzt. Ich hatte manchen Führer, aber noch keinen König.

Mit Gokhale[43]) war es anders, ohne daß ich sagen könnte warum. Ich traf ihn in seiner Wohnung in der Nähe des Schulhauses. Es war, als ob ich einen alten Freund wiedersähe, oder besser, eine Mutter nach einer langen Trennung. Sein freundliches Gesicht benahm mir sofort alle Befangenheit. Ich mußte ihn gleich ins Herz schließen, als er sich so genau nach mir und meiner Wirksamkeit in Südafrika erkundigte. Und als ich von ihm wegging, sagte ich zu mir: „Das ist mein Mann.“ Und

von da an verlor mich Gokhale nie mehr aus den Augen. Als ich im Jahre 1901 zum zweitenmal von Afrika zurückkehrte, kamen wir uns noch näher. Er „nahm mich einfach in die Hände“ und begann mich zu bilden. Er achtete darauf wie ich sprach, wie ich mich kleidete, wie ich ging und wie ich aß. Meine Mutter war nicht mehr besorgt um mich als Gokhale. Wir verbargen, soweit ich zu urteilen vermag, nichts voreinander.

Es war wirklich ein Fall von Liebe auf den ersten Blick, und sie hielt den strengsten Ansprüchen im Jahre 1913 stand. Er schien mir alles zu sein, was man von einem politischen Führer verlangen kann: rein wie Kristall, sanft wie ein Lamm, tapfer wie ein Löwe und ritterlich bis zum Übermaß. Möglicherweise ist er nichts von alledem gewesen. Aber das berührt mich nicht weiter. Es genügt mir, daß ich keinen Fehler in ihm finden konnte, an dem ich hätte herumkritisieren können. Er war und blieb für mich der vollkommenste Mann auf dem Gebiete der Politik. Nicht daß wir deswegen keine Auseinandersetzungen gehabt hätten. Gerade im Jahre 1901 gingen wir weit auseinander in bezug auf soziale Einrichtungen, besonders in bezug auf die Wiederverheiratung der Witwen. Wir entdeckten Unterschiede in unserer Beurteilung der europäischen Zivilisation. Er gab offen zu, daß er mit meinen extremen Anschauungen in bezug auf die Non-Violenz nicht übereinstimme. Aber diese Verschiedenheit der Ansichten berührte unsere Freundschaft nicht. Nichts konnte uns auseinanderbringen. Es wäre Blasphemie, wollte man sich fragen, was geschehen wäre, wenn er am Leben geblieben. Ich weiß, daß ich mich weiter seiner Führung unterstellt hätte.

Ich habe dieses Geständnis abgelegt, weil mich der anonyme Briefschreiber verletzte durch seine Behaup-

tung, ich habe mich in meiner Angabe in bezug auf meine politische Schülerschaft eines Betruges schuldig gemacht. Wäre ich etwa nachlässig gewesen in meinem Bekenntnis zu ihm, der nun stumm geworden? Ich hielt mich für verpflichtet, meine Treue gegenüber Gokhale zu erklären, besonders da ich heute einer Partei anzugehören scheine, die die indische Meinung als Gegner der Partei Gokhales bezeichnet. 13. Juli 1921

Anhang

Lokamanya.

Lokamanya Bal Gangadhar Tilak ist nicht mehr. Man kann es fast nicht glauben, daß er tot sein soll. Er war so sehr mit dem ganzen Volke verbunden. Kein Mann unserer Tage hielt die Massen in der Hand wie er. Außergewöhnlich war die Ergebenheit, die ihm von Tausenden seiner Landsleute entgegengebracht wurde. Er war fraglos der Abgott seines Volkes. Sein Wort galt Tausenden als Gesetz. Ein Riese unter den Menschen ist gefallen. Der Löwe ist zum Schweigen gebracht worden.

Wodurch wurde seine Macht über das Volk bedingt? Ich meine, die Antwort sei einfach genug. Die Vaterlandsliebe war seine Leidenschaft. Er kannte keine andere Religion als die Liebe zu seinem Vaterland. Er war der geborene Demokrat. Er glaubte an die Überlegenheit der Majorität mit einer Kraft, die mich eigentlich erschreckte. Das aber verlieh ihm die Macht. Er hatte einen eisernen Willen und setzte ihn ein für sein Land. Sein Leben liegt offen vor jedem. Seine Bedürfnisse waren einfach. Sein Leben war makellos. Seine prachtvollen Begabungen widmete er dem Lande. Keiner verkündete das Evangelium des Swaraj mit so viel Beharrlichkeit und Eindringlichkeit wie er. Seine Landsleute glaubten deshalb unbedingt an ihn. Sein Mut versagte nie. Sein Optimismus war unverwüstlich. Er hatte gehofft, Swaraj noch zu seinen Lebzeiten verwirklicht zu sehen. Wenn das nicht gelang, war es nicht seine Schuld. Sicher brachte er uns das Ziel um manches Jahr näher. Für uns, die wir zurückbleiben, ist es Pflicht, uns nun doppelt anzustrengen, um es in der kürzesten Zeit zu verwirklichen.

Lokamanya war ein unerbittlicher Feind der Bureaukratie, was aber nicht heißen will, daß er die Engländer oder die englische

Herrschaft haßte. Die Engländer möchten doch ja nicht in den Fehler verfallen, sich ihn als Feind vorzustellen.

Es war mir vergönnt, einen improvisierten, aber gelehrten Vortrag anzuhören, den er während des Kongresses in Kalkutta hielt und in dem er über die Eignung des Hindi zur Nationalsprache redete. Er war eben vom Kongreßgebäude zurückgekommen. Es war ein Genuß, seinen ruhigen Ausführungen über das Hindi zu lauschen. Im Verlauf seiner Rede stattete er den Engländern heißen Dank ab für ihre Sorge um die Landessprachen. Durch seinen Besuch in England wurde er trotz seiner schlechten Erfahrungen mit englischen Gerichten zu einem überzeugten Verehrer der englischen Demokratie und er machte in allem Ernst den unmöglichen Vorschlag, daß England durch den Kinematographen über den Pandschab aufgeklärt werden sollte. Ich berichte diesen Vorfall nicht etwa deshalb, weil ich seinen Glauben teilte (was ich nicht kann), sondern um zu zeigen, daß in ihm kein Haß war gegen die Engländer. Aber er konnte und wollte sich nicht abfinden mit einer untergeordneten Stellung Indiens innerhalb des Reiches. Er verlangte sofortige Gleichstellung, auf die nach seiner Überzeugung das Land allen Anspruch hatte. Und in seinem Kampf für Indiens Freiheit schonte er die Regierung nicht. Im Kampf für die Freiheit gab er keinen Pardon und verlangte keinen. Ich hoffe, England werde den Wert des Mannes zu würdigen wissen, den Indien anbetete.

Wir aber werden ihn den künftigen Generationen überliefern als den Schöpfer des modernen Indiens. Sie werden sein Gedächtnis als das eines Mannes ehren, der für sie lebte und starb. Es ist eine Lästerung, von einem solchen Mann zu sagen, er sei tot. Das Dauernde in ihm wird für immer bei uns bleiben. Wir wollen diesem einzigen *Lokamanya* Indiens ein unvergängliches Denkmal errichten, indem wir seine Tapferkeit, seine Einfachheit, seinen wunderbaren Fleiß und seine Vaterlandsliebe in uns aufnehmen. Gott möge seiner Seele Frieden geben.

4. August 1920

Die Lage der Frauen

Shrimati Saraladevi von Katak schreibt: „Müssen Sie nicht gestehen, daß die Behandlung der Frau ein ebenso schlimmes Übel bedeutet wie die Unberührbarkeit? Das Benehmen der jungen ‚Nationalisten', mit denen ich in Berührung gekommen, war in neunzig von hundert

Fällen roh und gemein. Wie viele Non-Kooperationisten gibt es in Indien, die die Frau nicht lediglich als ein Objekt ihrer Lüste betrachten? Ist jene wesentliche Bedingung eines Erfolges — Selbstläuterung — möglich ohne eine Änderung im Verhalten gegenüber den Frauen?“ —

Ich kann nicht zugeben, daß die Behandlung der Frauen ein ebenso schlimmes Übel ist wie die Unberührbarkeit. Shrimati Saraladevi hat das Übel sehr stark übertrieben. Auch kann die Behauptung, daß die Non-Kooperationisten nur auf Befriedigung ihrer Lüste aus seien, nicht aufrechterhalten werden. Durch Übertreibung muß jede Sache verlieren. Dagegen stimme ich gern der Äußerung zu, daß wir Männer — wollen wir für das wahre Swaraj vorbereitet sein — den Frauen und ihrer Reinheit größere Achtung entgegenbringen müssen. Mr. Andrews schlägt einen viel überzeugenderen Ton an als Frau Saraladevi, wenn er uns in seiner warmbegeisterten Sprache sagt, wir dürften unsere gefallenen Schwestern nicht verhöhnen. Es ist ein nichtswürdiges Beginnen, wenn behauptet wird, es haben sich einige Non-Kooperationisten dazu hergegeben, mit Behagen zu erzählen, verschiedene dieser irrenden Schwestern hätten sich für die Non-Kooperationisten reserviert. In dieser Angelegenheit von wesentlicher Bedeutung für unser sittliches Wohlergehen darf es keinen Unterschied geben zwischen Kooperationisten und Non-Kooperationisten. Wir Männer müssen uns alle schämen, solange es auch nur eine einzige Frau gibt, die wir der Lust ausliefern. Ich möchte lieber, daß die Menschheit ausstürbe, als daß wir geringer als die Tiere werden sollten, indem wir aus dem Edelsten, was Gottes Schöpfung aufweist, ein Werkzeug unserer Lüste machen. Aber dieses Problem gilt nicht nur für Indien. Es ist ein Weltproblem. Und wenn ich gegen das heutige erkünstelte

Leben sinnlicher Vergnügungen auftrete und die Frauen und die Männer auffordere, zu dem alten, einfachen Leben, das im Spinnrad seinen Ausdruck findet, zurückzukehren, so geschieht es, weil ich weiß, daß es ohne überlegte Rückkehr zur Einfachheit keine Rettung gibt vom Sturz in einen Zustand, der unter der Tierheit ist. Ich verlange für unsere Frauen leidenschaftlich den höchstmöglichen Grad von Freiheit. Ich verabscheue die Kinderheiraten. Es schaudert mich, wenn ich ein Kind sehe, das schon verwitwet ist, und ich erzittere in Zorn, wenn ich mit ansehen muß, wie ein Ehemann, der eben Witwer geworden, mit gemeiner Unbekümmertheit eine andere Ehe schließt. Ich bedaure die verbrecherische Gleichgültigkeit der Eltern, die ihre Töchter in Unwissenheit und Unbildung belassen und sie nur zu dem einen Zweck erziehen: sie mit einem bemittelten jungen Mann zu verheiraten. Ungeachtet all dieses Kummers und dieses Zornes erkenne ich die Schwierigkeit des Problems. Die Frauen müssen das Stimmrecht haben und müssen vor dem Gesetze den Männern gleich sein. Aber damit ist das Problem nicht gelöst. Es fängt erst da an, wo die Frau an den politischen Auseinandersetzungen der Nation teilzunehmen beginnt.

Um zu verdeutlichen, was ich damit meine, möchte ich die entzückende Schilderung wiedergeben, die mir ein lieber mohammedanischer Freund von seiner Unterhaltung mit einer bekannten Frauenrechtlerin in London entworfen. Er nahm an einer Frauenversammlung teil. Eine befreundete Frau war sehr überrascht, einen Mohammedaner in einer solchen Versammlung zu finden. Sie erkundigte sich, wie und warum er hergekommen sei. Er erklärte, daß er zwei wichtige und zwei weniger wichtige Gründe dafür habe. Sein Vater sei gestorben,

als er noch ein Kind gewesen. So schulde er denn alles, was er nun geworden, seiner Mutter. Danach habe er sich mit einer Frau verheiratet, die ihm zu einer wirklichen Mitarbeiterin geworden. Endlich habe er keinen Sohn, aber vier minderjährige Töchter, an deren Entwicklung er als Vater großen Anteil nehme. Es sei also wohl kein Wunder, daß er Feminist geworden.

Weiter führte er aus, daß man die Mohammedaner der Gleichgültigkeit gegenüber den Frauen bezichtige. Es sei noch keine größere Verleumdung ausgesprochen worden. Das Gesetz des Islam gewähre den Frauen die gleichen Rechte wie den Männern. Er glaube, daß der Mann um seiner Gelüste willen die Frau erniedrigt. Statt ihre Seele, habe er sich vorgenommen, ihren Leib zu verehren, und das sei ihm so wohl gelungen, daß die Frauen heute, ohne sich dessen bewußt zu werden, nur noch die Schönheit ihres Körpers pflegen, was doch eigentlich ein Zeichen von Sklaverei sei. Mit fast erstickter Stimme fügte mein Freund fragend bei, warum denn sonst die gefallenen Schwestern in der Pflege ihres Leibes die größte Freude fänden? Haben wir Männer ihnen nicht die Seele ausgetrieben? Nein, fügte er bei, indem er sich wieder beherrschte, er verlange für die Frau nicht bloß äußere Freiheit, er verlange, daß auch die Fesseln gebrochen werden, mit denen sie sich selber gebunden. Und deshalb beabsichtige er, seine Töchter einen Beruf erlernen zu lassen, der sie unabhängig mache.

Ich will nichts weiter anführen von dieser bedeutsamen Unterredung, möchte aber, daß meine verehrte Briefschreiberin nachdenke über den wesentlichen Gehalt dessen, was mein mohammedanischer Freund gesagt und dann das Problem in Angriff nehme. Die Frau muß aufhören, sich selber als Objekt der Lüste des Mannes

zu betrachten. Das Heilmittel liegt mehr in ihren Händen als in den Händen der Männer. Sie muß sich weigern, sich selber für den Mann herauszuputzen, und wärs auch für den Ehemann, wenn sie eine gleichberechtigte Genossin des Mannes werden will. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sita auch nur einen Augenblick ihre Zeit daran verschwendete, Rama durch körperliche Reize gefallen zu wollen. 21. Juli 1921

Nationale Erziehung

So viele seltsame Dinge sind gesagt worden über meine Stellung zur Frage der nationalen Erziehung, daß es vielleicht nicht unangebracht ist, meine Auffassung öffentlich darzulegen:

Nach meiner Ansicht ist das gegenwärtige Erziehungssystem, abgesehen von seiner Verbindung mit einer äußerst ungerechten Regierung, in drei wichtigen Punkten mangelhaft.

1. Beruht es auf einer fremden Kultur und schließt die einheimische Kultur sozusagen vollständig aus.

2. Mißachtet es die Bildung des Herzens und der Hand und beschränkt sich einfach genug auf die Bildung des Geistes.

3. Kann wahre Erziehung nicht durch eine fremde Sprache vermittelt werden.

Wir wollen die drei Mängel genauer ansehen. Auch in ihren ersten Anfängen behandeln die Schulbücher nicht Gegenstände, die das Kind durch den täglichen Umgang kennt, sondern solche, die ihm vollständig fremd sind. Der Knabe kann aus den Schulbüchern nicht lernen, was im täglichen Leben recht und unrecht ist. Es wird

ihm nie gesagt, daß er auf seine Umgebung stolz sein dürfe. Und je höher er nun steigt in der Schule, um so weiter weggenommen wird er von seinem Hause, so daß er am Ende seiner Erziehung der Heimat ganz entfremdet ist. Er sieht nicht mehr das Poetische im Leben seiner Heimat. Was sich im Dorf begibt, steht für ihn in einem versiegelten Buch. Seine eigene Kultur wird ihm als einfältig, barbarisch, abergläubisch und als nutzlos für alle praktischen Angelegenheiten dargestellt. Seine Erziehung ist darauf berechnet, ihn von seiner ererbten Kultur abzubringen. Und die Mehrheit der so erzogenen Kinder erscheint nur deshalb nicht völlig entnationalisiert, weil die alte Kultur so tief in ihnen verwurzelt ist, daß sie durch eine solche Erziehung wohl in ihrer Entfaltung gehemmt, nicht aber gänzlich ausgerottet werden kann. Wenn ich könnte wie ich wollte, würde ich die Mehrzahl der bestehenden Schulbücher vernichten und die Abfassung von Schulbüchern veranlassen, die zum Leben der Heimat in Beziehung stehen, so daß zwischen Erziehung und Heimat eine Wechselwirkung entstünde.

Sodann aber, und was auch immer für andere Länder gelten möge, kommt es für Indien, wo mehr als achtzig Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt sind und weitere zehn Prozent in der Industrie, einem Verbrechen gleich, wenn die Erziehung rein literarisch gestaltet wird und dadurch die Knaben und Mädchen für Handarbeit im späteren Leben untauglich gemacht werden. Da nun einmal der größte Teil unseres Lebens der Arbeit für das tägliche Brot gewidmet sein muß, halte ich dafür, daß unsern Kindern von klein auf der Wert und die Würde solcher Arbeit gelehrt werde. — Unsere Kinder sollten nicht in einer Weise unterrichtet werden, daß sie später die Arbeit geringschätzen.

Ich sehe nicht ein, warum ein Bauernsohn, nachdem er die Schule durchlaufen, für die Landarbeit unbrauchbar sein soll, wie das heute der Fall ist. Es ist eine traurige Sache, daß unsere Schuljugend die Handarbeit mit Geringschätzung, wenn nicht gar Verachtung ansieht. Überdies haben wir in Indien, sofern wir wollen, daß alle Kinder im schulpflichtigen Alter eine öffentliche Schule besuchen, nicht die Mittel, eine Erziehung zu finanzieren, die es an Aufwand mit der heutigen aufnehmen könnte, auch wären Millionen von Eltern gar nicht in der Lage, das Schulgeld zu bezahlen, das heute verlangt wird. Soll die Erziehung allgemein werden, muß sie unentgeltlich sein. Ich stelle mir vor, daß wir auch unter einer idealen Regierung nicht in der Lage wären, die zwei Milliarden Rupien aufzubringen, die nötig wären, um allen Kindern im schulpflichtigen Alter eine Schulung zu sichern. — Unsere Kinder müssen also angehalten werden, durch eigene *körperliche* Arbeit die Erziehung, die sie empfangen, teilweise oder auch ganz zu bezahlen. Es gibt nur eine Arbeit, die allgemein ausgeführt werden kann und zugleich einträglich ist: Handspinnen und Handweben. Aber in bezug auf meine Vorschläge ist es unwesentlich, ob wir das Spinnen wählen oder eine andere Arbeit, wenn sie sich nur verwerten läßt. Bei näherem Zusehen wird man bald finden, daß nur die Beschäftigungen, die mit der Herstellung der Kleider zusammenhängen, einesteils nützlich und einträglich sind, andernteils in großem Maßstab ausgeführt werden können, so daß sie sich zur Einführung in den Schulen von ganz Indien eignen.

Die Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes wird in einem armen Lande wie dem unsrigen einem doppelten Zwecke dienen. Einmal wird er die Erziehung be-

zahlen, sodann unsere Kinder eine Beschäftigung lehren, auf die sie, wenn sie wollen, im spätern Leben zurückgreifen können, um ihren Unterhalt zu verdienen. Ein solches System müßte unsere Kinder selbständig machen. Nichts könnte die Nation so sehr demoralisieren, als wenn sie anfinge, die Arbeit zu verachten.

Nur ein Wort zur Erziehung des Gemütes. Ich glaube nicht, daß sie durch Bücher erzielt werden kann. Sie kann es nur durch den lebendigen Einfluß des Lehrers. Wer aber sind die Lehrer in den Volksschulen und den höheren Schulen? Sind es Männer und Frauen von Glauben und Charakter? Haben sie selber eine Gemütsbildung erhalten? Erwartet man überhaupt von ihnen, daß sie sich um das Göttliche in den Kindern bekümmern, die ihnen anvertraut werden? Schließt nicht gerade die Art und Weise, wie die Lehrer der untern Stufen angestellt werden, Charakter aus? Erhalten Lehrer überhaupt einen Lohn, der zum Leben ausreicht? Wir wissen, daß die Lehrer der Volksschulen nicht um ihres Patriotismus willen angestellt werden. Nur solche melden sich, die keine andere Anstellung finden.

Schließlich noch die Unterrichtssprache. Meine Ansichten über diesen Punkt sind so wohlbekannt, daß eine Wiederholung nicht nötig sein dürfte. Die fremde Sprache hat die Köpfe unserer Kinder überlastet und ihre Nerven überanstrengt. Die Kinder werden mit Wissen vollgestopft und zu Papageien gemacht, unbrauchbar zu selbständigem Denken und Schaffen, unfähig, ihr Wissen den Leuten daheim und in weiteren Kreisen mitzuteilen. Die fremde Sprache hat aus unsern Kindern Fremde im eigenen Lande gemacht. Das ist das besonders Tragische an dem herrschenden System. Die fremde Sprache hat die Entwicklung unserer eigenen Sprachen verhindert. Hätte

ich die Macht eines Despoten, würde ich noch heute diesen Unterricht in einer fremden Sprache unterdrücken und von allen Lehrern und Professoren verlangen, daß sie bei Strafe der Entlassung sofort zu dem Unterricht in der eigenen Landessprache übergehen. Ich würde nicht lange neue Schulbücher abwarten. Sie würden dem Wechsel folgen. Es ist ein Übel, das sofortige Abhilfe verlangt.

Meine unnachgiebige Gegnerschaft gegen die fremde Sprache als Unterrichtsmittel hat mir den unberechtigten Vorwurf eingetragen, der ausländischen Kultur oder der Erlernung des Englischen feindlich gesinnt zu sein. Kein Leser von *Young India* kann die Darlegungen übersehen haben, die ich oft genug auf diesen Seiten wiederholt, daß ich das Englische als die Sprache des internationalen Handels und der Diplomatie betrachte und deshalb dessen Kenntnis für eine Anzahl unter uns als wichtig erachte. Da das Englische reiche Schätze an Werken der Wissenschaft und der Dichtkunst enthält, möchte ich dessen sorgfältiges Studium denjenigen unter uns empfehlen, die Sprachentalent besitzen, damit sie dann jene Schätze zugunsten unseres Volkes in unsere Sprachen übersetzen.

Nichts liegt meinen Gedanken ferner, als das Land gegen außen abzuschließen und trennende Schranken zu errichten. Aber ich möchte doch darauf aufmerksam machen, daß eine Würdigung der fremden Kulturen die Würdigung der eigenen Kultur zur Voraussetzung hat. Es ist meine bestimmte Überzeugung, daß keine Kultur solche reiche Schätze aufzuweisen habe wie die unsrige. Wir haben sie nicht gekannt, wir sind sogar dazu geführt worden, ihr Studium zu mißachten und ihren Wert herabzusetzen. Wir haben nahezu aufgehört, ihr gemäß zu leben. Ein Besitz dieser Kultur, der bloß akademisch

bleibt und nicht das Volksganze durchdringt, ist wie ein einbalsamierter Körper, der vielleicht ganz lieblich anzuschauen, der uns aber weder zu begeistern noch zu veredeln vermag. Meine Religion verbietet mir, andere Kulturen zu verkleinern oder zu mißachten, wie sie mich auch bei Strafe des nationalen Selbstmords verpflichtet, meine eigene Kultur in mich aufzunehmen und ihr entsprechend zu leben. 1. September 1921

Ethik der Zerstörung

Der Leser wird es zu würdigen wissen, wenn ich im folgenden einen schönen und ergreifenden Brief von C. F. Andrews mitteile:

„Ich weiß, daß Ihr Entschluß, die ausländischen Kleider zu verbrennen, dem Gedanken entsprungen ist, den Armen zu helfen. Aber hier sind Sie im Unrecht, ich fühle es tief. Wenn es Ihnen gelingen sollte, sämtliche oder wenigstens einen großen Teil der fremden Stoffe zu boykottieren, so muß der Preis der fabrikmäßig hergestellten Stoffe selbstverständlich steigen, und die Armen bekommen es zu spüren. Davon abgesehen enthält das Wort „ausländisch“ einen leisen Appell an das Rassenempfinden, das nach meiner Ansicht — und ich fühle mich jeden Tag mehr darin bestärkt — unterdrückt, nicht aber noch mehr gereizt werden sollte. Wenn ich mir vorstelle, wie Sie den großen Scheiterhaufen, der prächtige Stoffe enthielt, anzündeten, fühle ich mich im Innersten verletzt. Es ist, als ob wir den Blick für die große, schöne Welt, der wir angehören, verlören, um uns selbstisch auf Indien zu beschränken. Das aber muß, fürchte ich, zu dem alten, schlechten, selbstsüchtigen Nationalismus zu-

rückführen. Und damit geraten wir in den bösen Wirbel, dem Europa eben so verzweifelt zu entrinnen trachtet. Ich kann diesen Gedanken nicht zu Ende denken. Ich kann nur sagen, daß es mich verletzte und mir fast als eine Art von Violenz erschien. Und doch wieder weiß ich, wie sehr Sie Violenz verabscheuen. Ich sehe es nicht gern, daß diese Frage der ausländischen Kleider zu einer religiösen Angelegenheit gestempelt werde.

Ich war über die Maßen glücklich, als Sie den großen, grundlegenden sittlichen Übeln der Trunksucht, des Opiumgenusses, der Unberührbarkeit und des Rassenhochmutes so gewaltige Schläge versetzten, und als Sie mit solch wunderbarem und schönem Zartgefühl das häßliche Laster der Prostitution bekämpften. Nun aber Freudenfeuer zu machen aus den ausländischen Kleidern und dem Volke zu sagen, daß es eine *Sünde* sei, diese Kleider zu tragen, durch das Feuer die edeln Erzeugnisse unserer Mitmenschen, unserer Brüder und Schwestern jenseits des Meeres, zu vernichten und zu behaupten, daß das Tragen dieser Kleider den Menschen verunreinige — das alles erscheint mir von jenem andern so ganz verschieden, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr verschieden. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich nun fast scheue, den Kaddhar zu tragen, den Sie mir geschenkt, damit es nicht den Anschein habe, ich richte die übrigen Völker als ein Pharisäer, der da sagen möchte: ‚Ich bin besser als Ihr!' Nie zuvor habe ich etwas Ähnliches gefühlt.

Sie wissen, wie ich nicht an mich halten kann, wenn etwas, das Sie tun, mich verletzt — und das nun hat mich verletzt.

Die Artikel für die *Modern Review* habe ich in eifrigster Freude verfaßt und in einem Gefühl der Gewißheit, daß

ich die Bedeutung Ihres Lebens erkannt. Nun aber erhebt mein Geist seine Stimme gegen Sie, um Ihnen zu sagen, daß Sie etwas Gewalttätiges, Irriges, Unnatürliches unternehmen. Sie wissen, daß meine Liebe zu Ihnen stärker ist als je, wie Ihre Liebe zu Ihrem Bruder stärker war, wenn Sie fühlten, daß er etwas Unrechtes getan hatte. Sagen Sie mir, wie Sie es meinen. Was Sie in *Young India* über das Verbrennen der Kleider ausführten, vermochte mich nicht zu überzeugen.“

So ist es sein Brauch. Wenn ihn je etwas, das ich getan, verletzt (es ist das keineswegs das erstemal), überschüttete er mich mit Briefen, ohne eine Antwort abzuwarten. Denn es ist Liebe, die zu der Liebe spricht, nicht etwa Widerspruch. Es ist der Ausbruch eines geängsteten Gemütes. Und so ist es nun wieder anläßlich der Verbrennung fremder Kleider.

Was Mr. Andrews mir in liebender Sprache gesagt, haben mir andere — die nicht mit mir übereinstimmen — in Grobheit, Zorn, ja sogar in gemeinen Worten geschrieben. Da die Worte Mr. Andrews so voll Liebe und Kummer sind, sind sie mir tief zu Herzen gedrungen und bewegen mich zu einer ausführlichen Antwort, während ich die zornigen Briefe beiseitelegen und sie — von einer beiläufigen Erwähnung abgesehen — unbeachtet lassen mußte. Da die Worte Mr. Andrews nonviolent sind und von Liebe durchdrungen, haben sie zu mir gesprochen. Die andern, die da violent waren und mit Bosheit geladen, machten keinen Eindruck und hätten einer zornigen Erwiderung gerufen, wenn ich einer solchen Erwiderung fähig und dazu aufgelegt wäre. Der Brief Mr. Andrews ist ein Muster von der Non-Violenz, die wir brauchen, um Swaraj rasch zu gewinnen.

Dies nebenbei. Ich bleibe wie je überzeugt von der Notwendigkeit des Verbrennens. Das Verfahren hat mit Rassengefühlen nichts zu tun. Ich hätte innerhalb der geheiligten Kreise der Familie und der Freundschaft genau das gleiche getan. Wenn ich in einer Sache, die ich tue oder zu der ich rate, sicher gehen will, lege ich mir immer die Frage vor, ob sie vor dem, was mir das Nächste und Teuerste, bestehen könne. Die Belehrung durch den Glauben, der mir teuer, ist unmißverständlich und unzweideutig in der berührten Angelegenheit. Ich muß gegenüber Freund und Feind der gleiche sein. Und diese Überzeugung ist es, die mich so sicher macht in vielen meiner Handlungen, vor denen meine Freunde wie vor einem Rätsel stehen.

Ich erinnere mich, einen sehr schönen Feldstecher ins Meer geworfen zu haben, weil er ein beständiger Zankapfel war zwischen einem lieben Freund und mir. Zuerst fühlte er sich betroffen, dann aber sah er ein, daß die Zerstörung dieses schönen und kostbaren Gegenstandes, der zudem das Geschenk eines teuern Freundes gewesen, berechtigt war. Die Erfahrung lehrt, daß auch die reichsten Gaben ohne Zögern zerstört werden müssen, wenn sie unsern sittlichen Fortschritt hindern wollen. Wird es nicht als heilige Pflicht erkannt, auch die kostbarsten Erbstücke den Flammen zu übergeben, wenn sie von Pest durchseucht sind? Ich kann mich erinnern, als junger Mann die Armbänder meiner eigenen lieben Frau in Stücke zerbrochen zu haben, weil sie ein Anlaß beständigen Zankes zwischen uns waren. Und doch waren sie, wenn ich mich recht erinnere, ein Geschenk ihrer Mutter. Ich tat es nicht aus Haß, sondern aus Liebe, was mir nun als reifem Mann bewußt wird. Die Zerstörung half uns und brachte uns einander näher.

Wenn sämtliche ausländische Gegenstände in Frage kämen, dann würde es sich um eine Rassenangelegenheit handeln, um eine engherzige, böse Sache. Aber nun kommen nur die fremden Kleider in Frage. Diese Einschränkung macht den großen Unterschied aus. Ich wünsche nicht, englische Ankeruhren auszuschließen oder japanische Lackarbeiten. Aber ich muß die erlesensten europäischen Weine vernichten, und wären sie auch mit der ausgesuchtesten Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt und aufbewahrt worden. Die Schlingen Satans sind gar schlau gelegt, und sie sind dann am verführerischesten, wenn die Grenze zwischen Recht und Unrecht so fein, daß sie kaum zu bemerken. Aber sie ist gleichwohl da, starr und unbiegsam. Und die Übertretung bedeutet in vielen Fällen den Tod.

Indien hegt heute Rassegefühle. Nur unter der größten Anstrengung gelingt es mir, die übeln Leidenschaften des Volkes im Zaum zu halten. Das Volk im allgemeinen ist voll Feindseligkeit, weil die Menschen schwach sind und hoffnungslos unwissend in bezug auf den Weg, der ihnen gestatten würde, die Schwachheit zu überwinden. Ich nun lenke diese Feindseligkeit von den Menschen ab auf die Sachen.

Die Sucht nach fremden Kleidern hat uns Fremdherrschaft gebracht, Verarmung und — was das Schlimmste ist — Schande über manches Haus. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß sich vor kurzem hundert „unberührbare“ Weber von Kathiawad, die keine Arbeit mehr gefunden, als Straßenkehrer nach Bombay verdingt haben. Und das Leben dieser Menschen ist dadurch so schwierig geworden, daß viele von ihnen die Kinder verloren haben und körperlich und sittlich gänzlich verkommen sind. Einige von ihnen müssen ohnmächtig

zusehen, wie ihre Töchter, ja sogar ihre Frauen sich der Schande in die Arme werfen. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß im Gudscherat viele Frauen dieser Klasse aus Mangel an häuslicher Beschäftigung Arbeit an den öffentlichen Straßen angenommen, wo sie nun unter dem Druck dieser oder jener Art gezwungen sind, ihre Ehre zu verkaufen. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die stolzen Weber des Pandschab vor noch nicht langer Zeit aus Mangel an Beschäftigung das Waffenhandwerk ergriffen und nun auf Befehl ihrer Offiziere die stolzen und unschuldigen Araber bekämpfen und töten, nicht etwa um der Sache ihres Landes, sondern um ihres Unterhaltes willen. Es ist sehr schwierig, an diese verführten Söldner zu gelangen und sie von ihrem mörderischen Beruf zu erlösen. Was sie einst für einen ehrlichen und künstlerischen Beruf ansahen, halten sie heute für entwürdigend. Die Weber von Dacca, die den weltbekannten berühmten *Subnum*[95]) woben, konnten sicher nicht als würdelos angesehen werden.

Kann es nun noch Wunder nehmen, daß ich es als Sünde betrachte, fremde Stoffe anzurühren? Ist es nicht Sünde für einen Menschen mit einem sehr empfindlichen Verdauungsapparat schwere Speisen zu sich zu nehmen? Muß er sie nicht vernichten oder wegschenken? Ich wüßte, was ich zu tun hätte, wenn mein Sohn krank wäre und nach Speisen verlangte, die ihm verboten sind: ich würde diese Speisen, auch wenn sie mir selber bekömmlich wären, vor seinen Augen vernichten, um ihm die Sündhaftigkeit solchen Genusses zu Gemüte zu führen und ihn von seinem Gelüste zu erlösen.

Wenn die Zerstörung fremder Stoffe vom höchsten sittlichen Standpunkt aus als ein vernünftiger Vorschlag betrachtet werden muß, braucht uns die Möglichkeit

eines Steigens der Preise für die Swadeshistoffe nicht zu erschrecken. Zerstörung ist das rascheste Verfahren, die Produktion anzuregen. Durch eine höchste Anstrengung und rasche Zerstörung muß Indien aus seiner Betäubung und seiner erzwungenen Trägheit aufgeweckt werden. Mr. Allen, der Herausgeber des *Assam Gazetteer*, schrieb im Jahre 1905 von Kamrup:

„In letzter Zeit sind die importierten Stoffe in Gunst gekommen — eine Neuerung, die sehr wenig für sich hat. Denn die Zeit, die die Herstellung der Leinwand früher erforderte, wird in der Regel zu keiner andern nützlichen Beschäftigung verwendet."

Die Assamesen, mit denen ich über die Sache gesprochen, haben die Wahrheit dieser Worte am eigenen Leib erfahren. Fremde Tuche sind für Indien, was fremde Stoffe für den Körper. Die Vernichtung der erstern ist für die Gesundheit Indiens ebenso notwendig wie die Zerstörung der letztern für die Gesundheit des Körpers. Die Zerstörung der ausländischen Stoffe zwingt unmittelbar zur Herstellung einheimischer Stoffe, also zu Swadeshi. Bei der Zerstörung aber kann man nicht auf halbem Wege stehenbleiben.

Wir brauchen indessen nicht zu befürchten, durch vollste Entfaltung des Swadeshi-Geistes einen Geist der Enge und der Ausschließlichkeit zu entwickeln. Wir müssen unsere eigenen Körper vor der Zerrüttung durch die Leidenschaften bewahren, bevor wir die Unverletzlichkeit anderer sichern können. Indien ist heute nichts anderes als eine tote Masse, die sich nach dem Willen eines andern bewegt. Es möge lebendig werden durch Selbstläuterung, d. h. durch Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung, so wird es zu einem Segen für sich selbst und die Menschheit werden. Gibt es aber weiter-

hin sorglos seinen Leidenschaften nach, bleibt es angriffslustig und eroberungssüchtig, so wird es sich wie Kumbhakarna[96]) nur zur Zerstörung erheben und zum Fluch seiner selbst und der Menschheit werden.

Und was nun noch den letzten Punkt anbelangt, so ist es gar nicht gesagt, daß der entschiedene Anhänger von Swadeshi durch das Tragen von *Khaddar* sich zur pharisäerhaften Zufriedenheit mit sich selber verleiten läßt. Ein Pharisäer glaubt sich im Besitz aller Tugenden. Vom Swadeshi aus gesehen, ist einer, der *Khaddar* trägt, gleich einem Mann, der von seinen Lungen Gebrauch macht. Er tut etwas ganz Natürliches und Notwendiges, mögen es andere aus unreinen Beweggründen tun — oder es auch bleiben lassen, wenn sie nicht an dessen Notwendigkeit oder Nützlichkeit zu glauben vermögen.

1. September 1921

Unsere gefallenen Schwestern

Die erste Gelegenheit, mit den Frauen zusammenzutreffen, die ihren Unterhalt durch Preisgabe ihrer Ehre verdienen, bot sich mir in Cocanada in der Provinz Andhra. Ich sprach einen Augenblick mit einigen von ihnen. Eine zweite Gelegenheit bot sich mir in Barisal. Mehr als hundert hatten sich nach Vereinbarung zusammengefunden. Sie hatten mir einen Brief entgegengeschickt, in dem sie um eine Zusammenkunft ersuchten und mir mitteilten, daß sie der Kongreßliga als Mitglieder beigetreten und für den Tilak-Swaraj Fonds Beiträge gezeichnet, daß sie aber meinen Rat, sich nicht bei den verschiedenen Kongreß-Ausschüssen um ein Amt zu bewerben, nicht verstehen könnten. Sie schlossen

mit der Erklärung, daß sie gerne meinen Rat entgegennähmen in bezug auf ihr künftiges Verhalten. Der Mann, den sie beauftragt, händigte mir den Brief nur zögernd aus, da er nicht wußte, ob mich der Empfang dieses Briefes verletzen oder freuen würde. Ich beruhigte ihn mit meiner Versicherung, daß es meine Pflicht sei, diesen Schwestern zu dienen wo und wie ich könne.

Heute sind mir die zwei Stunden, die ich mit diesen Schwestern verbracht, eine teure Erinnerung. Sie erzählten mir, daß sie ihrer 350 seien unter einer Bevölkerung von ungefähr 20000 Menschen, die Frauen und Kinder eingerechnet. Ihr Dasein bedeutet die Schande der Männer von Barisal, und je eher sich Barisal ihrer entledigt, um so besser wird es sein für seinen guten Namen. Und was für Barisal gilt, gilt, fürchte ich, für jede andere Stadt. Ich erwähne Barisal nur als Beispiel. Es ist das Verdienst einiger junger Männer von Barisal, zuerst auf den Gedanken gekommen zu sein, diesen Schwestern zu helfen. Und gerne möchte ich hoffen, daß Barisal nun auch bald das Verdienst für sich in Anspruch nehmen könne, das Übel gänzlich ausgerottet zu haben.

Von allen Übeln, für die der Mann verantwortlich, ist keins so entwürdigend, so abstoßend und so gemein wie dieser Mißbrauch der einen, für mich der besseren Hälfte der Menscheit, des weiblichen Geschlechts, nicht des schwächeren Geschlechts. Es ist das edlere von beiden, denn es ist auch heute die Verkörperung der Aufopferung, des stillschweigenden Leidens, der Demut, des Glaubens und des Wissens. Die Intuition der Frau hat sich schon oft genug als wahrer erwiesen als des Mannes hochmütiger Anspruch auf überlegenes Wissen. Nicht umsonst wird Sita dem Rama und Radha dem

Krishna[97]) vorangestellt. Wir wollen uns nicht selber belügen mit der Annahme, das dieses Spiel mit dem Laster seinen Platz habe in der menschlichen Entwicklung, weil es in dem zivilisierten Europa*) immer mehr überhand nimmt und in einzelnen Staaten sogar gesetzlich geregelt ist.

Wir wollen das Laster auch nicht deshalb zu einer dauernden Einrichtung machen, weil es in Indien immer dagewesen sei. Wir werden aufhören, uns weiter zu entwickeln, in dem Augenblick, wo wir aufhören zu unterscheiden zwischen Tugend und Laster und sklavisch eine Vergangenheit nachahmen, die wir doch nur unvollständig kennen. Wir sind die stolzen Erben alles dessen, was zum Besten und Edelsten der Vergangenheit gehört. Wir wollen unser Erbe nicht entehren dadurch, daß wir die Fehler der Vergangenheit vervielfältigen. Muß nicht in einem Indien, daß sich selber achtet, jeder Mann die Tugend jedes Weibes hochhalten, als wäre es die Tugend seiner Schwester? Swaraj bedeutet die Fähigkeit, in jedem Einwohner Indiens einen Bruder oder eine Schwester zu erkennen.

Und drum neigte ich mein Haupt in tiefer Scham vor diesen hundert Schwestern. Einige waren schon ältlich, die meisten waren zwischen zwanzig und dreißig, und zwei oder drei waren Mädchen unter zwölf Jahren. Sie alle miteinander hatten, wie sie mir sagten, zehn Kinder, sechs Mädchen und vier Knaben, von denen der älteste an ein Mädchen ihrer eigenen Klasse verheiratet war. Die Mädchen wurden zu dem gleichen Leben erzogen, das die Mütter führten, bis etwas anderes möglich würde. Wie ein Stich ins lebendige Fleisch traf mich

*) Siehe im Anhang dieses Aufsatzes: *Die Lasterstätten von Lucknow.*

die Überzeugung dieser Frauen, daß ihr Los unverbesserlich sei. Und doch waren sie klug und bescheiden. Ihre Rede war würdig, ihre Antworten anständig und offen. Und auch ihr Entschluß war in jenem Augenblick so fest wie der irgendeines Satyagrahi. Elf von ihnen versprachen, ihr gegenwärtiges Leben aufzugeben und gleich vom folgenden Tag an zu spinnen und zu weben, sofern ihnen jemand beistehe. Die übrigen sagten, daß sie noch darüber nachdenken möchten, denn sie wünschten nicht, mich zu enttäuschen.

Hier ist Arbeit für die Einwohner von Barisal*). Hier ist Arbeit für alle ergebenen Diener Indiens, sowohl Männer als Frauen. Wenn sich unter einer Bevölkerung von 20000 Menschen 350 dieser unglücklichen Schwestern befinden, mögen es in ganz Indien etwa 5250000 sein. Indessen schmeichle ich mir mit der Annahme, daß die vier Fünftel der Bevölkerung Indiens, die in den Dörfern leben und sich der Landwirtschaft widmen, von diesem Laster nicht berührt sind. Es wären also mindestens 1050000 Frauen für ganz Indien, die vom Feilbieten ihrer Ehre leben. Bevor diese unglücklichen Schwestern aus ihrer Entehrung erhoben werden können, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein. Wir Männer müssen lernen, unsere Leidenschaften zu beherrschen, und diesen Frauen sollte Gelegenheit gegeben werden, einen Beruf zu ergreifen, der sie befähigen würde, ein ehrliches Leben zu führen. Die Non-Kooperationsbewegung ist wertlos, wenn sie uns nicht läutert und unsere übeln Leidenschaften zähmt. Keine andere Beschäftigung aber als das Spinnen und das Weben können von allen aufgenommen werden, ohne daß sich eine Überproduktion ergäbe. Die überwiegende Mehrheit

*) Siehe im Anhang dieses Aufsatzes: *Gefallene Schwestern.*

dieser Schwestern darf nicht ans Heiraten denken. Sie gaben mir zu, daß sie es nicht können. Sie müssen deshalb zu den wahren *Sannyasinis*[98]) Indiens werden. Da sie keine andere Sorge haben als die, zu dienen, können sie nach Herzenslust spinnen und weben. Wenn aber 1 050 000 Frauen jeden Tag acht Stunden fleißig weben, bedeutet das eine Unzahl von Rupien täglich für ein verarmtes Indien. Diese Schwestern sagten mir, daß sie jeden Tag ungefähr zwei Rupien verdienen. Doch gaben sie zu, das sie manches brauchen, um die Gier des Mannes zu reizen, was sie entbehren können, wenn sie zu einem natürlichen Leben zurückkehren und Spinnen und Weben wieder aufnehmen. Nachdem wir unsere Unterredung beendet, wußten sie auch, ohne daß ich es ihnen gesagt hätte, warum ihnen die Kongreßausschüsse keine Ämter einräumen können, wenn sie ihr sündhaftes Leben nicht aufgeben wollen. Niemand kann am Altar des Swaraj dienen, der ihm nicht mit reinen Händen und reinem Herzen naht.

15. September 1921

Anhang

Die Lasterstätten von Lucknow

Ein englischer Freund schreibt mir nach Lucknow: „Ich möchte Sie bitten, bevor Sie die Stadt verlassen, an irgendeinen Ihrer Bekannten, der dort angesehen ist, einige Worte zu richten in bezug auf die Bordelle von Lucknow. Ich sprach heute morgen mit der Militärpolizei in Aminabad und wie man mir sagte, sollen dort etwa fünfzig solcher Häuser sein, die von den Soldaten (von denen einige bestraft worden sind, weil es nicht gestattet ist), sowohl von Europäern als Angloindern besucht werden. Von Indern wurde nicht gesprochen, aber ich habe neulich gehört, daß auch sie zu diesen Frauen gehen. Ein Wort von Ihnen in bezug auf diese Entwürdigung des Mannes

und diesen Mangel an Selbstbeherrschung würde mehr als alles andere dazu beitragen, dem Übel entgegenzuwirken. Ich bin bereit, meinerseits zu tun, was ich kann, um in dieser Sache zu helfen."

Ich wollte, ich könnte mit meinem englischen Freunde glauben, daß mein Wort die Macht hat, die er ihm zuschreibt. Während ich dies schreibe, sucht mich das Bild der teuern Schwestern heim, die mich in Cocanada besuchten, nachdem sie während der Nacht ihrem traurigen Berufe genügt. Sie waren mir noch lieber, nachdem ich Einblick gewonnen in ihr Leben der Schande. Nur in Andeutungen konnten sie mir zu verstehen geben, was dieses Leben bedeute. Und während die Sprechende unter ihnen erzählte, las ich Scham und Kummer in ihren Augen. Ich konnte es nicht über mich bringen, sie für schuldig anzusehen. In der ersten Rede, die ich nach dieser Begegnung hielt, trat ich für persönliche Reinheit ein. Darum geht nun mein Herz aus zu den gefallenen Schwestern von Lucknow. Sie werden zu einem Leben der Schande gezwungen. Es ist mir eine Beruhigung, daß sie es nicht aus freier Wahl tun. Und die Bestie im Menschen hat aus dem verabscheuungswürdigen Verbrechen einen ergiebigen Beruf gemacht. Lucknow ist bekannt für seine Neigung zur Ungezwungenheit. Aber Lucknow ist auch der Sitz eines mohammedanischen Heiligtums. Es hat sein voll Teil an allem, was edel ist im Islam. Für die Hindu ist Lucknow die Hauptstadt des Landes, in dem Sita und Rama, die Makellosen, liebten und herrschten. Es läßt an die besten Zeiten des Hinduismus denken, an die Zeiten der Reinheit, des Edelsinnes, der Tapferkeit und des standhaften Eintretens für die Wahrheit. Non-Kooperation ist Selbstläuterung, und ich bitte dringend alle Non-Kooperationisten, der sittlichen Pest in Lucknow entgegenzutreten. Ich hoffe, es werde kein Wächter von Lucknows gutem Namen mich daran erinnern wollen, daß Lucknow nicht schlechter sei als andere indische Städte. Lucknow ist zufälligerweise als Beispiel herangezogen worden. Wir sind verantwortlich für die Reinheit und Sicherheit der Frau in ganz Indien. Warum sollte nicht Lucknow vorangehen?

18. August 1921

Gefallene Schwestern

Der Leser wird es gerne hören, daß das Werk, die gefallenen Schwestern von Barisal einem neuen Leben zuzuführen, in richtigem Ernst aufgenommen worden ist. Dr. Rai schreibt, daß verschiedene unter ihnen aufgesucht worden sind, wobei es sich gezeigt, daß sie sich dem Spinnen zugewandt. Jagadish Babu, der an Babu Ashvini-

kumar Dutt's Schule während Jahren tätig war, hat versprochen, die jungen Mitarbeiter zu leiten, die sich dieser verantwortungsvollen Aufgabe unterzogen. Ich hoffe, daß sie, die diesen so dringend nötigen Dienst unternommen, nicht auf halbem Wege stehenbleiben werden. Sie müssen sich auf Enttäuschungen gefaßt machen. Sie dürfen nur einen langsamen Fortschritt erwarten. Nur in solchem Werke, das Schwärmerei ausschließt und keine sofortigen Erfolge verspricht, kann einer seine Liebe für die Sache beweisen. Ich empfehle das Beispiel von Barisal allen anderen Städten. Dieses reinigende Werk muß auch nach Erlangung von Swaraj fortgesetzt werden. Nicht jeder eignet sich dafür. Diejenigen also, die den Ruf vernehmen und sich die erforderliche Reinheit zutrauen, sollten ihr Streben auf die Ausrottung dieses immer mehr um sich greifenden Lasters richten. Die Bewegung hat natürlich ihre zwei Arbeitsgebiete: in der Besserung der gefallenen Schwestern und in der Abhaltung der Männer vom entehrenden Laster, das den Mann dahin bringt, seine Schwester mit Begierde anzusehen und zu versuchen, sie zur Beute dieser Begierde zu machen. Beide Gebiete der Arbeit erfordern die nämlichen Eigenschaften, und die Arbeit sollte, um Frucht zu tragen, gleichzeitig auf beiden Gebieten unternommen werden.

17. November 1921

Der Hinduismus

Indem ich während meiner Reise durch die Präsidentschaft Madras das Problem der Unberührbarkeit durchdachte, kam mir noch deutlicher als je bisher zum Bewußtsein, daß ich wirklich, wie ich immer behauptet, ein Sanatani-Hindu[23]) bin. Und doch gibt es Dinge, die ich nicht anerkennen kann, auch wenn sie allgemein im Namen des Hinduismus begangen werden. Ich habe nicht das geringste Verlangen, ein Sanatani-Hindu genannt zu werden, ohne wirklich einer zu sein. Und sicher ist es nicht mein Wunsch, eine Reform oder einen Mißbrauch unter dem Namen der Strenggläubigkeit einzuführen.

Ich empfinde deshalb die Notwendigkeit, ein für allemal meine Auffassung des Sanatana-Hinduismus deutlich

darzustellen. Das Wort Sanatana gebrauche ich in seinem eigentlichen Sinn.

Ich heiße mich einen Sanatani-Hindu, weil ich

1. an die Veden, die Upanishaden, die Puranas und an all das glaube, was unter dem Namen der Heiligen Bücher der Hindu inbegriffen ist, deshalb auch an die *Avatars*[99]) und an die Wiedergeburt,

2. an das *Varnashrama Dharma*[74]) glaube, und zwar nach meiner Meinung in streng vedischem, nicht aber dem heute üblichen äußerlichen Sinn,

3. an die Beschützung der Kuh glaube, der ich eine viel umfassendere Bedeutung zumesse, als dies gewöhnlich geschieht,

4. nicht gegen die Bilderverehrung bin.

Ich möchte den Leser darauf aufmerksam machen, daß ich es absichtlich vermieden habe, in Verbindung mit den Veden und anderen Schriften den Ausdruck „göttlichen Ursprungs“ zu gebrauchen. Denn ich glaube nicht, daß allein die Veden göttlich seien. Ich halte dafür, daß so gut wie die Veden auch die Bibel, der Koran und die Zend Avesta göttlich inspiriert sind. Mein Glaube an die Hinduschriften verpflichtet mich nicht, jedes Wort und jeden Vers als von Gott eingegeben anzusehen. Auch behaupte ich nicht, diese wundervollen Bücher an ihren Urquellen studiert zu haben. Dagegen glaube ich sagen zu dürfen, daß ich das Wesen ihrer wichtigsten Lehren erkannt und erfaßt habe. Ich lehne es ab, mich durch Interpretationen — und wären sie noch so gelehrt — verpflichten zu lassen, sofern sie die Vernunft oder das moralische Gefühl beleidigen. Und ganz besonders weise ich den Anspruch (soweit sie ihn erheben) unserer heutigen Shankaracharyas und Shastris[100]) auf richtige und genaue Erklärung der Hinduschriften ab. Ich glaube im

Gegenteil, daß wir heute von diesen Büchern nur ganz verworrene Vorstellungen haben.

In meinem Glaubensbekenntnis inbegriffen ist der hinduistische Lehrsatz, daß keiner die Shastras wirklich erkennen könne, der nicht Vollkommenheit erlangt in der Unschuld (*Ahimsa*), Wahrheit (*Satya*) und Selbstbeherrschung (*Bramacharya*) und der nicht auf allen Erwerb oder Besitz von Reichtum verzichtet. Ich glaube an die Gurus [101]), aber in unserer heutigen Zeit müssen sich Millionen ohne Guru zurechtfinden, weil es fast ausgeschlossen ist, einen Menschen zu finden, in dem sich vollkommene Reinheit und vollkommene Weisheit verbinden. Doch braucht man nicht daran zu verzweifeln, je das Wesen einer Religion erfassen zu können, denn die Grundlagen des Hinduismus wie jeder großen Religion sind unveränderlich und leicht zu verstehen. Jeder Hindu glaubt an einen alleinigen Gott, an die Wiedergeburt und an die Erlösung. Was aber den Hinduismus von jeder anderen Religion unterscheidet, ist, mehr noch als sein *Varnashrama*, die Beschützung der Kuh.

Varnashrama ist nach meiner Auffassung der menschlichen Natur eingeboren, und der Hinduismus hat nichts weiter getan, als es zu einem System erhoben. Es ist durch die Geburt bedingt. Der Mensch kann sein *Varna* nicht nach freiem Ermessen wechseln. Sich nicht an sein *Varna* halten, heißt das Gesetz der Erblichkeit mißachten. Dagegen ist die Teilung in zahllose Kasten eine durch nichts gerechtfertigte freie Auslegung der Lehre. Die vier Abteilungen sind durchaus genügend.

Ich glaube nicht, daß ein Mensch schon dadurch des Standes verlustig gehe, den die Geburt ihm angewiesen, daß er einen Angehörigen einer andern Kaste heiratet oder mit ihm zu Tische sitzt. Die vier Abteilungen

umschreiben die Berufung eines Menschen, hingegen wollen sie nicht seinen Umgang bestimmen oder beschränken. Die Abteilungen umschreiben Pflichten, sie gewähren keine Rechte. Es ist nach meinem Dafürhalten gegen den Genius des Hinduismus, für sich selber eine höhere Stufe zu beanspruchen, oder andern eine niedrigere anzuweisen. Alle sind wir geboren, der Schöpfung Gottes zu dienen, ein Brahmane durch sein Wissen, ein Kshattrya durch seine beschirmende Macht, ein Vaishya durch seine kaufmännische Geschicklichkeit und ein Shudra durch seine körperliche Arbeit. Das will aber nicht sagen, daß ein Brahmane zum Beispiel keine körperliche Arbeit zu leisten brauche oder nicht die Pflicht habe, sich selbst und andere zu beschützen. Der Brahmane wird durch seine Geburt vorwiegend ein Mann der Wissenschaft, der infolge seiner Anlagen und seiner Erziehung ganz besonders befähigt, andern seine Wissenschaft zu lehren. Indessen finden sich nirgends Bestimmungen, die einen Shudra davon abhalten, sich nach Belieben Wissenschaft anzueignen. Nur wird er am besten durch seinen Körper dienen und braucht andere nicht um ihrer besondern Eignungen willen zu beneiden. Ein Brahmane aber, der auf Grund seines Wissens Überlegenheit beansprucht, beweist gerade dadurch, daß er kein wahres Wissen besitzt. Und gleicherweise verhält es sich auch mit allen andern, die sich auf ihre besonderen Fähigkeiten etwas zugute tun. *Varnashrama* ist Selbstbeschränkung und Erhaltung und Ausnutzung der Kräfte.

Wenn nun auch *Varnashrama* dadurch nicht berührt wird, daß Mitglieder verschiedener Kasten miteinander essen oder heiraten, ist der Hinduismus doch sehr darauf aus, dies zu verhüten. Im Hinduismus erreicht die Selbstbeschränkung ihren höchsten Grad. Er ist zweifellos

eine Religion, die dem Fleische jeden Verzicht auferlegt, damit der Geist frei werde. Der Hindu ist nicht verpflichtet, mit seinem Sohn zusammen zu essen. Und indem er sich in der Wahl seiner Braut nur an einen bestimmten Kreis wendet, übt er eine seltene Selbstbeschränkung aus. Der Hinduismus betrachtet die Ehe nicht als wesentlich nötig für die Erlösung. Ehe ist wie die Geburt ein „Abfall". Erlösung aber ist Befreiung von der Geburt und also auch vom Tod. Das Verbot der Mischehe und des gemeinsamen Tisches ist für die rasche Entwicklung der Seele wesentlich. Doch ist diese Selbstverleugnung kein Beweis von *Varna*. Ein Brahmane mag ein Brahmane bleiben, obgleich er mit seinem Bruder Shudra ißt, wenn er nur nicht die Pflicht vernachlässigt, durch sein Wissen zu dienen. Aus dem, was ich eben gesagt, folgt, daß die Beschränkung in bezug auf die Heiraten und das gemeinsame Essen nicht auf irgendwelchen Gefühlen der Überlegenheit beruht. Ein Hindu, der sich aus einem Gefühl der Überlegenheit weigert, mit einem andern zu Tisch zu sitzen, bietet eine falsche Verwirklichung seines *Dharma*[74]).

Unglücklicherweise hat es heute den Anschein, als ob der Hinduismus nur im Essen und Nichtessen bestehe. Ein frommer Hindu entsetzte sich einmal über mich, weil ich im Hause eines Mohammedaners geröstetes Brot aß. Ich bemerkte schon, wie es ihn schmerzte, mit ansehen zu müssen, wie ich Milch trank aus einem Becher, der mir von einem mohammedanischen Freund gereicht worden. Seine Angst aber kannte keine Grenzen, als er sah, wie ich aus der Hand dieses Mohammedaners geröstetes Brot annahm. Der Hinduismus läuft Gefahr, sein Wesentlichstes zu verlieren, wenn er sich auflöst in ein System ausgeklügelter Regeln, die besagen, was und mit

wem man essen dürfe. Enthaltung von berauschenden Getränken und Drogen und von allen Arten Nahrungsmitteln, insbesondere von Fleisch, ist zweifellos von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Geistes, aber sie ist nur Mittel und nicht Selbstzweck. Mancher, der Fleisch ißt und mit jedermann zu Tische sitzt, der aber daneben in der Furcht Gottes lebt, ist der Freiheit näher als einer, der sich streng des Fleisches und vieler anderer Dinge enthält, dabei aber in jeder seiner Handlungen Gott lästert.

Das eigentliche Wesen des Hinduismus jedoch besteht in der Beschützung der Kuh. Die Beschützung der Kuh ist für mich eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Entwicklung der Menschheit. Sie führt den Menschen über die Grenzen seiner Art hinaus. Die Kuh bedeutet für mich die ganze untermenschliche Welt. Der Mensch wird durch die Kuh dazu geführt, sein Ein- und Gleichsein mit allem, was da lebt, anzuerkennen. Warum gerade die Kuh zur Verehrung auserwählt wurde, ist mir durchaus klar. Die Kuh war in Indien immer der beste Gefährte des Menschen. Sie war der Spender alles Reichtums. Nicht nur gab sie Milch, sondern ermöglichte auch den Ackerbau. Die Kuh ist ein Gedicht des Mitleids. Man liest Mitleid in diesem sanften Tiere. Sie ist die Mutter von Millionen der indischen Menschen. Beschützung der Kuh bedeutet Beschützung der ganzen dumpfen Kreatur Gottes. Gewiß haben schon unsere ältesten Seher die Kuh in diesem Sinne verehrt. Der Ruf der tieferen Schichten unserer Schöpfung ist um so zwingender, als er wortlos bleibt. Die Beschützung der Kuh bedeutet das Geschenk des Hinduismus an die Welt. Und der Hinduismus wird dauern, solange es Hindu gibt, die die Kuh beschützen.

Wer sie beschützen will, muß für sie sterben können. Es ist aber eine Verleugnung des Hinduismus und des *Ahimsa*, ein menschliches Wesen zu töten, um die Kuh zu beschützen. Die Hindu sind verpflichtet, die Kuh durch ihre *Tapasya* [65]) zu beschützen, durch ihre Selbstläuterung, durch ihre Selbstaufopferung. Heute ist die Beschützung der Kuh ausgeartet in eine unaufhörliche Fehde mit den Mohammedanern, während die Beschützung der Kuh eigentlich will, daß wir die Mohammedaner durch unsere Liebe für uns gewinnen sollen. Ein mohammedanischer Freund sandte mir vor einiger Zeit ein Buch, in dem alle Unmenschlichkeiten aufgezählt werden, die wir an der Kuh und ihrer Nachkommenschaft verüben: wie wir sie zugrunde richten, indem wir ihr den letzten Tropfen Milch auspressen, wie wir sie bis zur völligen Abmagerung darben lassen, wie schlecht wir die Kälber behandeln, wie wir sie ihres Anteils an der Milch berauben, wie grausam wir mit den Ochsen umgehen, wie wir sie kastrieren, wie wir sie schlagen, wie wir ihnen zuviel aufladen. Wenn sie sprechen könnten, würden sie von unsern Untaten gegen uns zeugen, daß die Welt erstaunt aufhorchen würde. Durch jede Grausamkeit, die wir an unserm Vieh begehen, verleugnen wir Gott und den Hinduismus. Ich glaube nicht, daß die Lage des Viehes irgendwo auf der Welt so schlecht ist wie in dem unglücklichen Indien. Wir dürfen aber nicht die Engländer darum tadeln. Wir dürfen uns nicht auf unsere Armut berufen. Verbrecherische Nachlässigkeit ist die einzige Ursache der elenden Lage unseres Viehes. Unsere *Panjrapoles* [102]) sprechen wohl für unser Mitleid, aber sie sind auch ein Beweis für die unbeholfene Auswirkung dieses Mitleides. Statt daß sie zu Mustern milchwirtschaftlicher Betriebe und gewinnbringenden nationalen Anstalten

ausgebildet worden wären, sind sie bloße Einrichtungen zur Aufnahme verendenden Viehes geworden.

Die Hindu werden nicht beurteilt nach ihren *Tilaks*[85]), noch nach ihrem korrekten Gesang der *Mantras*[103]), noch nach ihren Wallfahrten, noch nach der peinlichen Beobachtung der Kastenvorschriften, sie werden beurteilt nach ihrer Fähigkeit, die Kuh zu beschützen. Während wir die Religion der Beschützung der Kuh ausüben, haben wir die Kuh und ihre Nachkommenschaft versklavt und sind dadurch selber zu Sklaven geworden.

Nun wird man begreifen, was ich unter einem Sanatani-Hindu verstehe. Ich stehe, was die Beschützung der Kuh anbelangt, keinem nach. Ich habe die Sache des Kalifats zu meiner eigenen gemacht, weil ich eingesehen, daß durch Verteidigung dieser Sache vollkommene Beschützung der Kuh gesichert werden kann. Ich verlange zwar nicht von meinen mohammedanischen Freunden, sie sollten die Kuh beschützen um der Dienste willen, die ich ihnen leiste. Meine Gebete steigen Tag für Tag zu Gott dem Allmächtigen empor, daß meine Dienste in einer Sache, die ich für gerecht ansehe, ihm so sehr gefallen möchten, daß er die Herzen der Mohammedaner ändere und sie erfülle mit Mitleid für ihre hinduistischen Nachbarn, damit sie dann das Tier retten, das dem Hindu so lieb ist wie sein eigenes Leben*).

Es fällt mir ebenso schwer, meine Gefühle für den Hinduismus zu beschreiben, wie meine Gefühle für meine Frau. Sie bewegt mich mehr als irgendeine andere Frau der Welt. Nicht, daß sie keine Fehler hätte. Ich wage zu sagen, daß sie deren viel mehr hat, als ich an ihr sehe. Aber das Gefühl einer unauflöslichen Verbindung ist da.

*) Vgl. die Aufsätze: Die hindu-mohammedanische Einigung, und Hindu, seid duldsam! S. 32 und 283.

Genau so fühle ich für den Hinduismus ungeachtet all seiner Fehler und Beschränkungen. Nichts vermag mich so zu erheben wie der Wohlklang der Gita oder des Ramayana von Tulsidas, der beiden einzigen Bücher des Hinduismus, von denen ich sagen darf, daß ich sie kenne. Als ich einmal glaubte, sterben zu müssen, war die Gita meine Zuflucht. Ich kenne all die Irrtümer, die in den Tempeln des Hinduismus begangen werden, aber ich liebe diese Heiligtümer ungeachtet der unbeschreiblichen Verfehlungen. Ich hege eine Teilnahme für sie, die ich keinen andern entgegenbringe. Ich bin durch und durch Reformer. Aber mein Eifer geht nie so weit, irgendeine der wesentlichen Lehren des Hinduismus zu verwerfen. Ich habe gesagt, daß ich nicht gegen die Bilderverehrung bin. Ein Bildnis kann mich zu keinerlei Verehrung bewegen. Aber ich glaube, daß die Bilderverehrung der menschlichen Natur eingeboren ist. Wir verlangen nach Symbolismus. Warum sollte man sonst in einer Kirche aufgeschlossener sein als anderswo? Bilder sind eine Hilfe für die Anbetung. Kein Hindu erblickt in einem Bilde Gott selber. Ich kann die Bilderanbetung nicht für eine Sünde halten.

Es ist aus allem Gesagten ersichtlich, daß der Hinduismus keine ausschließende Religion ist. Er gewährt Raum für die Verehrung aller Propheten der Erde. Er ist keine missionierende Religion. Ohne Zweifel hat er viele Völkerschaften in sich aufgenommen. Aber diese Aufnahme erfolgte auf dem Wege natürlicher Entwicklung und unmerklich. Der Hinduismus überläßt es jedem, Gott nach seinem eigenen Glauben oder *Dharma*[74]) anzubeten und lebt deshalb in Frieden mit allen Religionen.

Weil ich den Hinduismus in dieser Weise auffasse, ist es mir nie möglich gewesen, mich mit der Unberührbar-

keit auszusöhnen. Ich habe sie immer als einen Auswuchs betrachtet. Es ist freilich wahr, daß sie uns durch viele Generationen überliefert wurde, aber das ist auch bei vielen andern übeln Einrichtungen der Fall bis auf den heutigen Tag. Ich müßte mich schämen, wollte ich glauben, daß es eine Forderung des Hinduismus sei, die Mädchen der Prostitution zu Verfügung zu stellen. Und doch wird das in manchen Teilen Indiens von den Hindu getan. Ich betrachte das Opfern von Ziegen in Kali als tatsächliche Irreligion und halte es nicht für einen Bestandteil des Hinduismus. Ganze Zeitalter haben an der Entstehung des Hinduismus gearbeitet. Der Name Hinduismus selber wurde der Religion der Völker von Hindustan durch Fremde gegeben. Zweifellos wurden zu gewissen Zeiten Tiere im Namen der Religion geopfert. Aber das ist nicht Religion, am allerwenigsten Hindureligion. Und so glaube ich denn auch, daß damals, als die Beschützung der Kuh zu einem Glaubensartikel wurde, diejenigen ausgeschlossen wurden, die dabei blieben, Rindfleisch zu essen. Die bürgerliche Ausschließung muß sehr streng gehandhabt worden sein. Der soziale Boykott wurde nicht nur über die Widerspenstigen verhängt, sondern deren Sünden wurden auch an ihren Kindern heimgesucht. Das Verfahren, das ursprünglich wohl gut gemeint war, verhärtete sich zu einer Gewohnheit, und es wurden sogar Sprüche in die heiligen Bücher eingeschmuggelt, durch die ihm eine Dauer verliehen wurde, die sowohl unverdient als auch ungerechtfertigt ist. Ob nun meine Auffassung richtig sei oder nicht, jedenfalls beleidigt die Unberührbarkeit die Vernunft, den Drang zur Barmherzigkeit und die Gefühle des Mitleids und der Liebe. Eine Religion, die die Beschützung der Kuh vertritt, kann doch wohl nicht den grausamen und un-

menschlichen Boykott menschlicher Wesen begünstigen oder vertreten. Und lieber möchte ich in Stücke zerrissen werden, als die unterdrückten Klassen verstoßen. Die Hindu werden Freiheit weder verdienen noch je erlangen, solange sie damit einverstanden, daß ihre edle Religion durch den Schandfleck der Unberührbarkeit entstellt werde. Und da ich den Hinduismus höher schätze als mein Leben, ist mir dieser Schandfleck zu einer unerträglichen Bürde geworden. Wir wollen nicht Gott verleugnen, indem wir dem fünften Teil unserer Volksgenossen die Gleichberechtigung bestreiten. 6. Oktober 1921

Löhne und Werte *)

Es ist mir nicht darum zu tun, die Pflichten der Kapitalisten einer Prüfung zu unterziehen. Auch wenn der Arbeiter allein fähig wäre, seine Rechte und Verantwortlichkeiten zu erkennen und er allein sich vornähme, nur noch lautere Mittel anzuwenden, müßten beide Teile gewinnen. Wahrlich zwei Dinge tun not: sowohl die Forderungen, die gestellt werden, als die Mittel, durch die sie erzwungen werden sollen, müssen gerecht und lauter sein. Ungerechtfertigt ist eine Forderung, die nur darauf ausgeht, aus der Lage der Kapitalisten möglichst große Vorteile zu ziehen. Völlig gerechtfertigt aber ist eine Forderung, die für die Arbeiter so viel beansprucht, daß sie sich selber erhalten und ihre Kinder richtig erziehen können**). Billigkeit zu suchen ohne Gewalt

*) Es handelt sich im folgenden um eine freie Wiedergabe von Gandhis Rede an die Arbeiter von Ahmedabad anläßlich des Gedenktages der Kämpfe, die 1917 zwischen den Fabrikanten und den Arbeitern stattgefunden.

**) Vgl. auch den Aufsatz: Arbeitsbedingungen, S. 299.

anzuwenden, durch ein Schiedsgericht an die Vernunft der Fabrikanten appellieren — das sind gerechte Mittel.

Um an ein Ziel zu kommen, müßt Ihr Verbände bilden. Bereits ist der Anfang dazu gemacht worden. Ich hoffe, daß sich die Arbeiter nach Berufen zu Verbänden zusammenschließen und dann die Statuten, die diese Verbände aufstellen, peinlich genau beobachten. Durch diese Verbände könnt Ihr an die Fabrikanten gelangen. Befriedigen Euch deren Entscheidungen nicht, so mögt Ihr das Schiedsgericht anrufen. Wir dürfen zu unserer Genugtuung feststellen, daß beide Teile das schiedsgerichtliche Verfahren im Prinzip angenommen haben. Ich hoffe, das Prinzip komme zu voller Entfaltung, so daß künftig Streiks für immer unmöglich werden. Ich weiß, daß jeder Arbeiter ein angestammtes Recht hat zu streiken, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Sobald indessen die Kapitalisten das Schiedsgericht angenommen, muß der Streik als ein Verbrechen betrachtet werden. Die Methoden können verbessert werden, und hier ist jede Möglichkeit geboten für andauernde Verbesserung. — Doch ist es nun ebenso wichtig, die Arbeitszeit herabzusetzen. Die Arbeitszeit scheint zwölf und mehr Stunden zu betragen.

Die Fabrikanten sagen, die Arbeiter seien faul, sie widmen nicht ihre volle Zeit der Arbeit, sie seien unaufmerksam. Ich für mein Teil kann von einem Arbeiter, der zwölf Stunden im Tag arbeiten muß, nicht Aufmerksamkeit und Fleiß verlangen. Aber ich sehe es für gewiß an, daß die Arbeiter, sobald die Arbeitszeit auf zehn Stunden herabgesetzt würde, kräftiger zugreifen und nahezu die gleiche Arbeit verrichten würden, wie nun in zwölf Stunden. Durch die Herabsetzung der Arbeitszeit sind in England sehr günstige Ergebnisse erzielt

worden. Wenn die Arbeiter dahin gelangen, das Interesse des Fabrikanten zu ihrem eigenen Interesse zu machen, werden sie vorwärtskommen und mit ihnen die ganze Industrie unseres Landes. Ich möchte deshalb die Fabrikanten dringend bitten, die Arbeitszeit auf zehn Stunden herabzusetzen, ebenso dringend den Arbeitern aber anraten, in diesen zehn Stunden gleich viel zu arbeiten wie bisher in zwölf.

Nun wollen wir schauen, was wir mit dem Mehr an Lohn und mit den gewonnenen Stunden anfangen sollen. Es hieße aus der Bratpfanne ins Feuer fallen, wollten wir das Mehr an Lohn in die Schnapsbude tragen und die errungenen Stunden in der Spielhöhle zubringen. Das Geld, das wir erhalten, sollte natürlich für die Erziehung unserer Kinder und die errungene Zeit für unsere eigene Erziehung verwendet werden. Dazu können die Fabrikbesitzer in wirkungsvoller Weise beitragen. Sie können für die Arbeiter billige Wirtschaften auftun, wo diesen gute Milch und zuträgliche Erfrischungen abgegeben würden. Sie können Lesesäle öffnen und darin für harmlose Unterhaltungen und Spiele sorgen. Solch gesunde Umgebung wird bewirken, daß die Sucht nach Trunk und Spiel verschwindet. Auch die Verbände sollten ähnliches unternehmen. Sie können ihre Zeit besser verwenden, indem sie die Möglichkeiten zu innerlicher Erziehung schaffen, als indem sie die Kapitalisten bekämpfen.

Es ist ein Zeichen nationalen Niedergangs, wenn kleine Kinder aus der Schule genommen und zum Verdienen angehalten werden. Keine Nation, die dieses Namens würdig, darf einen solchen Mißbrauch der Kinder zulassen. Bis wenigstens zum Alter von sechzehn Jahren müssen sie in der Schule behalten werden. Mann und Frau, die rechte Lebensgefährten sind und einander er-

gänzen, können nur da ihr Haus richtig verwalten, wo sie sich in die Arbeit teilen. Der Haushalt und die Erziehung der Kinder werden die Kraft und Zeit einer guten Mutter voll beanspruchen. Wo aber Mann und Weib um des bloßen Unterhaltes willen arbeiten müssen, da geht es mit der Nation bergab. Das heißt vom Kapital zehren, bis einer bankrott ist.

Wie es für die Arbeiter nötig ist, ihr eigenes Innere zu bilden und ihre Kinder zu erziehen, so ist es auch nötig, die sittlichen Fähigkeiten dieser Kinder zu entwickeln. Die Entwicklung der sittlichen Fähigkeiten bedeutet auch die Entwicklung des religiösen Sinnes. Die Welt streitet nicht wider die, die den rechten Glauben haben in Gott und die das wahre Wesen der Religion erfaßt. Und wo es doch geschieht, besiegen diese Menschen die Wut ihrer Gegner durch ihre Freundlichkeit. Religion in diesem Sinne bedeutet nicht bloß in den Tempel gehen oder ein Gebet sprechen. Es bedeutet Erkenntnis seiner selbst und Erkenntnis Gottes. Wie aber keiner Weber werden kann, er erlerne denn die Kunst des Webens, so wird es keinem gelingen, sich selber zu erkennen, bis er gewissen Vorschriften nachlebt. Drei von diesen sind allgemein verpflichtend.

Die erste will, daß man sich an die Wahrheit halte. Wer nicht weiß, was das heißt, die Wahrheit sagen, ist wertlos wie eine falsche Münze. Die zweite will, daß man die anderen nicht beleidige. Wer andere beleidigt, ist eifersüchtig auf sie und nicht geeignet für das Leben in der Welt. Denn die Welt wendet sich gegen ihn, und er muß in beständiger Furcht leben vor ihr. Wir sind alle miteinander verbunden durch das Band der Liebe. In jedem Ding wirkt eine anziehende Kraft. Ohne diese Kraft könnte nichts bestehen. Von den Wissen-

schaftern wissen wir, daß die Atome, aus denen der Erdball zusammengesetzt, auseinanderfahren müßten und wir damit vergehen, wenn sie nicht zusammengehalten würden durch diese anziehende Kraft. Und wenn nun eine solche anziehende Kraft sogar in der toten Materie vorhanden, wieviel mehr muß sie vorhanden sein in den Lebewesen! Der Name aber der Kraft, die die Lebewesen zusammenhält, ist *Liebe*. Wir erkennen sie zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester, zwischen Freund und Freund. Doch müssen wir lernen, mit dieser Kraft alles zu umfassen, was da lebt, und in dieser ihrer Anwendung besteht unsere Erkenntnis Gottes. Wo Liebe ist, ist Leben. Haß führt zur Zerstörung. Ich hoffe, Anasuyabai [104]) werde Euch dieses große Gesetz der Liebe lehren, und ich möchte Euch bitten, ihre Liebe — sofern Ihr fähig seid, sie zu fühlen — dadurch zu erwidern, daß Ihr die gleiche Liebe der ganzen Menschheit entgegenbringt.

Die dritte Vorschrift will, daß wir unsere Leidenschaften beherrschen. Im Sanskrit wird das *Bramacharya* *) genannt. Ich brauche es hier nicht nur in dem beschränkten Sinn, den man ihm heute beilegt. Der ist kein *Bramachari*, der sich — mag er ehelos leben oder als Ehemann keusch bleiben — allen möglichen anderen Genüssen hingibt. Der allein ist fähig, sich selber zu erkennen, der seiner Leidenschaft völlig Meister zu werden vermag. Wer Selbstbeherrschung im weitesten Sinne übt, ist ein *Bramachari* — ein Mann des Vertrauens, ein wahrer Hindu oder ein wahrer Mohammedaner.

Es ist eine Übertretung von *Bramacharya*, zweifelhafte Reden oder unflätige Lieder anzuhören. Es ist eine Ausschweifung der Zunge, üble Reden zu führen, statt den

---

*) Vgl. auch den Aufsatz: *Im Vertrauen*, S. 178.

Namen Gottes auszusprechen — und ähnlich verhält es sich mit allen unsern übrigen Sinnen. Er allein kann als aufrichtiger Mann betrachtet werden, der all seine Leidenschaften überwunden und vollkommen enthaltsam geworden ist. Es verhält sich mit uns wie mit einem Reiter, der sein Pferd nicht in der Gewalt hat und deshalb bald abgeworfen werden kann. Einer aber, der die Zügel fest in der Hand behält und dadurch das Tier beherrscht, hat alle Aussicht, das Ziel zu erreichen. In gleicher Weise sichert sich auch ein Mann, der seine Leidenschaften überwacht, das Ziel. Er allein ist bereit für *Swaraj*. Er allein ist ein Sucher der Wahrheit. Er allein ist fähig, Gott zu erkennen. Ich möchte Euch ernstlich bitten, diese Bemerkungen nicht als bloße schöne Redensarten zurückzuweisen. Glaubt mir, ich bitte Euch, daß wir niemals weiterkommen können, bis wir den Wert dieser Vorschrift eingesehen. Was ich Euch gesagt, daß ist ein Bestandteil meiner eigenen Erfahrungen. Wenn ich Euch zu dienen suche, geschieht es lediglich darum, weil ich Euch liebe, und wenn ich an Euern Nöten teilnehme, geschieht es darum, weil ich hoffe, mich dadurch vor meinem Schöpfer zu rechtfertigen. Was wäre damit erreicht, wenn Eure Löhne vervierfacht würden und Eure Arbeitszeit auf den vierten Teil vermindert, Ihr aber dessen ungeachtet den Wert wahrhaftiger Rede nicht einzusehen vermöchtet, wenn *Rakshasa*[105]) in Euch die andern beleidigte und Ihr Euern Leidenschaften die Zügel ließet? Wir müssen höhere Löhne haben und eine verminderte Arbeitszeit, weil wir reine Häuser brauchen, reine Körper, reinen Geist und reine Seele, und wir kämpfen um höhere Löhne und weniger Arbeit in dem Glauben, daß beides für diese vierfache Reinheit unerläßliche Voraussetzungen sind. Wenn es aber nicht darum ginge,

wenn wir nicht das erreichen wollten, wäre es Sünde, höhere Löhne zu erstreben und eine verminderte Arbeitszeit. Möge Gott Euch und Anasuyabai Kraft gewähren, das Begonnene zu vollenden. 6. Oktober 1921

Die große Schildwache

Der Barde von Santiniketan hat in der *Modern Review* einen glänzenden Aufsatz über unsere Bewegung veröffentlicht. Es ist eine Reihe von Wortgemälden, wie er allein sie entwerfen kann. Ein beredter Protest gegen blinden Autoritätsglauben, Sklavengesinnung, oder wie man immer die blinde Annahme, sei es nun aus Furcht oder aus Hoffnung, einer vorübergehenden Manie bezeichnen mag. Es ist eine willkommene und heilsame Ermahnung für alle Mitarbeiter, daß wir nicht ungeduldig werden dürfen und daß wir keinen Zwang ausüben sollen, wie groß oder gering er auch sein möge. Der Dichter fordert uns kurzerhand auf, alles und jedes abzulehnen, das nicht zu unserm Herzen oder zu unserer Vernunft spricht. Wenn wir Swaraj erreichen wollen, müssen wir, wie wir wissen, zur Wahrheit stehen, koste es, was es wolle. Ein Reformer, der sich darüber aufregt, daß man seine Botschaft nicht beachtet, sollte sich in die Wälder zurückziehen, um dort zu lernen, wie man wacht und wartet und betet. Alldem muß man aus offenem Herzen zustimmen, und der Dichter verdient den Dank seiner Landsleute dafür, daß er für Wahrheit und Vernunft einsteht. Es kann gar kein Zweifel sein, daß unser künftiger Zustand schlimmer sein wird als der frühere, wenn wir unsere Vernunft irgend jemand zur Obhut anvertrauen. Und es wäre mir außerordentlich schmerz-

lich, wenn ich entdecken müßte, daß das Land das, was ich gesagt oder getan, gedankenlos und blindlings befolgte. Ich bin mir dessen völlig bewußt, daß blindes Ergeben an die Liebe in manchen Fällen unheilvoller ist als erzwungenes Ergeben an den Fallstrick eines Tyrannen. Für den Sklaven der rohen Gewalt gibt es noch eine Hoffnung, für den Sklaven der Liebe keine. Liebe braucht es, den Schwachen zu stärken, Liebe wird tyrannisch, wenn sie Gehorsam verlangt von einem, der nicht an sie glaubt. Es ist unmännlich, ein *Mantra* [103]) nachzusprechen, dessen Bedeutung man nicht kennt. Der Dichter hat deshalb sehr gut daran getan, alle diejenigen, die nur gezwungen zum Spinnrad gegriffen, aufzufordern, sich ohne Zögern dagegen aufzulehnen. Sein Aufsatz möge uns allen als Warnung dienen, die wir in unserer Ungeduld zur Unduldsamkeit oder sogar zur Gewalttätigkeit gegen diejenigen verführt werden, die nicht mit uns übereinstimmen. Ich betrachte den Dichter als eine Schildwache, die uns vor dem Herannahen einer ganzen Reihe von Feinden warnt, die da heißen Bigotterie, Trägheit, Gedankenfaulheit, Unduldsamkeit, Unwissenheit, Schlaffheit und andere dieser Art.

Meine Zustimmung aber zu alledem, was der Dichter gesagt hat von der Notwendigkeit, wachsam zu bleiben, um nicht in Gefahr zu kommen, das Denken zu verlernen, darf nicht aufgefaßt werden als Billigung seiner Behauptung, daß es solche blinde Nachfolge heute in großem Maß in unserm Lande gäbe. Ich habe immer und immer wieder die Vernunft angerufen, und ich darf wohl sagen, daß das Land erst nach großer, reiflicher Überlegung und langem Zögern dahin gekommen, nun an das Spinnrad als an einen Spender von Wohlfahrt zu glauben. Ich bin heute noch nicht einmal sicher, daß die Gebil-

deten Indiens sich die Wahrheit, die das *Charkha* zugrunde liegt, wirklich zu eigen gemacht haben. Der Dichter möge die trübe Oberfläche nicht für das wahre Wesen nehmen, das darunter verborgen. Er möge selber tiefer suchen und sich fragen, ob das *Charkha* aus blindem Glauben angenommen worden oder aus Einsicht in die Notwendigkeit.

Ja, es ist so, ich ersuche beide, den Dichter und den Diener, das Spinnen als eine heilige Handlung zu üben. Wenn Krieg ist, lege der Dichter seine Harfe nieder, der Anwalt seine Akten, der Schulknabe seine Bücher. Der Dichter wird seine wahre Weise finden, wenn der Krieg vorüber, der Anwalt wird Gelegenheit haben, seine Gesetzbücher hervorzuholen, wenn die Leute wieder Zeit haben miteinander zu streiten. Wenn ein Haus brennt, so eilen *alle* Bewohner hinaus und jeder nimmt einen Eimer zur Hand, um das Feuer zu löschen. Wenn alle rings um mich herum vor Entbehrung sterben, darf ich nichts anderes tun als die Hungrigen speisen. Es ist aber meine Überzeugung, daß Indien in Flammen steht, denn jeder neue Tag versengt seine Kraft, und daß es vor Hunger stirbt, denn es hat keine Arbeit, die ihm Nahrung verschafft. Khulna verhungert nicht deswegen, weil die Bevölkerung nicht arbeiten kann, sondern weil sie keine Arbeit hat. In den Ceded Districts folgt eine Hungersnot der andern, eben erliegen sie der vierten. Orissaa leidet an chronischer Hungersnot. Unsere Städte sind *nicht* Indien. Indien lebt in seinen 750000 Dörfern, und die Städte leben von diesen Dörfern. Sie beziehen ihren Reichtum nicht aus andern Ländern. Die Stadtleute sind Makler und Agenten für die Weltfirmen in Europa, Amerika und Japan. Die Städte haben mit diesen zusammengewirkt im blutigen Prozeß, der nun seit zwei-

hundert Jahren vor sich geht. Es ist meine Überzeugung, die sich auf Erfahrung gründet, daß Indien mit jedem Tag ärmer wird. Bereits hat der Kreislauf der Säfte in seinen Gliedern aufgehört. Und wenn wir uns nicht vorsehen, wird Indien ganz zusammenbrechen.

Einem Volke, das arbeitslos ist und Hunger leidet, darf Gott nur in einer Form erscheinen: In Arbeit und in der Zusicherung von Nahrung durch den Lohn. Gott schuf den Menschen, daß er arbeite, um sein Brot zu verdienen. Und sagte, daß diejenigen, die essen ohne zu arbeiten, Diebe seien. Achtzig Prozent der Bevölkerung Indiens sind während der Hälfte des Jahres *gezwungenermaßen* Diebe. Braucht man sich da noch darüber zu wundern, daß Indien zu einem großen Gefängnis geworden? Hunger ist der Beweggrund, der Indien an das Spinnrad treibt. Der Ruf zum Spinnrad ist der edelste von allen. Weil es der Ruf der Liebe ist. Liebe ist Swaraj. Das Spinnrad wird den „Geist zügeln", sofern das notwendiger körperlicher Arbeit möglich ist. Wir müssen an die Millionen denken, die heute weniger sind als Tiere, weil sie am Sterben sind. Das Spinnrad bedeutet den belebenden Trank für die Millionen unserer sterbenden Landsleute. Mag man mich fragen: „Warum soll ich spinnen, der ich es nicht nötig habe, um meiner Nahrung willen zu arbeiten?" Weil ich von dem esse, was nicht mir gehört. Ich lebe von Raub an meinen Mitbürgern. Verfolgt den Lauf jedes Geldstückes, das den Weg in eure Taschen findet, und ihr werdet zugeben müssen, daß wahr ist, was ich da schreibe. Swaraj hat keinen Sinn für die Millionen, die nicht wissen, was sie mit ihren unfreiwilligen Ferien anfangen sollen. Swaraj läßt sich innerhalb kurzer Zeit erlangen, aber nur durch die Wiedereinführung des Spinnrades.

Ich wünsche Wachstum, ich wünsche Selbstbestimmung, ich wünsche Freiheit — aber alles dieses nur für die Seele. Ich zweifle daran, daß die Eisenzeit einen Fortschritt bedeutet gegenüber der Steinzeit. Jedenfalls ist es mir gleichgültig, ob es so ist oder nicht. Der Entfaltung der Seele müssen wir unsern Geist und alle unsere Fähigkeiten widmen. Es fällt mir nicht schwer, mir einen Menschen vorzustellen, der — ausgerüstet mit allen modernen Hilfsmitteln — irgendeine wertvolle Entdeckung macht, die für die Menschheit bedeutsam ist. Aber noch weniger schwer fällt mir, einen Menschen mir vorzustellen, der — mit einem Stück Feuerstein und einem Nagel versehen, um seinen Weg zu erhellen oder seine Flinte abzufeuern — immer neue Hymnen des Lobes und Preises singt und der stöhnenden Welt die Botschaft des Friedens und des guten Willens verkündet. Für das Spinnrad eintreten, heißt eintreten für die Erkenntnis der Würde der Arbeit.

Ich behaupte, daß wir im Spinnrad eine unserer Lungen verloren haben. Wir leiden deshalb an der galoppierenden Schwindsucht. Die Wiedereinführung des Spinnrades hält den Fortschritt der grausamen Krankheit auf. Es gibt gewisse Dinge, die von allen Menschen getan werden müssen unter allen Himmelsstrichen. Es gibt gewisse Dinge, die von allen Menschen getan werden müssen unter gewissen Himmelsstrichen. Das Spinnrad ist das Ding, das alle Menschen drehen müssen unter dem indischen Himmelsstrich — für diese Übergangszeiten jedenfalls, die überwiegende Mehrzahl für immer.

Unser Hang zu den fremden Stoffen war es, der das Spinnrad aus seiner würdevollen Stellung verdrängte. Deshalb betrachte ich es als eine Sünde, fremde Stoffe zu verwenden. Ich muß beifügen, daß ich keine Grenze

ziehe und keinen Unterschied mache zwischen Ökonomie und Ethik. Wirtschaftliche Einrichtungen, die die moralische Wohlfahrt eines einzelnen oder eines Landes beeinträchtigen, sind unmoralisch und deshalb sündhaft. Wirtschaftliche Grundsätze, die einem Volke er lauben ein anderes auszurauben, sind unsittlich. Es ist Sünde, Waren zu kaufen und zu gebrauchen, die zu Hungerlöhnen hergestellt worden sind. Es ist Sünde, amerikanischen Weizen zu essen und meinen Nachbar, den Kornhändler, aus Mangel an Kunden darben zu lassen. Und so ist es auch Sünde, die letzten Neuheiten der Regent Street zu tragen, wenn ich weiß, daß die Stoffe, die meine Nachbarn Spinner und Weber hergestellt, nicht nur *mich* gekleidet, sondern auch sie gekleidet und außerdem ernährt hätten. Im Bewußtsein meiner Sünde (das über mich hereinstürzt) muß ich meine Kleider den Flammen überlassen und mich dadurch läutern und mich dann mit dem rauhen *Khaddar* begnügen, der von meinen Nachbarn hergestellt wird. Da ich aber weiß, daß meine Nachbarn, nachdem sie es einmal aufgegeben, nicht gern wieder zum Spinnrad greifen, muß ich es selber vornehmen und es dadurch volkstümlich machen.

Ich möchte dem Dichter noch sagen, daß ich annehme, die Kleider, die ich ihn gebeten zu verbrennen, gehören ihm. Wenn sie seines Wissens den Armen und Schlechtgekleideten gehört hätten, würde er ihnen schon längst zurückerstattet haben, was ihr Eigentum ist. Indem ich *meine* fremden Kleider verbrenne, verbrenne ich meine Schande. Ich muß ablehnen, die Nackten dadurch zu beleidigen, daß ich ihnen Kleider gebe, mit denen sie nichts anfangen können, anstatt ihnen Arbeit zu verschaffen, die sie bitter nötig haben. Ich möchte nicht die Sünde auf mich

nehmen, ihr Gönner zu werden. Im Gegenteil: nachdem ich eingesehen, daß ich an ihrer Verarmung mitgewirkt, möchte ich ihnen eine bevorzugte Stellung einräumen, ihnen aber nicht die Abfälle von meinem Tisch, noch meine abgelegten Kleider geben, vielmehr das Beste von dem, was ich selber esse und anziehe, und möchte mich mit ihnen an ihre Arbeit setzen.

Das Programm der Non-Kooperation oder des Swadeshi ist keine ausschließende Lehre. Meine Bescheidenheit hat mich davor bewahrt ex cathedra zu behaupten, daß die Botschaft der Non-Kooperation, der Non-Violenz und des Swadeshi eine Botschaft an die Welt bedeute. Sie müssen zugrunde gehen, wenn sie in dem Boden, in den sie verpflanzt worden, keine Früchte tragen. Heute hat Indien nichts, das es mit der Welt teilen könnte, es wäre denn seine Erniedrigung, seine Armut und seine Krankheiten. Sollen wir unsere alten Shastras[37]) der Welt darbieten? Sie sind in vielen Auflagen und Ausgaben gedruckt, aber die ungläubige und abergläubische Welt weigert sich, darin zu lesen, weil wir als Schüler und Verwalter dieser Bücher nicht ihnen gemäß leben. Bevor ich deshalb daran denken kann, mit der Welt zu teilen, muß ich etwas besitzen. Unsere Non-Kooperation gilt weder den Engländern noch den Europäern. Unsere Non-Kooperation gilt dem System, das die Engländer errichtet, gilt der materiellen Zivilisation und der damit zusammenhängenden Gier und der Ausbeutung der Schwachen. Unsere Non-Kooperation ist ein Rückzug in uns selber. Unsere Non-Kooperation ist eine Weigerung, mit den englischen Beamten auf Grund ihrer Bedingungen zusammenzuarbeiten. Wir sagen ihnen: „Kommt und arbeitet mit uns zusammen nach *unsern* Bedingungen, so wird es zu unserm und zu euerm Besten sein und zum Besten der

ganzen Welt." Wir müssen uns dagegen wehren, entwurzelt zu werden. Wenn einer am Ertrinken, kann er die andern nicht retten. Um imstande zu sein, die andern zu retten, müssen wir versuchen, uns selber zu retten. Der indische Nationalismus ist weder ausschließend, noch angriffslustig, noch zerstörungssüchtig. Er ist heilbringend, religiös und darum menschenfreundlich. Indien muß erst leben lernen, bevor es danach trachten kann, für die Menschheit zu sterben. Die Mäuse, die sich hilflos finden unter den Zähnen einer Katze, erringen sich durch ihr erzwungenes Opfer kein Verdienst.

Seinem dichterischen Instinkte treu lebt der Dichter für das Morgen und möchte, daß wir es auch so hielten. Er weist unserm bewundernden Auge das prächtige Schauspiel der Vögel, die am frühen Morgen ihre Dankeslieder singen, indem sie sich zum Himmel aufschwingen. Diese Vögel haben ihre tägliche Nahrung und wiegen sich auf Schwingen, die sich ausgeruht und die sich gestärkt fühlen von dem frischen Blut, mit dem sie während der Nacht durchspült worden. Mir aber war der Schmerz beschieden, Vögel pflegen zu müssen, die aus Mangel an Kraft nicht einmal durch liebevolles Streicheln dahin gebracht werden konnten, ihre Flügel auch nur ein wenig zu bewegen. Der menschliche Vogel unter dem Himmel Indiens erhebt sich müder, als er war, da er sich zur angeblichen Ruhe zurückzog. Für Millionen ist es ein ewiges Wachen oder ein ewiges Dahindämmern. Es ist ein unbeschreiblich schmerzlicher Zustand, den man selber durchgemacht haben muß, um ihn verstehen zu können. Mir hat es sich als unmöglich herausgestellt, leidende Menschen durch einen Gesang von Kabir zu besänftigen. Die hungernden Millionen verlangen nur nach einem Gedichte — nach kräftigender Nahrung. Sie kann ihnen

nicht *gegeben* werden. Sie müssen sie sich selber verdienen. Und sie können sie verdienen nur im Schweiß ihres Angesichts.

„Sei im rechten Sinn tätig. Denn Tätigkeit ist der Untätigkeit überlegen. Ohne Tätigkeit wäre es nicht einmal möglich, den Körper aufrecht zu halten.“

Dieser Gedankengang aus der *Gita* enthält für mich die ganze Wahrheit des Spinnrades als eines unentbehrlichen Heiltumes für das Indien von heute. Wenn wir für das Heute sorgen, sorgt Gott für das Morgen.

13. Oktober 1921

Die Furcht vor dem Tode

Ich habe nach Erklärungen des Begriffes „Swaraj“ gesucht. Eine davon müßte lauten: Swaraj bedeutet Aufgabe der Furcht vor dem Tode. Ein Volk, das sich durch die Furcht vor dem Tode beeinflussen läßt, kann nicht Swaraj erlangen oder doch nicht bewahren, sofern es ihm irgendwie gelingen sollte, es zu gewinnen.

Die Engländer sind freie Herren ihres Lebens. Die Araber und Afghanen betrachten den Tod als geringfügige Unpäßlichkeit. Sie weinen nie, wenn ein Verwandter stirbt. Die Burenfrauen kennen diese Furcht gar nicht. Im Burenkrieg verloren Tausende von Burenfrauen ihre Männer. Sie trauerten nicht deswegen. Was bedeutete es, wenn der Gatte oder der Sohn verloren wurde — wenn nur die Ehre des Landes gewahrt blieb. Was konnte der Gatte helfen, wenn das Land in Knechtschaft geriet? Besser des Sohnes sterbliche Überreste begraben und sein unsterbliches Gedächtnis ehren, als ihn als Knecht erziehen. So stählten denn die Burenfrauen ihre Herzen

und überließen ihre teuern Angehörigen freudig dem Todesengel.

Die Völker, die ich erwähnt, töten und werden getötet. Wie aber sollen sich die verhalten, die nicht töten und nur bereit sind, sich töten zu lassen? Diese Völker werden von der ganzen Welt verehrt. Sie sind das Salz der Erde.

Die Engländer und die Deutschen bekämpften einander. Sie töteten und wurden getötet. Das Ergebnis davon ist eine Steigerung der gegenseitigen Bitterkeit. Es ist kein Ende dieser Unruhe abzusehen, und der gegenwärtige Zustand Europas ist erbarmungswürdig. Die Hinterlist ist noch größer geworden, und jeder bemüht sich, die übrigen zu betrügen.

Die Furchtlosigkeit aber, die wir pflegen, ist edlerer und reinerer Art, und gerade aus diesem Grunde hoffen wir, innerhalb kurzer Zeit einen entscheidenden Sieg zu erringen.

Wenn wir Swaraj erreicht, werden viele von uns die Furcht vor dem Tode überwunden haben — sonst hätten wir Swaraj gar nicht erlangen können. Bis jetzt sind hauptsächlich junge Männer um unserer Sache willen gestorben. Diejenigen, die in Aligarh starben, waren alle unter zwanzig Jahren. Keiner weiß, wie sie hießen. Sollte die Regierung wieder zu den Gewehren greifen, so hoffe ich, daß einigen unserer bekanntesten Männern Gelegenheit geboten werde, das höchste Opfer darzubringen.

Warum sollten wir aus der Fassung geraten, wenn Kinder oder junge Leute oder alte Männer sterben? Kein Augenblick geht vorüber, ohne daß irgend jemand stürbe oder geboren würde in dieser Welt. Wir sollten endlich einsehen, wie töricht es ist, uns über eine Geburt zu freuen und uns über einen Tod zu grämen. Die an eine Seele glauben — und welcher Hindu, Mohammedaner

oder Parse glaubt nicht daran? — wissen, daß sie nicht sterben kann. Die Seelen der Lebenden und der Toten sind gleicher Art. Der Kreislauf der Schöpfung und der Vernichtung geht unaufhörlich weiter. Er hat nichts an sich, das uns zur Freude oder zur Trauer bewegen könnte. Wenn wir den Begriff der Verwandtschaft auch nur auf unsere Landsleute ausdehnen und alle Geburten, die im Lande stattfinden, als in unserer Familie stattgefunden betrachten — wie viele Geburtsfeste müßten wir da feiern? Wenn wir um aller Toten unseres Landes willen weinen wollten, würden unsere Augen nie trocken. Dieser Gedankengang sollte uns helfen, alle Furcht vor dem Tode zu überwinden.

Indien, heißt es, ist eine Nation von Philosophen. Wir haben die Schmeichelei gern entgegengenommen. Und doch dürfte kein anderes Volk im Angesicht des Todes so hilflos werden wie wir. Und keine der indischen Gemeinschaften verrät diese Hilflosigkeit in solchem Maße wie wir Hindu. Wegen einer einzigen Geburt können wir in lächerlicher Freude außer uns geraten. Ein Tod bewegt uns zu wahren Orgien an lauten Klagen, so daß die ganze Nachbarschaft nicht schlafen kann. Wenn wir Swaraj erlangen wollen und wenn wir, nachdem wir es erlangt, etwas daraus machen wollen, auf das wir stolz sein dürfen, so müssen wir diese unziemliche Furcht gänzlich ablegen.

Was bedeutet Gefangenschaft für einen Mann, der ganz ohne Furcht vor dem Tode ist? Wenn der Leser ein wenig über die Sache nachdenkt, wird er sich sagen müssen, daß die Erlangung von Swaraj nur dadurch verzögert wird, daß wir nicht bereit sind, ruhig dem Tod entgegenzugehen und Unannehmlichkeiten, die noch geringer sind als der Tod.

Wenn die Zahl der unschuldigen Menschen, die den Tod willkommen heißen, immer größer und größer wird, wird ihre Aufopferung zum machtvollen Werkzeug der Rettung aller übrigen werden, und nur ein Mindestmaß von Leiden ist dann erforderlich. Leiden, das freudig getragen wird, hört auf, Leiden zu sein und wird verwandelt in unaussprechliche Freude. Der Mensch, der das Leiden flieht, wird das Opfer endloser Beunruhigungen, bevor er zu sich selber kommen kann, und ist halbtot, wenn er endlich so weit ist. Einer aber, der freudig bereit ist, alles entgegenzunehmen, was da kommen mag, entgeht allem Schmerz. Seine Freude wirkt als Beruhigungsmittel.

Ich habe mich bewogen gefühlt, diesen Aufsatz zu schreiben, weil wir selbst dem Tod ins Angesicht sehen müssen, wollen wir noch dieses Jahr Swaraj erlangen. Wer gut vorbereitet ist, entgeht vielen Unfällen, und so mag es auch mit uns der Fall sein. Ich bin überzeugt davon, daß Swadeshi eine solche Vorbereitung bedeutet. Wenn erst Swadeshi Erfolg gehabt hat, wird weder diese unsere Regierung noch sonst jemand eine Notwendigkeit empfinden, uns noch weiteren Proben zu unterwerfen.

Wir dürfen keine Möglichkeit außer acht lassen. Besitz der Macht bewirkt, daß die Menschen blind und taub werden. Sie sehen Dinge nicht mehr, die vor ihrer Nase stehen, und hören Dinge nicht mehr, die an ihre Ohren hallen. Man kann also nicht wissen, was diese machtberauschte Regierung noch alles tun wird. So schien mir denn nötig, daß sich Patrioten auf Gefangenschaft, auf den Tod und ähnliche Möglichkeiten gefaßt machen.

Die Tapferen gehen dem Tod entgegen mit einem Lächeln auf den Lippen, doch sind sie gleichwohl vorsichtig und wachsam. Dieser non-violente Krieg bietet keine Gelegenheit zu Tollkühnheiten. Wir ermuntern

niemand, sich Gefangenschaft oder Tod durch Gewalttätigkeit absichtlich zuzuziehen. Wir müssen den Galgen dadurch verdienen, daß wir den Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung unsere non-violente Resistenz entgegensetzen. 13. Oktober 1921

Die hindu-mohammedanische Einigung eine Spiegelfechterei?

Die redaktionellen Bemerkungen in der neuesten Nummer der *Modern Review* enthalten Gedanken über die hindu-mohammedanische Einigung, die einer Erwiderung rufen. Der angesehene Redaktor hat für diese Einigung den Ausdruck Spiegelfechterei gebraucht, und es wird aus allem klar ersichtlich, daß er die Einigung nur als eine scheinbare Einigung betrachtet. Nach meiner Auffassung indessen ist es nicht nur nicht eine Spiegelfechterei, sondern eine Tatsache, deren Dauer mir mehr und mehr verbürgt zu sein scheint. Ich habe in dieser meiner Zeitschrift wiederholt zugegeben, daß es noch ein junger Baum ist, der schonendster Pflege bedarf. Aber es ist doch sicher nicht schon deswegen Schein und Täuschung, weil wir beide die Gefahr einsehen, von der er bedroht ist.

Immer noch herrschen, es ist leider wahr, der Ortsgeist und der Sektengeist vor. Immer noch findet sich gegenseitiges Mißtrauen. Immer noch sind die Erinnerungen an alte Streitigkeiten lebendig. Es ist ebenso wahr, daß bei den Wahlen weniger die Eignung in Betracht gezogen wird als die Religion. Diese Tatsachen anerkennen, heißt indessen nur die Schwierigkeiten einsehen, denen die Einigung begegnet. Wenn beide Teile sie kennen und sich ehrlich bemühen, die Einigung trotzdem durchzusetzen, so

dürfte es schwerlich gerecht sein, den Versuch der Einigung oder deren begrenzte Ausführung eine Spiegelfechterei zu nennen.

Es ist nicht richtig, zu behaupten, daß der Aufruf der Kalifat-Vereinigungen gegen das Töten der Kuh bei den Mohammedanern keinen Widerhall finde. Erstens ist es schon eine erfreuliche Tatsache, daß Kalifat-Mitarbeiter, die selber Mohammedaner sind, dahin wirken, das Töten der Kuh zu verhindern. Sodann möchte ich den Schriftleiter versichern, daß der Aufruf in fast allen Teilen Indiens einen wundervollen Erfolg gehabt hat. Ist es denn etwas so Geringes, daß sozusagen alle mohammedanischen Mitarbeiter die Beschützung der Kuh auf sich genommen haben? Haben sich nicht alle in tiefster Seele bewegt gefühlt, die da zugegen waren, als die Messrs. Chhotani und Kathri in Bombay Hunderte von Kühen aus den Händen ihrer Glaubensgenossen befreiten und sie den dankbaren Hindu anboten?

Gewiß ist wahr, daß sowohl Maulana Mahomed Ali als ich zartfühlend genug sind, „uns gegenseitig nicht auf die Hühneraugen zu treten“. In der Freimütigkeit, mit der wir einander gegenüberstehen, würde es uns auch schwer fallen, uns zu schlagen. Denn die Einigung ist nicht ein „Kartenhaus“, wie der Verfasser grausam bemerkt, sondern eine so sichere Tatsache, daß wir bereit sind, für ihre Erhaltung in den Tod zu gehen. Ich kann sagen, daß sich während all unserer Reisen nie ein Streit zwischen uns erhoben, daß wir nie etwas voreinander verborgen. Der grausamste Hieb indessen wird in folgendem Satz versetzt: Wer zwischen den Zeilen ihrer Reden zu lesen versteht, mag leicht ersehen, daß dem einen der beiden die verdrießliche Geschichte mit dem Kalifat in der abgelegenen Türkei die Hauptsache, während der andere

die Erlangung von Swaraj für Indien in erster Linie ins Auge gefaßt hat. Ich behaupte, daß für uns beide das Kalifat die Hauptsache, für Maulana Mahomed Ali deshalb, weil es um seine Religion geht, für mich deshalb, weil ich bereit bin, mein Leben für die Kalifatsache hinzugeben. Ich möchte das Leben der Kuh vor dem Messer der Mohammedaner bewahren, so will es meine Religion. Beiden aber ist Swaraj in gleicher Weise teuer, denn nur durch Swaraj kann die Freiheit des Glaubens gesichert werden. Die Verwirklichung dieses Ideals scheint in der Ferne zu liegen. Aber es ist keine Heimlichtuerei in ihm. Für mich bedeutet die Lösung der Kalifatsfrage durch die Anstrengung Indiens die Erlangung von Swaraj. Liebe, die der Grund unserer Religion, ist auch der Grund unserer Freundschaft. Ich suche die Freundschaft der Mohammedaner durch das Recht der Liebe zu erlangen. Und wenn die Liebe auf seiten einer der beiden religiösen Gemeinschaften durchhält, wird die Einigung zu einer feststehenden Tatsache in unserm nationalen Leben. — Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn behauptet wird, Maulana Mahomed Ali spreche ein gewundenes Urdu, das die meisten Mohammedaner Bengalens nicht verstehen könnten. Ich weiß, daß er sein Bestes getan, um seine Ansprache in Urdu so einfach wie möglich zu halten.

Es ist bedauerlicherweise wahr, daß es immer noch Hindu und Mohammedaner gibt, die in der Furcht voreinander die fremde Herrschaft als eine Notwendigkeit ansehen. Das aber kann die Erreichung unseres Zieles nicht im geringsten verzögern. Wir sehen immer noch nicht klar genug ein, daß die Möglichkeit eines Kampfes zwischen den beiden Gemeinschaften ein kleineres Übel bedeutet als der Bestand einer fremden Herrschaft. Und wenn es nur das Dazwischentreten der englischen Re-

gierung ist, was uns davon abhält, einander zu bekämpfen — so möge sie verschwinden. Je bälder wir zum Kampfe frei gelassen werden, um so besser ist es für unsere Kraft, für unsere Religionen und für unser Land. Es wäre keine neue Erscheinung, wenn wir uns in einen gesunden Zustand hinein *kämpfen* müßten.

Die Engländer führten einundzwanzig Jahre lang einen mörderischen Krieg, bevor sie sich zu friedlicher Arbeit niederließen. Die Franzosen kämpften unter sich mit barbarischer Wut, die in neuester Zeit kaum ihresgleichen gehabt haben dürfte. Die Amerikaner machten es auch nicht besser, bevor sie ihre Staatengemeinschaft errichteten. Wir wollen nicht unsere Unmännlichkeit hätscheln, weil wir uns fürchten, miteinander zu kämpfen. Der gelehrte Verfasser jener Bemerkungen liebt die Einigung so sehr wie irgendeiner von uns und meint, es müsse „eine vollständige Veränderung stattfinden, eine radikale Wandlung und ein Wiederaufbau von den Grundlagen aus“. Aber er überläßt es dem Leser, das Heilmittel zu erraten. Es wäre besser, er hätte bestimmte Vorschläge gemacht. Er möchte offenbar, daß wir untereinander heiraten oder miteinander essen, wenn auch erst einmal versuchsweise. Wenn das die radikale Wandlung ist, die er verlangt, und wenn das eine Voraussetzung ist zur Erlangung von Swaraj, dann fürchte ich sehr, daß wir noch mindestens ein Jahrhundert warten müssen. Es heißt nichts anderes, als von den Hindu verlangen, sie sollten ihre Religion aufgeben. Ich sage nicht, daß es unrecht sei, diese Schranken aufzuheben, aber ich meine, es sei eine Reformation außerhalb der praktischen Politik. Und auch wenn wir die Neuerung durchgesetzt — sofern wir sie überhaupt durchsetzen — werden wir damit die hindu-mohammedanische Einigung noch nicht erlangt haben.

Die gegenwärtige Bewegung strebt eine Einigung an, die sowohl den Mohammedanern als den Hindu gestattet, ihre Religion in vollem Umfang beizubehalten. Ich habe deshalb meinen Zuhörern mehr als einmal gesagt, daß die Brüder Ali und ich allen Mohammedanern und Hindu als anschauliches Beispiel der hindu-mohammedanischen Einigung gelten können. Jeder von uns wünscht, seinem Glauben treu zu sein. Ungeachtet meiner größten Verehrung, die ich den Brüdern darbringe, möchte ich meine Tochter keinem ihrer Söhne zur Frau geben und weiß, daß sie ihre Töchter nicht meinem Sohn zur Ehe geben würden — auch vorausgesetzt, daß dieser sich so weit von den Anschauungen eines Hindu frei gemacht, die Hand ihrer Töchter zu begehren. Ich nehme nicht teil an ihren Mahlzeiten, und sie wiederum achten meine Bigotterie, wenn meine Selbstverleugnung so genannt werden kann. Und doch glaube ich nicht, daß es noch drei Menschen gibt, deren Herzen so innig verbunden wie die der Brüder Ali und meines. Und ich möchte den Leser versichern, daß diese unsere Einigung nicht nur keine Spiegelfechterei ist, sondern eine dauerhafte Freundschaft, gegründet auf allerzarteste Rücksichtnahme und Duldung der gegenseitigen Gewohnheiten und Anschauungen.

Ich habe auch noch nicht einen Augenblick gefürchtet, die Brüder oder ihre Freunde könnten meine Freiheit vergewaltigen oder meinen Glauben verletzen, wenn die Engländer ihre Hand von mir abzögen. Und diese meine Furchtlosigkeit gründet sich vor allem auf Gott und sein Wort, jedes seiner Geschöpfe zu schützen, das da wandelt in seiner Furcht, sodann aber auf das ehrenhafte Betragen der Brüder und ihrer Freunde, obgleich ich mir bewußt bin, daß jeder von ihnen mir gegenüber sich verhält wie zwölf zu eins. Und von diesem einen Beispiel

möchte ich auf ganz Indien schließen und dartun, daß die hindu-mohammedanische Einigung möglich ist, wenn wir nur gegenseitige Duldung üben und den Glauben aufbringen an uns selber und damit auch an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur.

20. Oktober 1921

Die Bedeutung des Moplah-Aufstandes[106])

Ein Briefschreiber aus Schottland stellt mich darüber zur Rede, daß ich dem Moplah-Aufstand nicht genügend Raum gewähre in dieser meiner Zeitung. Diejenigen, sagt er, die nicht mit den indischen Entwicklungen vertraut sind, müssen annehmen, es sei in Indien ein mohammedanisches Königreich errichtet worden. Der Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt, indessen war es nicht meine Absicht, meine Pflicht in dieser Sache zu umgehen. Es ist mir einfach unmöglich gemacht worden. Ich wünschte nach Kalikut zu gehen und der Ursache jener Unruhen auf den Grund zu kommen, wie es mir wohl auch gelungen wäre. Aber die Regierung hat es anders gewollt. Es tut mir leid, daß ich glaube — aber ich glaube es nun einmal — daß die Leute dort den Non-Kooperationisten nicht Gelegenheit geben wollen, die Unruhen friedlich beizulegen. Sie sind begierig, wieder einmal mehr zu zeigen, daß einzig und allein der englische Soldat den Frieden in Indien aufrechterhalten kann. Ich konnte aber damals nicht den Kampf aufnehmen gegen die Regierung, indem ich deren Verordnungen mißachtete, die mir den Eintritt in das Gebiet der Unruhen verboten.

Ich möchte gern besser von jenen Leuten denken. Es ist ganz gegen meine Natur, an die Verderbtheit

des menschlichen Wesens zu glauben. Doch ist für mich die Verderbtheit des bureaukratischen Geistes so klar erwiesen, daß ich mich durch nichts davon abhalten lassen werde, sein Ende herbeizuführen. Bevor ich nach Tschamparan ging, glaubte ich wahr und wahrhaftig nicht an die Geschichten von den Grausamkeiten, die an den Bauern von Tschamparan begangen worden sein sollten. Als ich hinkam, fand ich alles viel schlimmer als es mir vorher geschildert worden. Ich hatte nicht glauben können, daß unschuldige Menschen kalten Blutes und ohne jede Warnung hingemordet werden könnten, wie es nachmals in Jallianwala Bagh geschehen. Ich hatte nicht glauben können, daß man menschliche Wesen zwingen werde, auf dem Bauche zu kriechen. Aber als ich in Pandschab ankam, fand ich zu meinem Entsetzen, daß noch viel mehr vorgekommen, als man mir berichtet hatte. Und all das war im Namen des sogenannten Friedens und der sogenannten Ordnung geschehen, in Wirklichkeit aber zum Zwecke, ein falsches Prestige, ein falsches System und einen unnatürlichen Handel aufrechtzuerhalten. Es ist wahr, daß es einem entschlossenen Gouverneur-Stellvertreter gelang, den Leuten in Tschamparan Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gegen eine erdrückende Opposition. Das aber war wirklich eine Ausnahme, die außerordentlichen Ursachen zu verdanken war. Und so fühle ich denn, daß der Moplah-Aufstand zu einer Wohltat geworden für ein System, das in Stücke zerfällt unter dem Gewicht seiner eigenen Ungeheuerlichkeit.

Der Moplah-Aufstand wird zum Prüfstein für die Hindu und die Mohammedaner. Kann die Freundschaft der Hindu die Belastung überdauern, die ihr auferlegt worden? Können die Mohammedaner in der Tiefe ihres

Herzens das Benehmen der Moplah billigen? Die Zeit allein kann die Wahrheit offenbaren. Wenn die Hindu das Unvermeidliche bloß äußerlich und gezwungen hinnehmen, so ist das noch keine Probe auf ihre Freundschaft für die Mohammedaner. Die Hindu müssen den Mut und das Vertrauen haben, zu fühlen, daß sie ihre Religion vor solchen fanatischen Ausbrüchen beschützen können. Wenn die Mohammedaner die Moplah-Tollheiten bloß durch Worte mißbilligen, so ist das noch kein Beweis ihrer Freundschaft für die Hindu. Die Mohammedaner müssen das Beschämende und Demütigende der erzwungenen Bekehrungen und der Plünderungen durch die Moplah-Leute einsehen und müssen stillschweigend und wirksam dahin arbeiten, solche Dinge auch von seiten der allerfanatischsten ihrer Glaubensgenossen unmöglich zu machen. Ich glaube, daß die Hindu in ihrer Gesamtheit die Moplah-Tollheit mit Gleichmut aufgenommen und daß die Gebildeten unter den Mohammedanern aufrichtig betrübt sind über die Art und Weise, wie die Moplah die Lehren des Propheten ins Gegenteil verkehrt haben.

Die Moplah-Revolte erteilt noch eine andere Lehre, nämlich, daß jedem einzelnen die Kunst der Selbstverteidigung beigebracht werden müsse. Es gilt dabei mehr eine bestimmte geistige Haltung einzupflanzen, als unsere Muskeln für Wiedervergeltung zu stärken. Unsere Erziehung hat unseren Geist in Hilflosigkeit belassen. Tapferkeit ist keine Eigenschaft des Körpers, sie ist eine Eigenschaft der Seele. Feigheit wohnt manchmal in den kräftigsten Gestalten und außerordentlicher Mut in den schwächlichsten Leibern.

Ich habe gesehen, wie große und muskelkräftige Zulus vor englischen Knaben niederfielen und dann davon-

liefen, als sie den geladenen Revolver auf sich gerichtet sahen. Ich habe gesehen, wie Emilie Hobhouse [107]), ungeachtet ihrer körperlichen Leiden, Proben des allerhöchsten Mutes ablegte. Sie war jene edle Frau, die den sinkenden Mut tapferer Burengeneräle und ebenso tapferer Burenfrauen stützte. Der körperlich Schwächste unter uns muß dahin erzogen werden, Gefahren ins Gesicht zu sehen und Haltung zu wahren. Was war verachtungswürdiger, der unwissende Fanatismus des Moplah-Bruders oder die Feigheit des Hindu-Bruders, der das mohammedanische Glaubensbekenntnis nachmurmelte und gestattete, daß sein Haarbüschel abgeschnitten und sein Gewand gewechselt wurde? Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Ich wünsche beiden, den Hindu und den Mohammedanern, daß sie den kühlen Mut bewahren zu sterben ohne zu töten. Wenn aber einer diesen Mut nicht aufbringt, so wünschte ich eher, er möchte sich in der Kunst des Tötens und in der des Getötetwerdens üben, als vor der Gefahr feige zu fliehen. Denn der das tut, begeht ungeachtet seiner Flucht *himsa* in Gedanken. Er flieht, weil er nicht den Mut hat zu töten und dabei getötet zu werden.

Wir können noch eine andere Lehre ziehen aus dem Moplah-Aufstand. Wir dürfen keinen Teil unserer Landsleute in äußerster Dunkelheit belassen in der Meinung, daß das uns nichts anhaben könne. Unsere englischen „Meister" haben kein Interesse daran, daß die Moplahs ordentliche Bürger werden und sich die Tugend der Duldsamkeit und die Wahrheiten des Islam aneignen. Aber auch wir haben unsere unwissenden Landsleute während langer Jahrhunderte vernachlässigt. Wir haben den Ruf der Liebe nicht vernommen, der uns aufforderte, dafür zu sorgen, daß keiner unwissend bleibe

in bezug auf die Forderungen der Menschlichkeit und keiner ohne seine Schuld Kleider oder Nahrung entbehren müsse. Wenn wir nicht beizeiten aufwachen, werden wir von seiten aller unterdrückten Klassen ähnliche Tragödien zu erwarten haben. Das gegenwärtige Erwachen erfaßt alle Klassen. Die „Unberührbaren“ und alle sogenannten halbwilden Stämme werden von unserm Unrecht gegen uns zeugen, wenn wir nicht Buße tun und ihnen verspätete Gerechtigkeit erweisen.

20. Oktober 1921

Ehrt den Prinzen!

Der Leser möge sich durch diesen Titel nicht überraschen lassen. Nehmen wir an, der Prinz wäre ein Volksgenosse an hoher Stelle, nehmen wir an, er würde durch unsere Nachbarn für ihre eigenen niedrigen Zwecke ausgebeutet, nehmen wir weiter an, diese Nachbarn hätten ihn in den Händen, so daß meine Stimme ihn nicht eigentlich erreichen könnte, und führten ihn in mein Dorf — würde ich ihn dann nicht dadurch am besten ehren, daß ich mich fernhielte von allen Veranstaltungen, die um dieser Ausbeutung willen zu seiner „Ehrung“ getroffen werden und ihm durch alle verfügbaren Mittel klarmachte, daß er ausgebeutet wird?*)

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young India* vom 10. Juni 1921:

Der in Aussicht genommene Besuch des Prinzen. Es ist sehr bedauerlich, daß wieder soviel gesprochen wird über den Besuch des Prinzen und daß bereits ein Tag dafür provisorisch bestimmt wurde. Indien wird sich weigern, am Empfang des Repräsentanten eines Systems teilzunehmen, an dem es auf den Tod erkrankt ist. Sollte der Besuch einem widerstrebenden Indien aufgezwungen werden, so muß am Tage des hohen Besuches wieder ein so wirkungsvolles *Hartal* statt-

Würde ich nicht als ein Verräter an ihm, wenn ich ihn nicht davor warnte, in die Falle zu gehen, die meine Nachbarn ihm gestellt?

Ich zweifle nicht daran, daß der Besuch des Prinzen dazu mißbraucht wird, die „huldvolle“ Gesinnung der britischen Herrschaft zu verkünden. Es ist ein Verbrechen an uns, wenn Seine Königliche Hoheit zu ihrem persönlichen Vergnügen und um Sport zu treiben nach Indien geführt wird, während hier gärende Unzufriedenheit herrscht, während die Massen voll sind von Abneigung gegen das System, durch das sie regiert werden, während Hungersnot wütet in Khulna und in den Ceded-Districts und ein bewaffneter Konflikt in

---

finden wie anläßlich des Besuches des Herzogs von Connaught. Ich wiederhole einmal mehr, daß die Non-Kooperationisten nicht gegen den Prinzen als Menschen eingenommen sind. Er kann aber nicht getrennt werden von dem Amt, das er innehat. Wenn es auch wahr, daß sich der König und seine Erben nicht aktiv mit den Angelegenheiten des Staates befassen (was für den Staat sehr bequem), so ist der Prinz eben doch ein Repräsentant des bestehenden Regierungssystems so gut wie der allereifrigste Premier oder Vizekönig. Ich bin sogar geneigt anzunehmen, daß er gerade um der Einzigartigkeit seiner Stellung willen die Institution besonders wirkungsvoll stützt. Wenn der Prinz kommt, so kommt er nicht, um die Non-Kooperationisten oder deren Sache zu segnen, sondern das Loblied einer Regierung zu singen, die verantwortlich ist für die Erniedrigung des Pandschab, für den Wortbruch an den Mohammedanern, für den Indien aufgezwungenen Alkoholhandel, für die Verarmung des Landes und für die Schwächung seiner Bevölkerung bis zu einem Grad, daß sie nachgerade meint, sie müsse für immer in dieser Sklaverei steckenbleiben. Nach meiner bescheidenen Meinung wird der vorgesehene Besuch zur Beleidigung eine Beschimpfung fügen. Und es ist Pflicht jedes Non-Kooperationisten, in aller Ehrerbietung, aber entschlossen und unmißverständlich seine scharfe Verurteilung aller solcher Bestrebungen auszudrücken, die darauf abzielen, ein System zu stützen, das seinem Fall entgegenwankt.

Malabar. Es ist ein Verbrechen an Indien, Millionen von Rupien auszugeben für ein bloßes Schaugepränge, wenn Millionen von Menschen im Zustand chronischer Erschöpfung dahinleben. Achthunderttausend Rupien sind von dem Bombay-Counsel allein für das Schaugerüst bewilligt worden.

Der Besuch wird angekündigt durch unterdrückende Maßnahmen. In Sindh befinden sich mindestens sechsundfünfzig Non-Kooperationisten im Gefängnis. Einige der wackeren Mohammedaner stehen ihrer politischen Ansichten wegen vor Gericht. Neunzehn bengalische Mitarbeiter sind eben eingesperrt worden, mit ihnen Mr. Sen Gupta, der führende Anwalt der Provinz. Ein mohammedanischer Pir[108]) und drei andere selbstlose Mitarbeiter sitzen schon wegen ähnlicher „Verbrechen" im Gefängnis, und ihr Oberhaupt steht vor Gericht, weil es wiederholt, was ich in diesen Spalten oft ausgesprochen und was die Mitglieder des Kongresses während der letzten zwölf Monate wieder und immer wieder gesagt. Ebenso sind mehrere Führer der Zentralprovinzen ihrer Freiheit beraubt worden. Ein beim Volke sehr beliebter Arzt, Dr. Paranjapye, ein Mann, der um seiner Selbstlosigkeit willen allgemein verehrt wird, erleidet strengste Gefangenschaft wie ein gemeiner Verbrecher. Und damit ist die Liste der verurteilten Non-Kooperationisten noch lange nicht erschöpft. Ob die Verurteilungen nun von wirklichen Verbrechen zeugen oder nur eine Antwort sind auf die wachsende Unzufriedenheit, jedenfalls kommt der Besuch des Prinzen, gelinde gesprochen, höchst ungelegen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß das Volk den Besuch Seiner Königlichen Hoheit unter den gegebenen Verhältnissen nicht wünscht. Es hat seine Ansicht unmißverständlich ausgesprochen. Es hat er-

klärt, daß Bombay am Tage der Landung *Hartal* beobachten wolle. Es ist einfach eine Zumutung an die Bevölkerung, den Prinzen ungeachtet ihrer Opposition herbeizuführen.

Was wollen wir unter diesen Umständen tun? Wir müssen alle Veranstaltungen, die zur Ehre des Prinzen abgehalten werden, boykottieren. Wir müssen uns in religiösem Eifer von allen Wohltätigkeitsveranstaltungen, Festlichkeiten und Feuerwerkereien fernhalten, die zu diesem Zweck organisiert werden. Wir müssen uns weigern, zu illuminieren oder die Kinder zu den öffentlichen Illuminationen zu schicken. Zu diesem Zwecke müssen wir Anweisungen zu Millionen drucken und unter dem Volk austeilen, um ihm zu sagen, was es in dieser Sache zu tun habe, und es wissen zu lassen, daß dem Prinzen dadurch die rechte Ehrung erwiesen werde, daß Bombay am Tag seiner Landung den Eindruck einer verödeten Stadt macht.

Indessen müssen wir zwischen dem Würdenträger und dem Menschen im Prinzen unterscheiden. Wir hegen keine Feindseligkeit gegen den Prinzen als Menschen. Er weiß wahrscheinlich nichts von den Gefühlen des indischen Volkes, er weiß wahrscheinlich nichts von der Unterdrückung. Ebenso wahrscheinlich weiß er nichts davon, daß die Wunde des Pandschab immer noch blutet, daß der Verrat an Indien in der Kalifatfrage immer noch an den Herzen der Inder nagt, und daß unter Duldung der Regierung in den erneuerten Räten Mitglieder sitzen, die, obgleich nominell gewählt, in keiner Weise auch nur die wenigen Hunderttausende vertreten, die in den Stimmregistern eingetragen sind. Die Person des Prinzen zu verletzen oder einen Versuch in dieser Richtung zu machen, wäre

nicht nur grausam und unmenschlich, sondern auch ein Verrat an ihm und besonders an uns selber, denn wir haben uns von uns aus und freiwillig verpflichtet, non-violent zu sein und zu bleiben. Den Prinzen beleidigen oder beschimpfen, hieße dem Islam und dem Hinduismus größeres Unrecht zufügen als die Engländer je getan. Die Engländer wissen es nicht besser. Wir aber können uns nicht auf unsere Unwissenheit berufen, denn wir wußten, was wir taten, als wir vor Gott und den Menschen gelobten, nicht eine einzige Person zu verletzen, die irgend verbunden ist mit dem System, das wir unter Aufbietung all unserer Kraft zu zerstören suchen. Es ist also unsere Pflicht, alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um seine Person vor jedem Angriff zu beschützen, als wäre es unsere eigene.

Wir wissen, daß es ungeachtet all unserer Bemühungen einige gibt, die da wünschen, an den Veranstaltungen teilzunehmen, sei es aus Furcht oder aus Hoffnung oder weil nun das ihr Wunsch ist. Sie haben so gut wie wir selber das Recht, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Das ist die Probe auf die Freiheit, die wir ersehnen und deren wir uns erfreuen möchten. Wir wollen uns, solange wir durch eine unverschämte Bureaukratie gereizt werden, der größten Selbstbeherrschung befleißigen. Und wenn es uns gelingt, unserm Entschluß, nichts mit ihnen zu tun haben zu wollen, dadurch klaren Ausdruck zu verleihen, daß wir uns von ihren Schaustellungen fernhalten, und wenn wir gleichzeitig denen, die nicht mit uns übereinstimmen, größte Duldung erweisen, können wir unsere Sache in der wirkungsvollsten Weise fördern.

27. Oktober 1921

Der Zivil-Desobedienz entgegen

Wo stehen wir heute?

In den nächsten Wochen sollte die Zivil-Desobedienz in einigen Teilen Indiens zur vollen Auswirkung kommen. Mit den Beispielen individueller oder teilweiser Zivil-Desobedienz ist das Land sehr vertraut geworden. Vollständige Zivil-Desobedienz ist Rebellion ohne den Bestandteil der Gewalt. Ein Zivil-Resistenter durch und durch ignoriert einfach die Autorität des Staates. Er stellt sich außerhalb des Gesetzes, um jedes unmoralische staatliche Gesetz außer acht lassen zu können. So mag er sich z. B. weigern, Steuern zu zahlen, mag sich weigern, die Autorität des Staates in seinen täglichen Beziehungen anzuerkennen. So mag er sich weigern, den Geboten zu gehorchen, die ihn an dem Betreten gewisser Plätze hindern wollen und das Recht für sich in Anspruch nehmen, die Militärbaracken aufzusuchen, um mit den Soldaten zu sprechen. Er mag sich weigern, sich irgendwelchen Beschränkungen in bezug auf das Postenstehen zu unterziehen, und wird ungeachtet des Verbotes und innerhalb des ihm angewiesenen Gebietes Posten stehen. In all dem wird er nie Gewalt brauchen und nie der Gewalt widerstehen, wenn sie gegen ihn angewendet wird. Im Gegenteil, er heißt die Gefangennahme und andere Gewaltmittel, die gegen ihn angewendet werden, willkommen. Das tut er, weil und sobald er findet, daß die äußerliche Freiheit, die er scheinbar genießt, eine unerträgliche Bürde ist. Er macht sich klar, daß der Staat persönliche Freiheit nur soweit gewährt, als die Bürger sich seinen Verordnungen unterwerfen. Die Unterwerfung unter die Staatsgesetze ist der Preis, den der Bürger für seine persönliche Freiheit entrichtet. Unterwerfung unter einen Staat, der ganz oder zu einem großen Teil

unsittlich ist, bedeutet einen unmoralischen Tauschhandel mit Freiheit. Ein Bürger, der solchermaßen die Verdorbenheit eines Staates einsieht, kann sich nicht damit zufrieden geben, nur geduldeterweise zu leben. Er erscheint deshalb denen, die seinen Glauben nicht teilen, als ein Schädling der Gesellschaft, während er doch darauf aus ist, den Staat zu zwingen, ihn zu verhaften, ohne daß er das Gesetz verbrecherischerweise überträte. So betrachtet, erscheint die Zivil-Resistenz als ein kraftvoller Ausdruck der Angst einer Seele und ein beredter Protest gegen das Andauern eines übeln Zustandes. Ist das nicht die Geschichte aller Reformen? Haben nicht die Reformer sehr zum Unbehagen ihrer Umgebung auch harmlose Einzelheiten abgelehnt, die mit einem übeln System zusammenhingen?

Wenn eine Körperschaft den Staat verleugnet, unter dem sie bisher gelebt, gibt sie sich sozusagen eine eigene Regierung. Ich sage sozusagen, denn sie geht nicht so weit, Gewalt zu gebrauchen, wenn ihr der Staat Widerstand leistet. Ihr „Geschäft" wird wie das eines einzelnen durch den Staat geschlossen oder beschossen, bis dieser die Existenzberechtigung dieser Körperschaft anerkennt, mit andern Worten, sich ihrem Willen beugt. So durchwanderten im Jahre 1914 dreitausend Inder in Südafrika nach gehöriger Anzeige an die Regierung von Transvaal das Gebiet dieses Landes, dem Einwanderungsgesetz zum Trotz, und zwangen die Regierung, sie zu verhaften. Da es nicht gelang, sie zur Gewalt aufzureizen oder zur Unterwerfung zu zwingen, fügte sich die Regierung ihrer Forderung. Eine Vereinigung von Zivil-Resistenten muß sich deshalb wie eine Armee einer streng soldatischen Disziplin unterwerfen, nur daß diese Disziplin in solchen Fällen noch schwerer aufliegt, weil der Reiz des gewöhnlichen Sol-

datenlebens fehlt. Und da eine Armee der Zivil-Resistenz frei ist oder frei sein sollte von jeder Leidenschaftlichkeit, weil frei vom Geist der Wiedervergeltung, verlangt sie eine möglichst geringe Zahl von Soldaten. Tatsächlich genügt *ein vollkommener* Zivil-Resistent, um im Kampf des Rechtes gegen das Unrecht zu siegen.

Obwohl also der allindische Kongreßausschuß die Provinzausschüsse ermächtigt, Zivil-Desobedienz auf eigene Verantwortung hin zu unternehmen, möchte ich hoffen, daß sie dem Wort „Verantwortlichkeit" das richtige Gewicht beimessen und Zivil-Desobedienz nicht leichten Herzens anordnen werden. Jede der Bestimmungen muß in vollem Umfang zur Auswirkung kommen. Die Erwähnung der hindu-mohammedanischen Einigung, der Non-Violenz, des Swadeshi und der Überwindung der Unberührbarkeit will sagen, daß diese Bestandteile der Bewegung noch nicht zu einem wesentlichen Bestandteil des nationalen Lebens geworden sind. Wenn noch einzelne Individuen oder ganze Verbände Mißtrauen hegen sollten in bezug auf die hindu-mohammedanische Einigung, oder Zweifel in bezug auf die Notwendigkeit der Non-Violenz zur Erlangung unseres dreifachen Zieles, wenn sie Swadeshi noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung verwirklicht, wenn die Hindu unter ihnen noch am Gifte der Unberührbarkeit leiden, sind diese Individuen oder diese Verbände noch nicht reif für die Zivil-Desobedienz. Gewiß wäre es das beste, zu wachen und zu warten, während das Experiment in einem Gebiete ausgeführt wird. Einen Vergleich mit einer Armee benützend, möchte ich sagen: Diejenigen Divisionen, die beobachten und warten, sind in gleichem Maß an der Schlacht beteiligt, wie die Division, die sich gerade im Kampf befindet. Nur dann sollte während der Dauer des

Experimentes sogar zu individueller Zivil-Desobedienz gegriffen werden, wenn die Regierung die stillschweigende Ausübung von Swadeshi hindert. Wenn z. B. einem erprobten Spinner verboten wird, Spinnen zu lehren oder zu organisieren, sollte dieses Verbot völlig unbeachtet bleiben, und der Lehrer sollte der Gefangennahme entgegensehen. Davon abgesehen und in allen andern Beziehungen aber wird es — soweit ich gegenwärtig beurteilen kann — das beste sein für jeden der übrigen Teile Indiens, alle Befehle und Verordnungen auf das Peinlichste zu beachten, während der eine Teil überlegterweise zur Offensive übergeht und soweit möglich den Bruch aller ungerechten Staatsgesetze vollzieht. Es sollte nicht nötig sein, beizufügen, daß jeder Ausbruch von Gewalt in irgendeinem andern Teil Indiens notwendigerweise das Experiment beeinträchtigen, wenn nicht ganz aufhalten muß.*) Von den andern Teilen wird verlangt, daß sie sich ruhig und still verhalten, auch wenn die Bevölkerung jenes Gebietes, das das Experiment auf sich nimmt, eingekerkert oder zusammengeschossen oder sonstwie übel behandelt würde durch die Obrigkeit. Wir müssen von ihnen erwarten, sich unter allen Umständen zu bewähren. 10. November 1921

Das moralische Ergebnis

Sobald wir den Boden der Sittlichkeit verlassen, hören wir auf religiös zu sein. Es gibt keine Religion, die die Sittlichkeit umstößt. Ein Mensch kann nicht unwahr, grausam oder unmäßig sein und dabei behaupten, er habe

*) Die Stelle klingt wie eine Vorahnung des „Verbrechens von Chauri-Chaura“. Vgl. den betreffenden Aufsatz.

Gott auf seiner Seite. In Bombay verloren die Anhänger der Non-Kooperation das sittliche Gleichgewicht. Sie wurden wütend über die Parsen und Christen, die sich am Empfang des Prinzen beteiligten, und beabsichtigten, ihnen einen Denkzettel zu geben. Sie wünschten Widervergeltung und erhielten sie. Nach dem 17. November wurde ein Schaukelspiel daraus, in dem keiner eigentlich gewann und alle verloren.

Swaraj ist nicht in dieser Richtung zu suchen. Indien braucht keinen Bolschewismus. Das Volk ist zu friedlich, um es mit der Anarchie zu halten. Es wird sich jedem fügen, der die sogenannte Ordnung wieder herstellt. Wir müssen uns klar sein über die Psychologie des Inders. Wir brauchen uns nicht bei der Frage aufzuhalten, ob ein solches Verlangen nach Frieden eine Tugend sei oder ein Laster. Der Mohammedaner Indiens ist im allgemeinen ganz verschieden vom Mohammedaner der übrigen Länder. Durch sein Verbundensein mit Indien ist er fügsamer geworden als seine Glaubensgenossen außerhalb Indiens. Er wird wirkliche Unsicherheit des Lebens und Eigentums nicht lange aushalten. Der Hindu ist sprichwörtlich sanft, so sanft, daß man ihn fast verachten muß deswegen. Die Parsen und die Christen Indiens lieben den Frieden mehr als den Streit. Tatsächlich haben wir die Religion dem Frieden untergeordnet. Diese Geistesverfassung ist zugleich unsere Schwäche und unsere Stärke.

Wir wollen künftig den bessern Teil unserer Geistesverfassung pflegen, den religiösen. „Wir wollen die Religion freihalten von allem Zwang.“ Ist es nicht Religion für uns, Swadeshi zu fördern und deshalb *Khaddar* herzustellen? Wenn aber andere nicht durch ihre Religion genötigt werden, Swadeshi auszuüben, dürfen wir sie

nicht dazu zwingen. Wir brachen ein ewiges Gesetz, das dann vom Koran wieder aufgerichtet wurde. Dieses Gesetz sagt, daß kein Zwang ausgeübt werden darf. Aus seinen Versen geht hervor, daß es unrecht ist, Zwang anzuwenden in der Religion, wo wir doch unsere wohlbegründeten Überzeugungen haben. Noch schlimmer also muß es sein, Zwang auszuüben in Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit.

Wir dürfen uns deshalb mit unsern Gegnern nur in Worten auseinandersetzen. Das äußerste, das wir gegen sie anwenden dürfen, ist non-violente Non-Kooperation, denn wir haben die Non-Kooperation nicht gegen die einzelnen Männer erklärt, aus denen sich die Regierung zusammensetzt, sondern gegen das System, das sie anwenden. Wenn wir es auch ablehnen, Sir Lloyd George als Regenten offizielle Dienste zu erweisen, dürfen wir doch Sir Lloyd George als Engländer soziale Dienste nicht verweigern.

Das Unheil begann — es fällt mir schwer, es sagen zu müssen — unter den Hindu und Mohammedanern selber. Da fanden soziale Verfolgungen statt, da wurde Zwang ausgeübt. Ich muß gestehen, daß ich dies nicht immer so streng verurteilt habe, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Ich hätte mich von der Bewegung lossagen müssen, sobald solches Gebahren allgemein um sich gegriffen hatte. Wir besserten uns bald, wir wurden duldsam, aber ein leiser unmerklicher Zwang dauerte an. Ich achtete seiner nicht. Ich ließ es hingehen, weil ich glaubte, er würde von selber aufhören. Nun sah ich in Bombay, daß er es nicht getan. Er brach am 17. November in heftigster Form aus.

Wir schädigten die Sache des Kalifates und in ihr die Sache des Pandschab und des Swaraj. Wir müssen auf

unsere Schritte zurückkommen und die Minoritäten auch gegen die geringsten Belästigungen sichern. Wenn die indischen Christen wünschen, den europäischen Hut und die europäischen Hosen zu tragen, mögen sie es tun. Und wenn ein Parse an seinem *Fenta*[109]) festhalten will, können wir ihm das Recht dazu nicht streitig machen. Wenn sie beide Sicherheit in ihrer Verbindung mit der Regierung sehen, so dürfen wir sie nur dadurch von diesem Irrtum abzubringen suchen, daß wir an ihre Vernunft appellieren, nicht aber dadurch, daß wir ihnen die Köpfe zerschlagen. Je größer der Zwang, den wir ausüben, desto größer die Sicherheit, die wir der Regierung verschaffen, und wäre es auch nur deshalb, daß die letztere über wirkungsvollere Zwangsmittel verfügt als wir. Größere Gewalt anwenden wollen, als die Regierung es tut, hieße Indien noch tiefer in die Sklaverei hineinstoßen.

Swaraj bedeutet Freiheit für einen jeden unter uns, auch den Schwächsten, nach eigenem Gutdünken zu handeln, ohne daß er deshalb eine äußere Bedrohung seiner Freiheit zu fürchten hätte. Non-violente Non-Kooperation ist das Verfahren, durch das wir die freieste öffentliche Meinung heranbilden und kräftigen wollen. Wenn vollkommene Freiheit der Meinung herrscht, so muß die Meinung der Mehrheit den Sieg davontragen. Wenn wir in der Minderheit sind, können wir uns unserer Religion würdig erweisen, indem wir ihr auch angesichts von Zwangsmaßnahmen Treue wahren. Der Prophet unterwarf sich dem Zwang, den die Mehrheit ausübte, und blieb dennoch seinem Glauben treu. Und als er sich dann selber in der Mehrheit befand, erklärte er seinen Anhängern, daß in der Religion kein Zwang ausgeübt werden dürfe. Wir wollen nicht durch Violenz des Wortes oder der Tat abweichen von unserer Ver-

pflichtung und durch unsere eigene Torheit den Zeiger an der Uhr des Fortschritts noch weiter zurückdrehen.

24. November 1921

Selbsterkenntnis

Verschiedene Briefschreiber haben mich in beschwörendem Ton ersucht, keinen Selbstmord zu begehen, wenn im Januar Swaraj noch nicht erreicht sein und ich mich dann noch auf freiem Fuß befinden sollte. Ich finde, daß die Sprache die Gedanken nur unzureichend ausdrückt, besonders wenn die Gedanken selber unklar oder unvollständig sind. Was ich im *Navajivan* geschrieben, war nach meiner Ansicht klar genug. Doch sehe ich nun, daß die Übersetzung von vielen mißverstanden worden ist. Auch das Original selber ist dem gleichen Schicksal nicht entgangen.

Ein gewichtiger Grund des Mißverständnisses liegt darin, daß ich als sozusagen vollkommener Mensch angesehen werde. Freunde, die meine Leidenschaft für die Bhagavad-Gita kennen, haben passende Verse ausgesucht und ausgeführt, wie die Drohung, Selbstmord begehen zu wollen, den Lehren widerspreche, die ich in meinem Leben zu befolgen versuche. Alle diese meine Mentoren scheinen zu vergessen, daß ich nur ein Sucher der Wahrheit bin. Ich glaube auf dem rechten Weg zu sein. Ich glaube mich unablässig zu bemühen, sie zu finden. Aber ich gebe zu, daß ich sie bis jetzt noch nicht gefunden habe. Die Wahrheit finden, heißt sich selber verwirklichen, sein Schicksal erfüllen, mit andern Worten: vollkommen werden. Ich bin mir meiner Unvollkommenheiten schmerzlich bewußt, und in dieser Erkenntnis liegt

alle Kraft, über die ich verfüge, denn es ist selten, daß ein Mann seine Grenzen kenne.

Wenn ich ein vollkommener Mensch wäre, würde ich, ich gebe es zu, das Elend der Nächsten nicht so empfinden, wie ich es heute tue. Als ein vollkommener Mensch brauchte ich nur davon Notiz zu nehmen und könnte auch schon ein Heilmittel verschreiben und dessen Annahme erzwingen durch die Kraft der unanfechtbaren Wahrheit in mir. Bis jetzt indessen sehe ich bloß trüb wie durch ein Glas, und es braucht deshalb langsamer und mühevoller Anstrengungen, um andere zu überzeugen, und auch dann gelingt es mir nicht immer. Da dem nun so ist, wäre ich des Menschennamens nicht würdig, wenn ich mit all meiner Einsicht in vermeidbares Elend, das unser Land erfüllt, und im Anblick der zu bloßen Skeletten abgemagerten Menschen in Gottes herrlicher Natur nicht für und mit all den dumpf dahin leidenden Millionen Indiens fühlte. Die Hoffnung auf ständiges Abnehmen dieses Elendes hält mich aufrecht. Aber angenommen, daß ich mit all meiner Empfindlichkeit für Leiden, für Freude und Schmerz, für Kälte und Hitze, und mit all meinem Drang, die heilsame Botschaft vom Spinnrad in die Herzen zu tragen, immer nur die Ohren und nie die Herzen erreicht habe, angenommen, daß ich am Ende des Jahres die Leute in bezug auf die gegenwärtige Möglichkeit, Swaraj mit Hilfe einer friedlichen Revolution durch das Spinnrad zu erlangen, immer noch so skeptisch finde, wie sie heute sind, angenommen weiter, ich habe erkannt, daß die Erregung der letzten zwölf Monate bloß Erregung und Anregung gewesen, nicht aber fester Glaube an das Programm, angenommen endlich, daß die Friedensbotschaft die Herzen der Engländer immer noch nicht durchdrungen — sollte ich da nicht

meine *Tapasya*[65]) bezweifeln und meinen Unwert, den Kampf zu leiten, einsehen? Was soll ich als aufrichtiger Mann tun? Soll ich nicht in aller Demut vor dem Schöpfer niederknien und ihn bitten, diesen unnützen Körper hinwegzunehmen und ein besseres Werkzeug aus mir zu machen, das ihm diene?

Der Form nach besteht Swaraj in einem Wechsel der Regierung und deren tatsächlicher Überwachung durch das Volk. Dem Gehalt nach, den ich ersehne, in entschiedener Annahme der neuen Methoden, also in einer wirklichen Änderung der Gesinnung von seiten des Volkes. Ich bin dessen gewiß, daß es *nicht* Jahrhunderte braucht, bis die Hindu den Irrtum der Unberührbarkeit überwunden, bis die Hindu und Mohammedaner die Feindschaft abgetan und Freundschaft des Herzens angenommen als dauernden Bestandteil des nationalen Lebens, bis sie alle zusammen das Spinnrad als einziges universales Mittel erkannt, Indiens ökonomische Rettung zu sichern, und glauben, daß Non-Violenz der einzige Weg zu Indiens Freiheit ist. Entschiedene, einsichtige und freie Annahme dieses Programmes durch die Nation erachte ich als nötig zur Gewinnung des Gehaltes. Die Form, das äußere Zeichen: Übertragung der Macht, wird sicher folgen, so gut wie der Baum sich aus dem Samen entwickelt, der in rechter Weise in den Boden gelegt wird.

So wird denn der Leser erkennen, daß das, was ich gelegentlich meinen Freunden gegenüber bemerkte — zum erstenmal in Poona — und dann andern gegenüber wiederholte, nichts anderes war als ein Eingeständnis meiner Unvollkommenheit und ein Ausdruck meines Gefühls, daß ich der großen Sache unwürdig sei, die ich gegenwärtig zu leiten scheine. Ich habe keine Doktrin

der Verzweiflung ausgesprochen. Im Gegenteil war ich noch nie so zuversichtlich als jetzt, da ich das schreibe, daß wir Swaraj seinem Gehalt nach noch in diesem Jahre erlangen werden. Als praktischer Idealist habe ich mir zu gleicher Zeit vorgenommen, mich nie mehr würdig zu erachten, eine Sache zu führen, wenn ich mir die Fähigkeit zu solcher Führung nicht zutrauen kann. Die Lehre von einem Wirken, das von selbstischen Wünschen und irdischen Rücksichten frei ist[110]), bedeutet ebensowohl hartnäckige Befolgung der Wahrheit als auch ein Zurückkommen auf seine Schritte, nachdem man sich eines Irrtums bewußt geworden, und leidlosen Verzicht auf Führerschaft, nachdem man die eigene Unwürdigkeit erkannt. Ich habe nur meine Sehnsucht andeuten wollen, mich selbst in das Ewige zu verlieren und ein bloßer Klumpen Lehm in des göttlichen Töpfers Hand zu werden, damit mein Dienen zuverlässiger werde, weil nicht mehr gestört durch das niedrigere Selbst in mir.

17. November 1921

Meine Unbeständigkeit

In einem Briefe werden folgende Fragen in dringlicher Weise erhoben:

„Als die Zulus sich in einem Befreiungskampf gegen die britischen Eroberer erhoben, halfen Sie den Engländern die sogenannte Rebellion zu unterdrücken. Ist der Versuch, das fremde Joch abzuschütteln Rebellion? War Jeanne d'Arc eine Rebellin?? War George Washington ein Rebell? Ist de Valera ein Rebell? Sie mögen einwenden, daß die Zulus zur Gewalt griffen. Dann frage ich: war das Ziel bös oder die Mittel? Die

Mittel mögen schlecht gewesen sein, das Ziel nicht. Und so wollen Sie denn so freundlich sein, das Rätsel zu lösen. Als im letzten Krieg die tapfern Deutschen und Österreicher so mutig kämpften gegen eine ganze Welt, hoben Sie für die Engländer Rekruten aus, damit sie gegen jene Völker stritten, die Indien kein Leid getan. Wenn ein Krieg ausbricht zwischen zwei Rassen, soll man beide Teile hören, bevor man sich für einen von beiden erklärt. In dem letzten Krieg waren wir nur einseitig berichtet und dazu von einer Nation, die sicher nicht für ihre Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit bekannt ist. Sie sind von jeher ein Vorkämpfer der passiven Resistenz und der Non-Violenz gewesen. Warum denn überredeten Sie Leute, an einem Krieg teilzunehmen, dessen Zweck sie nicht kennen konnten, und der der Ausbreitung einer Rasse diente, die sich so traurig im Sumpfe des Imperialismus wälzt? Sie mögen einwenden, daß Sie Vertrauen hatten in die britische Bureaukratie. Kann denn einer noch Vertrauen haben in ein fremdes Volk, das in allen seinen Handlungen offenkundig seine Versprechungen verleugnet? Ein Mensch mit Ihren Kenntnissen kann das nicht getan haben. So muß ich denn bitten, Sie möchten auch dieses zweite Rätsel beantworten.

Noch einen andern Punkt möchte ich berühren. Sie sind ein Vorkämpfer der Non-Violenz. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen sollten wir streng non-violent sein. Aber sollen wir, wenn Indien einmal frei ist, ebenso strikte auf Waffen verzichten, selbst wenn wir von einer fremden Nation angegriffen werden? Werden Sie Eisenbahnen, Telegraph und Dampfschiffe auch dann noch boykottieren, wenn sie nicht länger mehr den Export der Produkte unseres Bodens fördern?“

Ich höre und lese manche Klagen über meine Unbeständigkeit. Aber ich beantworte sie nicht, da sie niemanden als mich selbst berühren. Die Fragen jedoch, die diese Zuschrift erhebt, sind von allgemeiner Wichtigkeit und verdienen Beachtung. Sie sind keineswegs nur für mich. Sie sind mir auch nicht neu. Aber ich glaube nicht, daß ich sie in *Young India* schon beantwortet habe.

Ich stellte meine Dienste nicht nur während des Zuluaufstandes zur Verfügung, sondern schon vorher, während des Burenkriegs, und ich hob nicht nur in Indien Soldaten aus während des letzten Krieges, sondern bildete auch 1914 ein Sanitätskorps in London. Wenn ich also gesündigt habe, so ist die Schale meiner Sünden voll bis an den Rand. Ich ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, der Regierung zu dienen. Zwei Fragen erhoben sich mir während all dieser Krisen: Was habe ich zu tun als Bürger des Reiches, für den ich mich damals ansah, und was habe ich zu tun als überzeugter Anhänger der Religion des *Ahimsa*, der Non-Violenz?

Heute weiß ich, daß ich unrecht daran tat, mich für einen Bürger des Reiches zu halten. Damals aber, zur Zeit jener Ereignisse, glaubte ich aufrichtig, daß mein Volk ungeachtet der mannigfachen Unzulänglichkeiten, unter denen es zu leiden hatte, der Freiheit entgegengehe, und daß im ganzen genommen die Regierung vom Standpunkt des Volkes aus nicht völlig schlecht und die britischen Beamten ehrenhafte Männer seien, wenn auch unnahbar und beschränkt. In dieser Einstellung nahm ich mir vor zu tun, was jeder Engländer unter den gegebenen Verhältnissen tun würde. Ich verfügte nicht über die nötige Einsicht und konnte mir nicht die Wichtigkeit zumessen, unabhängig vorzugehen. Ich fühlte mich nicht berufen, die ministeriellen Verfügungen

mit der Feierlichkeit eines Gerichtshofes zu untersuchen und zu richten. Ich traute den Ministern keine Boshaftigkeit zu, weder zur Zeit des Burenkriegs noch zur Zeit des Zulu-Aufstandes oder des letzten Krieges. Ich sah die Engländer nicht für besonders schlimm an, für schlimmer als andere menschliche Wesen — und tue es auch heute nicht. Ich hielt und halte sie noch hoher Absichten und Taten für ebenso fähig wie irgendwelche andere Völker, aber auch ebenso fähig, Fehler zu machen. Ich empfand daher, daß ich meiner Pflicht als Mann und Bürger genügend nachkomme, wenn ich dem Reich in den Stunden der Not — sei es nun eine lokale oder eine allgemeine Not — meine bescheidenen Kräfte anbiete. So meine ich, sollte jeder Inder seinem Lande gegenüber handeln, wenn einmal Swaraj erreicht ist. Es würde mich tief schmerzen, wenn jeder von uns bei jeder denkbaren Gelegenheit sich selber Gesetz sein und jede Handlung unserer künftigen Nationalversammlung mit der Goldwage nachprüfen wollte. In den meisten Fällen würde ich mein Urteil den Repräsentanten der Nation anheimgeben, nachdem ich die Wahl dieser Repräsentanten mit besonderer Sorgfalt getroffen. Andernfalls könnte sich eine demokratische Regierung kaum einen Tag lang halten.

Heute hat sich die ganze Lage für mich verändert. Mir sind, glaube ich, die Augen aufgegangen. Die Erfahrung hat mich klüger gemacht. Nach meinem Dafürhalten ist das bestehende Regierungssystem völlig schlecht, und es bedarf besonderer nationaler Anstrengungen, es zu stürzen oder zu bessern. Die Fähigkeit, sich aus sich selber zu verbessern, geht ihm ab. Es tut nichts zur Sache, wenn ich viele englische Beamte noch für ehrlich halte, denn sie sind nach meiner Ansicht ebenso blind

und betrogen, wie ich damals war. Deshalb kann ich nicht mehr stolz darauf sein, das Reich *mein* Reich zu nennen oder mich als dieses Reiches Bürger anzusehen. Im Gegenteil erkenne ich, daß ich ein unberührbarer Pariah dieses Reiches bin. Ich fühle mich deshalb gedrängt, beständig zu beten, es möchte völlig neugestaltet oder gänzlich zerstört werden, wie denn auch jeder Hindu-Pariah völlig berechtigt wäre, im Hinblick auf den Hinduismus und die Hindu-Gesellschaft so zu beten.

Die zweite Frage, die Frage betreffend *Ahimsa*, liegt weniger klar. Meine Auffassung von *Ahimsa* nötigt mich immer, mich selber von jeder Handlung zu sondern, an der ich beteiligt bin. Meine Seele kann sich nicht zufrieden geben, solange sie ein hilfloser Zeuge auch nur eines einzigen Unrechtes oder eines einzigen Elends ist. Aber es ist mir, einem schwachen, zerbrechlichen, elenden Wesen nicht möglich, jedes Unrecht zu bessern oder mich selber für unschuldig zu halten an all dem Unrecht, das ich sehe. Der Geist in mir drängt mich nach einer Richtung, das Fleisch in mir stößt mich nach der entgegengesetzten. Es gibt eine Befreiung von diesen beiden Gewalten, aber diese Befreiung ist nur durch langsame und mühselige Stufen zu erreichen. Ich kann die Befreiung nicht erlangen dadurch, daß ich mich äußerlich weigere, an der Handlung teilzuhaben, sondern nur dadurch, daß ich mich innerlich von der Handlung löse. Dieser Kampf führt zu einer unaufhörlichen Kreuzigung des Fleisches, bis der Geist gänzlich frei wird.

Ebenso war ich ein gewöhnlicher Bürger und nicht klüger als meine Gefährten, als ich selber an *Ahimsa* glaubte, während die übrigen dies nicht im geringsten

taten, vielmehr sich von Zorn und Bosheit treiben ließen, ihre Pflicht der Regierung gegenüber nicht zu erfüllen. Sie weigerten sich aus Unwissenheit und Schwachheit. Als Mitarbeiter der Bewegung war es meine Pflicht, sie auf den rechten Weg zu weisen. Ich setzte ihnen deshalb ihre Pflicht auseinander, erklärte ihnen die Lehre des *Ahimsa* und überließ ihnen dann die Wahl. Ich bereue nicht, daß ich mich selber in der Aktion durch *Ahimsa* bestimmen ließ. Doch würde ich auch unter *Swaraj* nicht zögern, denjenigen, die Waffen tragen möchten, zu raten, dies zu tun und für ihr Land zu kämpfen.

17. November 1921

Liebe, nicht Haß

Im Augenblick unserer Prüfung und unseres Triumphes möchte ich meinen Glauben bekennen. Ich glaube, daß man seine Feinde lieben muß. Ich glaube an die Non-Violenz als an das einzige Heilmittel, das den Hindu, Mohammedanern, Sikhs, Parsen, Christen und Juden Indiens zugänglich ist. Ich glaube, daß dem Leiden die Kraft innewohnt, auch die härtesten Herzen zu erweichen. Die ersten der drei genannten Religionen werden im Kampfe den ersten Anprall auszuhalten haben. Die drei andern sind erschrocken darüber, daß sich jene miteinander verbunden. Wir müssen sie durch unser ehrenhaftes Benehmen davon überzeugen, daß wir in ihnen unsere Brüder sehen. Wir müssen durch unser Benehmen jeden Engländer davon überzeugen, daß er im abgelegensten Winkel Indiens so sicher ist, wie er sich nach seiner Behauptung hinter den Maschinengewehren fühlt.

Islam, Hinduismus, Sikhismus, Christentum, Zoroastertum und Judentum, wahrhaftig, für die Religion selber ist die Stunde der Prüfung gekommen. Entweder glauben wir an Gott und seine Gerechtigkeit, oder wir glauben nicht. Meine Verbindung mit den edelsten der Mohammedaner hat mich gelehrt, daß der Islam sich nicht durch die Macht des Schwertes ausgebreitet, sondern durch die andächtige Liebe einer ununterbrochenen Reihe von Heiligen und Fakiren. Der Islam gestattet die Anwendung des Schwertes. Aber die festgesetzten Bedingungen sind so streng, daß sie nicht durch jedermann erfüllt werden können. Wo ist der unfehlbare General, der *Jehad*[111]) befehlen darf? Wo finden sich das Leiden, die Liebe und die Läuterung, die der Absicht, das Schwert zu ziehen, voraufgehen müssen? Die Hindu sind durch ähnliche Vorschriften mindestens so sehr gebunden wie die Mohammedaner Indiens. Die Sikhs mögen sich durch ihre neueste stolze Geschichte vor der Anwendung der Gewalt warnen lassen. Wir sind noch zu unvollkommen, zu unrein, zu selbstsüchtig, um Krieg zu führen um der Sache Gottes willen — wie sich Shaukat Ali ausdrücken würde. Wird ein geläuterter Hindu es überhaupt nötig haben, je das Schwert zu ziehen? Und was wir letztes Jahr in Kalkutta[112]) begonnen, war der entscheidende Läuterungsprozeß.

Wir sollen die Verhaftung, auch wenn wir sie nicht vermeiden wollen, doch nicht herausfordern durch unnötige Beleidigungen.

Wir müssen den Kongreß, koste es, was es wolle, aufrechterhalten ungeachtet der Verhaftungen der Führer, bis die Regierung ihn durch Gewalt auflöst. Und wenn wir weder niedergeschlagen werden noch uns zur Gewalt reizen lassen, sondern fähig bleiben, unsere natio-

nale Aufgabe durchzuführen, haben wir Swaraj sicher erreicht. Denn keine Macht der Erde vermag den Fortschritt eines friedlichen, entschlossenen und guten Volkes aufzuhalten. 8. Dezember 1921

Die Aufgabe der Frauen

Die Frauen von Kalkutta haben die Herren von Kalkutta auf der Straße angehalten und versucht, ihnen Khaddar zu verkaufen, und ein Telegramm in den Zeitungen hat verkündet, daß sie infolgedessen verhaftet worden sind. Es betrifft die Frau des Kongreß-Präsidenten, ihre verwitwete Schwester und ihre Nichte. Ich hatte gehofft, daß wenigstens in den ersten Zeiten den Frauen die Ehre erspart würde, ins Gefängnis zu kommen. Sie sollen nicht agressive Zivil-Resistenten werden. Aber die Regierung Bengalens hat in ihrem unparteiischen Eifer, keinen Unterschied in bezug auf die Geschlechter zu machen, die Ehre drei Frauen von Kalkutta erwiesen. Ich hoffe, das ganze Land werde diese Neuerung mit Freuden begrüßen. Die Frauen Indiens sollen in gleicher Weise Teil haben an der Erlangung von Swaraj wie die Männer. Wahrscheinlich können in diesem Kampfe die Frauen den Männern sogar einen Vorsprung abgewinnen. Wir wissen, daß die Frau jedenfalls in der religiösen Hingabe dem Mann überlegen ist. Stummes und würdiges Leiden ist das Zeichen ihres Geschlechtes. Und nun die Regierung von Bengalen die Frauen an die Front gezerrt, werden — möchte ich hoffen — die Frauen von ganz Indien die Herausforderung annehmen und sich organisieren. Jedenfalls sind sie, sobald eine genügende Zahl von Männern eingekerkert worden, um der Ehre

ihres Geschlechtes willen verpflichtet, deren Stellen einzunehmen. Vorerst aber mögen sie Seite an Seite mit den Männern die Mühseligkeiten des Gefängnislebens auf sich nehmen. Gott wird ihre Ehre beschützen. Als ihre natürlichen Beschützer — als wärs ein Hohn auf die Männer — unfähig wurden, Draupadi[45]) davor zu bewahren, ihres letzten Kleidungsstückes beraubt zu werden, wurde ihre Ehre verteidigt von der Macht ihrer Tugend. Und so wird es immer bleiben. Auch der körperlich Schwächsten ist die Fähigkeit gegeben, ihre eigene Ehre zu bewahren. Es möge der Vorzug des Mannes sein, die Frau zu beschützen, aber keine Frau Indiens möge sich hilflos fühlen, weil der Mann abwesend oder weil er versäumt, seiner heiligen Pflicht nachzukommen. Wer zu sterben weiß, braucht sich nicht zu fürchten, daß seiner Ehre Gewalt angetan werde.

Ich möchte den Frauen Indiens raten, in aller Ruhe aber ohne Zeit zu verlieren, die Namen derjenigen zu sammeln, die bereit sind, an die Front zu gehen. Sie mögen den Frauen Bengalens ihre Zustimmung aussprechen, damit diese fühlen, daß ihre Schwestern anderswo bereit sind, ihr edles Beispiel zu befolgen*). Vermut-

---

*) Weiteres zu diesem Thema aus *Young-India* vom 22. Dezember 1921: *Verkauf von Khaddar*. Das Beispiel, das Shrimatis Vasantidevi Das und Urmiladevi dadurch gaben, daß sie Khaddar von Haus zu Haus verkauften und in den Straßen feilboten, ist in andern Teilen des Landes rasch befolgt worden. Shrimati Sarala Devi schreibt: „Ich muß eben in die Stadt, um den Verkauf von Khaddar zu organisieren. Vierzig Frauen in zwanzig Gruppen, jede davon begleitet von zwei Freiwilligen, sollen in zwanzig Straßen feilbieten.“ In Madras ist Ähnliches geschehen. Ich wüßte außer dem Spinnen keine bessere Beschäftigung, besonders für Frauen, als Khaddar feilzubieten und ihn dadurch volkstümlich zu machen. Es bietet Gelegenheit, sich in der Überwindung falschen Stolzes oder falscher Bescheidenheit zu

lich werden nicht viele gewillt sein, die Beschwerden des Gefängnisses auf sich zu nehmen und all das, was es für die Frauen bedeutet. Die Nation braucht sich aber nicht zu schämen, auch wenn sich fürs erste nur wenige Frauen zum Opfer bereit erklären sollten.

Die Pflicht der Männer ist klar. Wir dürfen den Kopf nicht verlieren. Aufregung wird weder unser Land noch unsere Frauen beschützen. Wir haben von der Regierung nicht verlangt, sie solle die Frauen und Kinder schonen. Sie tat es auch während des Belagerungszustandes im Pandschab nicht. Es ist entschieden mehr der Zivilisation gemäß, wenn die Beamten in Kalkutta unter einem gesetzlichen Vorwand unsere dortigen Schwestern verhaften um einer Sache willen, die sie als Verbrechen ansehen, als wenn ein Bosworth Smith im Pandschab die Frauen von Manianwala bespeit, anflucht und in anderer Weise

---

üben. Und ist eine sehr harmlose Herausforderung an die Polizisten, sie zu verhaften, wenn sie es wagen. Sollte es aber allgemein gebräuchlich werden, so muß es von angesehenen Frauen geleitet und ohne Aufdringlichkeit durchgeführt werden. Es ist wohl nicht nötig, zu bemerken, daß das Publikum nicht in ungehöriger Weise zum Kaufen gedrängt werden sollte. Wir dürfen nicht dessen Widerwillen erregen. Unsere Aufgabe ist nur, diese wertvolle nationale Ware vor die Türen zu tragen und es den Leuten zu überlassen, ob sie kaufen wollen oder nicht.

Aus *Young-India* vom 28. Juli 1921: *Frauen als Posten.* Eine Parsenschwester teilt uns brieflich mit, daß sich, sobald in Bombay „Posten gestellt" werden, jedem Aufgebot zur Verfügung halte und hofft, daß zahlreiche andere Schwestern sich ebenfalls bereit finden werden. Sie ist der Ansicht, daß die Gegenwart der Frauen ein wirksames Hindernis gegen Gewaltausbrüche bedeute, wenigstens wenn sie in genügender Zahl erscheinen. Ich kann diese Ansicht nur bestätigen und unterstützen und hoffe, daß sich noch viele andere Schwestern dem Ausschuß in Bombay als Mitarbeiterinnen zur Verfügung stellen werden.

demütigt. Wir boten unsere Frauen nicht dar, damit sie in dieser Weise beschimpft werden. Aber wir bieten unsere Frauen für die Gefangenschaft dar, wenn man sie um der öffentlichen Sicherheit willen verhaften zu müssen glaubt. Wir dürfen von der Regierung nicht erwarten, daß sie untätig zusehe, wenn die Frauen das Evangelium des Swadeshi verkünden und dadurch die Grundlage der Existenz dieser Regierung untergraben: den Handel mit ausländischen Stoffen und die dadurch bedingte Möglichkeit, Indiens Reichtümer auszubeuten. Wenn wir Männer also unsern Schwestern erlauben, an der Swadeshi-Bewegung teilzunehmen, können wir der Regierung nicht entgegen sein, wenn sie die Frauen gleich wie die Männer gefangensetzt.

15. Dezember 1921

Unabhängigkeit

Maulana Hasrat Mohani trat zweimal mutig für völlige Unabhängigkeit ein, zuerst im Kongreß, dann als Präsident der mohammedanischen Liga — und erlitt glücklicherweise jedesmal eine Niederlage. Die Ansicht Maulanas kann nicht mißverstanden werden. Er wünscht jede Verbindung mit dem britischen Volke abgebrochen, auch wenn es sich um eine Verbindung von Ebenbürtigen handelte und die Kalifatfrage vorher befriedigend gelöst worden wäre. Man braucht mir nicht entgegenzuhalten, daß die Kalifatangelegenheit nur bei vollständiger Unabhängigkeit zu lösen ist. Es handelt sich hier nur um eine theoretische Erörterung der Frage. Es ist eine alte Geschichte, daß die Kalifatfrage nur bei vollständiger Unabhängigkeit gelöst werden kann, mit anderen Worten: es bleibt uns nichts anderes übrig, als auf vollkommener

Unabhängigkeit zu bestehen, wenn die Engländer gegenüber den Ansprüchen der Mohammedaner ihre feindselige Haltung bewahren. Indien ist nicht imstande, den Engländern auch nur seine moralische Unterstützung zu leihen und muß ohne die moralische und materielle Unterstützung der Engländer auskommen, wenn diese nicht dazu gebracht werden können, sich der Welt des Islam gegenüber freundlich zu zeigen.

Angenommen aber, Großbritannien ändere seine Haltung — wie es tun wird, wenn Indien stark bleibt — so wäre es ungerecht, auf der Unabhängigkeit beharren zu wollen. Das wäre mutwillig und rachsüchtig. Es wäre etwas wie eine Verleugnung Gottes — denn die Weigerung würde dann auf der Annahme beruhen, daß das englische Volk nicht fähig sei, Gott im Menschen zu gehorchen. Eine solche Stellung aber ist sowohl für den gläubigen Mohammedaner wie für den gläubigen Hindu unhaltbar.

Indiens größter Ruhm besteht nicht darin, die Engländer als unversöhnliche Feinde zu betrachten, die bei erster Gelegenheit aus dem Lande geworfen werden sollen, sondern darin, sich die Engländer zu Freunden zu machen für einen neuen Bund der Nationen an Stelle eines Reiches, das auf der Ausbeutung der schwächeren und unentwickelteren Nationen und Rassen der Erde und also letzten Endes auf Gewalt beruht.

Wir wollen einmal klarstellen, was das bedeutet: Swaraj Indiens und zugleich Verbindung mit England. Es kann nichts anderes bedeuten als Indiens Ermächtigung, seine Unabhängigkeit zu erklären, sobald es das wünscht. Swaraj kann aus diesem Grunde nicht eine freiwillige Gabe des englischen Parlamentes sein. Swaraj ist die Erklärung Indiens, daß es sein Schicksal selber bestimmen will.

Daß es durch einen Akt des Parlamentes ausgesprochen werden muß, ist freilich klar. Aber das wird nur eine formelle Ratifikation des Willens der indischen Nation sein, wie es bei der Südafrikanischen Union der Fall war. Auch nicht das unbedeutendste Wörtchen in der Verfassung der Union konnte durch das Unterhaus geändert werden. In unserm Falle wird es sich um die Ratifikation eines Vertrages handeln, dessen einer Partner Großbritannien ist.

Ein solches Swaraj kann wohl nicht in diesem Jahr erreicht werden, vielleicht nicht einmal innerhalb unserer Generation. Doch habe ich es mir nicht anders vorgestellt. Wenn es dann aber zu der Übertragung der Macht kommt, wird das englische Parlament die Wünsche des indischen Volkes nicht insofern ratifizieren, als sie durch die Bureaukratie, sondern insofern, als sie durch die frei gewählten Repräsentanten ausgedrückt werden.

Swaraj kann nie die freiwillige Gabe eines Volkes an ein anderes sein. Es ist ein Schatz, der mit dem edelsten Blut einer Nation errungen werden will. Es wird nicht mehr als Gabe angesehen werden können, wenn wir es teuer bezahlt haben. Der Vizekönig wußte nicht, was er sagte, als er behauptete, Swaraj müsse durch das Parlament gewährt werden, es wäre denn, daß es durch das Schwert errungen würde. Er erwies seinem Lande keine Schmeichelei, da er der Versammlung einzuwerfen erlaubte, daß England nicht geneigt sei, dem moralischen Druck des Leidens nachzugeben, und er beleidigte die Intelligenz der Versammlung, da er sie wissen ließ, daß das englische Parlament Swaraj gewähren werde, wann es wolle, ganz unabhängig von Indiens Wünschen und Ansprüchen. Tatsache ist, daß Swaraj nur die Frucht

unermüdlicher Arbeit sein kann und eines Leidens, das über alles Maß hinausgeht.

Doch kann sich Seine Exzellenz keinen Ersatz für das Schwert vorstellen und nimmt darum wohl an, wir könnten durch Übung unserer Debattierfähigkeit in den gesetzgebenden Räten das englische Parlament eines schönen Tages dahinbringen, uns Swaraj zu gewähren. Er wird bald erfahren, daß es noch einen bessern und wirksamern Ersatz gibt für das Schwert, und zwar Zivil-Desobedienz. Es wird jeden Tag klarer, daß Zivil-Desobedienz den Leidensweg bereiten wird, durch den Indien zu gehen hat, bevor es zu sich selber kommt.

Wir sind noch nicht bei uns selber angelangt. Immer noch herrscht gegenseitiges Mißtrauen zwischen Hindu und Mohammedanern. Die Unberührbaren haben immer noch nicht die Wärme unserer Annäherung zu empfinden bekommen. Die Parsen und die Christen wissen immer noch nicht bestimmt, was für ein Schicksal ihrer unter Swaraj wartet. Wir haben immer noch nicht die Fähigkeit erlangt, noch die Notwendigkeit eingesehen, unsern eigenen Gesetzen zu gehorchen. Das Spinnrad hat noch nicht den dauernden Platz in unserm Hause eingenommen. Khaddar ist noch nicht der nationale Stoff. Mit andern Worten: Wir haben noch nicht die Kunst oder die Bedingungen der Selbsthilfe erkannt.

Ein Teil der Öffentlichkeit — er nimmt zwar ständig ab, kann aber nicht übersehen werden — hält dafür, daß Gewalt allein Swaraj herbeiführen könne, und daß deshalb der Gewalt gestattet werden sollte, Hand in Hand mit der Non-Violenz zu gehen, d. h. unsere Non-Violenz sollte nur als ein Vorspiel und eine Vorbereitung der Violenz betrachtet werden. Diejenigen, die diese Ansicht vertreten, bedenken nicht, daß ihre Haltung Betrug an

der Welt bedeutet. Solange wir ihm unterstehen, verlangt unser Gelübde, daß wir an die Fähigkeit der Non-Violenz glauben, uns auf dem raschesten Weg zum Ziele zu führen. Jeder von uns hat die heilige Verpflichtung, das Gelübde aufzugeben, sobald er glaubt, daß Swaraj nicht durch Non-Violenz oder nur durch Violenz erreicht werden könne. Non-Violenz ist ein Glaube, ein Bekenntnis, solange sie dauert. Sie ist ein taugliches Mittel, weil sie sich auf Erfahrung gründet. Solange wir aber dem Gelübde unterstehen, sind wir nicht nur verpflichtet, daran zu glauben und Non-Violenz zu beobachten, sondern wir sind auch verpflichtet, andere dahin zu bringen, non-violent zu werden und diejenigen zu verurteilen, die Violenz ausüben. Mehr als je bin ich davon überzeugt, daß wir unser Ziel nur deshalb nicht erreicht haben, weil nicht einmal die unter uns, die das Programm des Kongresses unterschrieben, in Wort und Tat non-violent geblieben sind und sich erst recht nicht bemüht haben, in Gedanken oder Absichten non-violent zu sein.

5. Januar 1922

Brief an den Vizekönig (III)

An

Seine Exzellenz den Vizekönig

Delhi

Sir, Bardoli ist ein kleiner Bezirk in dem Surat-Distrikt der Präsidentschaft Bombay und hat eine Bevölkerung von ungefähr 87 000 Seelen.

Am 29. Januar beschloß er unter der Führung von Mr. Vithalbhai Patel sich der Massen-Zivil-Desobedienz zu unterziehen, nachdem er seine Fähigkeit dazu auf

Grund der Bestimmungen des allindischen Kongreßausschusses erwiesen, der während der ersten Woche November letzten Jahres in Delhi tagte. Da ich indessen in erster Linie verantwortlich bin für den Beschluß von Bardoli, schulde ich Eurer Exzellenz und der Öffentlichkeit eine Erklärung der Umstände, unter denen dieser Beschluß zustande gekommen ist.

Durch die erwähnte Resolution des allindischen Kongreßausschusses wurde beabsichtigt, in Bardoli die erste Einheit für Massen-Zivil-Desobedienz zu bilden und dadurch den nationalen Aufstand gegen die Regierung zu erklären, die hartnäckig bei der verbrecherischen Weigerung beharrte, Indiens Beschlüsse hinsichtlich des Kalifats, des Pandschab und des Swaraj anzuerkennen.

Dann folgte der unglückliche und bedauerliche Aufstand am 17. November letzten Jahres in Bombay und hatte den Aufschub des Schrittes zur Folge, der für Bardoli in Aussicht genommen worden.

Mittlerweile hatte unter Beteiligung der indischen Regierung eine Unterdrückung heftigster Art in Bengalen, Assam, den Vereinigten Provinzen, dem Pandschab, der Provinz Delhi und bis zu einem gewissen Grade auch in Bihar und Orissa und anderswo stattgefunden. Ich weiß, daß Sie den Ausdruck „Unterdrückung“ für das Vorgehen der Regierung in diesen Provinzen abgelehnt haben. Nach meiner Meinung ist es immer Unterdrückung, wenn Maßnahmen ergriffen werden, die über das hinausgehen, was die Lage erfordert. Plünderungen, tätliche Beleidigungen unbeteiligter Menschen, brutale Behandlung in den Gefängnissen, die bis zum Auspeitschen ging, kann in keiner Weise als gesetzlich, zivilisiert oder irgendwie nötig dargestellt werden. Diese offizielle Gesetzlosigkeit kann mit keinem andern Ausdruck bezeichnet werden

als mit gesetzloser Unterdrückung. Ich gebe zu, daß bis zu einem gewissen Grade Einschüchterungen des Publikums durch die Non-Kooperationisten und deren Anhänger in Verbindung mit *Hartals* und Postenstehen vorgekommen, aber dadurch kann auf keinen Fall die völlige Unterdrückung friedlicher Ausübung des Non-Kooperationsdienstes oder ebenso friedlicher öffentlicher Versammlungen gerechtfertigt werden mittels verzerrter Anwendung eines Ausnahmegesetzes, das im Hinblick auf Aktionen erlassen worden, die in der Absicht und in der Ausführung ausgesprochen gewalttätig sind. Ebensowenig kann es anders denn als Unterdrückung bezeichnet werden, wenn auf Grund dessen gegen unschuldige Menschen vorgegangen wird, was manchen unter uns als ungesetzliche Anwendung des gewöhnlichen Gesetzes erscheint. Schließlich kann auch die administrative Einmischung in die Freiheit der Presse auf Grund eines Gesetzes, daß man zurückzuziehen versprochen, als nichts anderes denn als Unterdrückung betrachtet werden.

Die dringendste Aufgabe des Landes besteht demnach darin, aus einem Zustand herauszukommen, in dem die Freiheit der Rede, der Versammlung und der Presse unterdrückt wird. Bei der gegenwärtigen Geistesverfassung der Regierung von Indien und bei einem Bildungszustand, der das Volk noch nicht genügend befähigt, die gewalttätigen Triebe zu beherrschen, wollen die Non-Kooperationisten nichts zu tun haben mit der Malaviya-Konferenz [113]), deren Zweck war, Eure Exzellenz zu bewegen, eine „Round Table Conference“ einzuberufen. Da ich aber ängstlich bemüht war, alles vermeidbare Leiden zu vermeiden, zögerte ich nicht, den Arbeitsausschuß des Kongresses aufzufordern, die Empfehlungen jener Konferenz anzunehmen. Obgleich nach meiner Auffassung

die Vorschläge Ihren eigenen Forderungen, wie ich sie aus Ihrer Rede in Kalkutta und anderweit verstanden zu haben glaube, durchaus entsprachen, haben Sie die Vorschläge ohne weiteres abgelehnt.

Unter diesen Verhältnissen bleibt dem Lande nichts übrig, als auf irgendeine non-violente Methode zu sinnen, um die Forderungen nach den elementaren Rechten der Rede-, Versammlungs- und Pressefreiheit durchzusetzen. Nach meiner bescheidenen Meinung bedeuten die neuesten Ereignisse eine entschiedene Abkehr von der gesitteten Politik, wie Sie Eure Exellenz zur Zeit der großmütigen, mannhaften und unbedingten Rechtfertigung der Brüder Ali vertraten, gipfelnd in dem Satze, daß die Regierung von Indien so lange der Tätigkeit der Non-Kooperationisten keine Hindernisse in den Weg zu legen gedenke, als diese in Wort und Tat non-violent bleiben. Hätte sich die Regierung weiterhin neutral verhalten und der öffentlichen Meinung gestattet, reif zu werden und volle Wirkungskraft zu erlangen, so wäre es möglich gewesen, eine Verschiebung der Annahme von Zivil-Desobedienz aggressiver Art zu empfehlen, bis der Kongreß sicherere Herrschaft über die gewalttätigen Kräfte des Landes erlangt und den Millionen seiner Anhänger eine strengere Disziplin auferlegt hätte. Aber eine gesetzlose Unterdrückung (wie sie in der Geschichte des unglücklichen Landes noch nicht dagewesen) hat die sofortige Annahme der Massen-Zivil-Desobedienz zu unbedingter Pflicht gemacht. Der Arbeitsausschuß des Kongresses hat sie aber beschränkt auf einzelne Gebiete, die ich von Zeit zu Zeit zu bestimmen hätte, und gegenwärtig wird sie für Bardoli angeordnet. Ich könnte unter der erwähnten Autorität meine Einwilligung gleichzeitig in bezug auf eine Gruppe von etwa hundert Dörfern in Guntur in

der Provinz Madras erteilen, vorausgesetzt, daß sie die Bedingungen der Non-Violenz strikte innehalten: Einheit der verschiedenen Klassen, Verwendung und Herstellung von handgesponnenem *Khaddar* und Beseitigung der Unberührbarkeit.

Bevor jedoch die Bevölkerung von Bardoli in die Massen-Zivil-Desobedienz eintritt, möchte ich Sie als Haupt der indischen Regierung ebenso ehrerbietig als dringend ersuchen, auf Ihre Politik zurückzukommen und alle eingesperrten Non-Kooperationisten freizulassen, die wegen non-violenter Handlungen überführt worden sind oder vor Gericht stehen, und sich in klaren Ausdrücken zu einer Politik der absoluten Enthaltung von jeder Einmischung in alle non-violenten Aktionen im Lande zu bekennen, ob diese nun die Wiedergutmachung des Kalifat- oder Pandschabunrechtes oder Swaraj oder einen andern Zweck betreffen, und auch wenn sie unter die Unterdrückungs-Paragraphen des Strafgesetzes oder der Kriminal-Prozeßverordnung oder anderer Unterdrückungsgesetze fallen — immer unter der Voraussetzung der Non-Violenz. Weiter möchte ich Sie dringend ersuchen, die Presse von aller administrativen Überwachung zu befreien und alle kürzlich auferlegten Geldstrafen und Bußen wiederzuerstatten. Indem ich dies verlange, bitte ich Eure Exzellenz, zu tun, was heute in jedem Land geschieht, das Anspruch darauf erhebt, unter einer zivilisierten Regierung zu stehen. Wenn Sie einen Weg sehen, die nötige Erklärung innert sieben Tagen von der Veröffentlichung des vorliegenden Manifestes an zu geben, bin ich bereit, Verschiebung der Zivil-Desobedienz aggressiven Charakters anzuordnen, bis die eingekerkerten Mitarbeiter nach ihrer Entlassung die Situation übersehen und von neuem Stellung dazu genommen. Wenn die

Regierung die geforderte Erklärung erläßt, will ich es als ehrlichen Wunsch von ihrer Seite betrachten, Rücksicht zu nehmen auf die öffentliche Meinung, und werde deshalb nicht zögern, dem Lande anzuraten, sich zu verpflichten, weiterhin keinen Zwang irgendwelcher Art auszuüben in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, und zu vertrauen, daß die friedliche Auswirkung seiner Kräfte die Erfüllung seiner unveränderlichen Forderungen sichern werde. Aggressive Zivil-Desobedienz wird nur dann aufgenommen werden, wenn die Regierung die Politik peinlichster Neutralität verläßt oder sich weigert, sich der klar ausgedrückten Meinung der überwiegenden Majorität des indischen Volkes zu beugen.

Ich bleibe

Eurer Exzellenz treuer Diener und Freund

M. K. Gandhi.

9. Februar 1922

Die einzige Möglichkeit

Ich schrieb den Brief an den Vizekönig nicht, ohne mich durch tiefes Nachdenken und Gebet vorbereitet zu haben. Er ist keine Drohung, im Gegenteil, jedes Wort darin ist wohlüberlegt. Er ist eine tief empfundene Bitte an den Tyrannen, vom Bösen abzustehen. Nicht Lord Reading ist der Tyrann. Das System ist der Tyrann, das System, dessen unbewußtes und hilfloses Opfer er ist. Aber ein System wird immer in einer Persönlichkeit verkörpert. Heute wird es in Lord Reading verkörpert, so wenig bewußt ihm das auch sein mag. Ich habe ihn in aller Bescheidenheit ernstlich ersucht, die Lage zu er-

wägen und sich selber zu fragen, ob die offizielle Gesetzlosigkeit irgendwie gerechtfertigt werden könne.

Aber was ist es schließlich so Schlimmes um die Herausforderung der Obrigkeit? Muß Herausforderung (wenigstens non-violente) auch der Obrigkeit beantwortet werden durch barbarischen und böswilligen Mißbrauch deren Macht? Soll sich Indien nicht rühren dürfen, nur weil der Vizekönig die Möglichkeit einer solch unglaublich einfachen Lösung nicht erkennen kann oder will? Die defensive Zivil-Desobedienz *muß* unter allen Umständen weiter befolgt werden. Und wenn die ganze Welt behauptete, daß auch friedliche Versammlungen nicht ohne Bewilligung abgehalten, auch friedliche Freiwilligenverbände nicht ohne Bewilligung gebildet und Zeitungen nicht ohne Bewilligung erscheinen dürfen, so könnte ein solches Verbot nicht angenommen werden. Denn man soll von keinem Menschen verlangen, er müsse einen andern um Erlaubnis fragen, atmen oder essen oder trinken zu dürfen. Die drei Dinge aber, die ich erwähnt, sind Atem, Speise und Trank des öffentlichen Lebens.

9. Februar 1922

Zu heilig für die Veröffentlichung

Es gibt Dinge, die man nicht veröffentlicht sehen mag, nicht weil sie etwas Heimliches an sich hätten, sondern weil sie zu heilig sind für die Veröffentlichung. Häufig macht die veröffentlichte Fassung einen ganz anderen Eindruck als das gesprochene Wort, wenn auch der Berichterstatter noch so gewissenhaft ist. Wenn ich scherzweise oder unwillig einem kleinen Kinde „Bösewicht“ sage, wäre es ungehörig, ohne lange Erklärungen der

näheren Umstände zu berichten, ich hätte jemanden Bösewicht gescholten. Solch schlechten Dienst haben mir einige Berichterstatter, die mir sonst wohlgewogen sind, erwiesen, indem sie im *Bombay Chronicle* vom 2. dieses Monats über eine Unterhaltung und eine Ansprache im Satyagrah Ashram schrieben. Ich liebe es nicht, daß solche Sachen veröffentlicht werden. In einem raschen Gespräch bleibt manches unausgesprochen. Genauer Bericht über eine solche Unterhaltung ist unmöglich ohne ausgiebige Anmerkungen. Es wird mir unter anderem unterschoben, ich hätte gesagt, Santiniketan wirke lediglich für materiellen Fortschritt, Satyagrah Ashram [114]) dagegen nur und allein für geistigen. Wenn der Dichter das zu Gesicht bekommt, wird er — sofern er sich klar macht, daß ich unmöglich so etwas von Santiniketan sagen oder denken könne — entweder lachen oder aber sich einer ärgerlichen Verzweiflung hingeben, daß sogar ich so hoffnungslos unkünstlerisch und unwissend sei, die geistige Bedeutung Santiniketans nicht einzusehen. Ich bin sicher, daß der Dichter mir nicht das Unrecht antut, mich der Ansicht fähig zu halten, die mir zugeschrieben wird. Ich könnte dem Dichter sagen, daß Santiniketan keine Disziplin habe, was ich auch schon getan. Er lachte darüber, bestätigte meine Kritik und rechtfertigte sich, indem er betonte, daß er ein Dichter sei und sich Santiniketan zur Freude geschaffen habe. Er könne nur singen und andere singen machen. Es stünde mir frei, alle Disziplin einzuführen, die ich wünsche, er aber sei eben nur ein Dichter. Der Leser sei darauf aufmerksam gemacht, daß ich mich schon mehr als einmal in Santiniketan aufgehalten. Ich darf es als Zufluchtsort betrachten. Meine Knaben fanden dort und im Gurukula [115]) eine Heimat, als ich in England war.

Meine Unterhaltung mit dem Hindulehrer hatte gerade unsere gemeinsame Liebe für Santiniketan zum Gegenstand. Wie könnte Santiniketan anders sein als geistig, wenn der Schöpfer einer rein geistigen Dichtkunst dort der herrschende Geist ist? Ich bin nicht so einfältig zu glauben, daß ein Ort, wo Dewendranath Tagore lebte, so bar aller Geistigkeit sein könnte. Die Leser von *Young India* wissen, daß ich von Zeit zu Zeit geistige Labung erhalte von Santiniketan, gespendet von Baro Dada[53]), der mich unablässig überwacht und für den Erfolg meiner Aufgabe betet. Ich will gleich beifügen, daß ich in manchen Lehrern von Santiniketan geistig hochstehende gute Menschen kennengelernt, deren Bekanntschaft mir sehr wertvoll ist, und daß ich Bengalen um seiner Geistigkeit willen, durch die es alle andern Provinzen übertrifft, besonders schätze. Die ganze Unterhaltung, die so unglücklich wiedergegeben worden, wurde in heiterm Tone geführt. Ich habe schon mehr als einmal unter Freunden Santiniketans behauptet, daß der Schule von Satyagrah Ashram größere Geistigkeit innewohne als der Schule von Santiniketan. Das soll mir aber nicht als Anspruch auf Überlegenheit gedeutet werden. Es liegt mir viel daran, Satyagrah Ashram den Augen der Welt zu entziehen. Wir sind dort eine Schar demütiger und ungebildeter Strebender, die ihre Fehler sehen, die sich Mühe geben, sie noch besser zu erkennen, und die zweifellos trachten, die Wahrheit zu finden und wünschen, für sie zu leben und zu sterben. Es sollen nie Vergleiche gezogen werden zwischen verwandten aber nicht gleichen Anstalten. Aber wenn schon verglichen werden müßte, würde ich trotz dem frühen Aufstehen und der Disziplin im Satyagrah Ashram für Santiniketan stimmen, weil es der ältere Bruder ist. Er ist viel

älter, sowohl an Jahren als auch an Weisheit. Indessen hat auch diese Sache ihr „Aber“. Die Bewohner von Santiniketan mögen sich wohl in acht nehmen, daß sie sich von dem jüngern Bruder nicht überholen lassen!

Nachdem ich nun, um wieder gutzumachen, soviel von Santiniketan gesprochen, habe ich keinen Raum und keine Zeit mehr, auch meinerseits über jenen Morgenspaziergang zu berichten. Ich möchte es auch nicht versuchen. Was ich sagte, kam aus dem Innersten meiner Seele. Ich könnte es selber nicht mit gleicher Kraft wiedergeben. Eine Schwester faßte es in einem Satz zusammen. Es war so wahr. Ich möchte, der unbekannte Freund hätte nie daran gedacht, es zu veröffentlichen. Der Bericht gibt nicht die eigentliche und innerliche Wahrheit wieder. 9. Februar 1922

Das Verbrechen von Chauri-Chaura

Gott hat sich mir über die Maßen gütig erwiesen. Er hat mir zum drittenmal gezeigt, daß in Indien noch nicht jener wahrhafte und non-violente Geist herrsche, der — und der allein! — jene Massen-Zivil-Desobedienz rechtfertigen kann, die überhaupt noch als zivil, d. h. höflich, wahrheitsliebend, bescheiden, klug, hartnäckig, doch liebevoll, nie kriminell (verbrecherisch) und haßerfüllt bezeichnet werden kann.

Er warnte mich zum erstenmal im Jahre 1919, als die Agitation gegen die Rowlatt-Akte eingeleitet worden war. Ahmedabad, Viramgam und Kheda irrten. Amritsar und Kasur irrten. Ich kehrte auf dem eingeschlagenen Wege wieder um, nannte es einen himalajamäßigen Rechnungsfehler, demütigte mich selber vor Gott und

Menschen und hielt nicht nur die Massen-Zivil-Desobedienz auf, sondern auch meine eigene, von der ich doch wußte, daß sie „zivil“ gemeint war und nicht violent.

Das zweitemal erteilte mir Gott durch die Ereignisse in Bombay eine schreckliche Warnung. Er ließ mich am 17. November 1921 zum Augenzeugen der Taten des Pöbels von Bombay werden. Der Pöbel ging im Namen der Non-Kooperation vor. Ich kündete meine Absicht an, die Massen-Zivil-Desobedienz aufzuhalten, die bald danach in Bardoli hätte einsetzen sollen. Die Demütigung war größer als im Jahre 1919. Aber sie tat mir gut. Ich bin sicher, daß die Nation durch das Aufhalten der Bewegung nur gewonnen. Indien bekannte sich dadurch zur Wahrheit und Non-Violenz.

Aber die bitterste Demütigumg sollte noch kommen. Madras gab eine Warnung, aber ich beachtete sie nicht. Doch Gott sprach deutlich durch Chauri-Chaura. Ich weiß, daß jene Polizisten, die so brutal totgeschlagen wurden, die Menge stark gereizt hatten. Sie hatten sogar dem Versprechen des Inspektors zuwider gehandelt, daß die Teilnehmer am Demonstrationsumzug nicht belästigt werden sollten. Kaum aber war er vorüber, wurden die Nachzügler von den Polizisten aufgehalten und mißhandelt. Sie schrien um Hilfe. Der Pöbel kehrte zurück. Die Polizisten gaben Feuer. Das bißchen Munition, das sie bei sich führten, war bald verschossen, und sie zogen sich in das Polizeigebäude in Sicherheit zurück. Der Pöbel, so berichtet mein Gewährsmann, legte Feuer an das Polizeigebäude. Die Polizisten, die sich selber eingesperrt, versuchten sich zu retten. Als sie aber herauskamen, wurden sie niedergeschlagen und die verstümmelten Überreste wurden in die rasenden Flammen geworfen.

Es wird behauptet, daß kein Freiwilliger der Non-Kooperation an dieser Brutalität beteiligt und daß der Pöbel nicht nur die unmittelbare Provokation auszuhalten, sondern im allgemeinen unter der hochfahrenden Tyrannei der Polizisten jenes Distriktes zu leiden hatte. Keine Provokation kann jedoch den brutalen Mord von Männern rechtfertigen, die sich ohne Verteidigung dem Pöbel auf Gnade und Ungnade übergeben. Und wenn Indien behauptet, non-violent zu sein, und hofft, den Thron der Freiheit mit Hilfe non-violenter Mittel einzunehmen, so sind Ausbrüche des Pöbels — auch als Antwort auf schwere Herausforderung — ein schlechtes Vorzeichen. Nehmen wir an, der „non-violenten" Desobedienz von Bardoli wäre von Gott Erfolg beschieden worden und die Regierung hätte zugunsten der Sieger von Bardoli abgedankt, wer hätte dann die unruhigen Elemente überwachen sollen, von denen zu gewärtigen ist, daß sie auf Provokation hin Unmenschlichkeiten begehen werden? Sollen wir auf non-violentem Weg an die Regierung kommen, so setzt das eine non-violente Überwachung der violenten Elemente des Landes voraus. Non-violente Non-Kooperationisten können erst Erfolg haben, wenn es ihnen gelungen, auch das Gesindel Indiens zu überwachen, mit andern Worten, wenn auch das letztere gelernt hat, aus patriotischen oder religiösen Beweggründen von violenten Aktionen abzustehen, wenigstens während der Dauer des Non-Kooperationsfeldzuges. Aus diesem Grunde hat mich die Tragödie von Chauri-Chaura so tief erschüttert.

„Aber wie steht's nun mit deinem Manifest an den Vizekönig und deiner Erwiderung auf seine Antwort?" so fragte die Stimme Satans. Das war die allerbitterste Demütigung für mich. „Es ist eine Feigheit und nichts

anderes, den Rückzug anzutreten am Tag, nachdem du der Regierung gegenüber so gewaltige Drohungen ausgestoßen und der Bevölkerung von Bardoli so großartige Versprechungen gemacht.“ Also forderte mich Satan auf, die Wahrheit zu verleugnen, d. h. die Religion zu verleugnen, Gott selber zu verleugnen. Ich unterbreitete meine Zweifel und Verwirrungen dem Arbeitsausschuß und andern Freunden, die gerade in der Nähe waren. Sie stimmten zuerst gar nicht mit mir überein. Einige von ihnen werden wahrscheinlich auch jetzt noch nicht mit mir übereinstimmen. Vielleicht aber ist noch nie ein Mann mit Mitarbeitern und Freunden gesegnet worden, die so einsichtig und versöhnlich sind wie die meinigen. Sie begriffen meine Schwierigkeiten und nahmen meine Erörterungen geduldig entgegen. Das Ergebnis liegt der Öffentlichkeit bereits vor in Form der Beschlüsse des Arbeitsausschusses. Die entschlossene Umstoßung nahezu des ganzen agressiven Programms mag politisch betrachtet schwächlich und unklug erscheinen, doch kann kein Zweifel sein, daß sie religiös betrachtet heilsam ist, und ich glaube die Zweifler versichern zu dürfen, daß das Land durch meine Demütigung und das Bekenntnis meines Irrtums gewonnen hat.

Die einzigen Tugenden, auf die ich Anspruch erhebe, sind Wahrheit und Non-Violenz. Ich erhebe nicht Anspruch auf übermenschliche Kräfte. Ich will keine. Ich bin vom selben vergänglichen Fleisch wie das schwächlichste meiner Mitwesen und bin deshalb ebensosehr dem Irrtum unterworfen wie irgendeines. Meine Dienste sind mannigfach begrenzt, aber ungeachtet ihrer Unvollkommenheiten hat Gott sie bis heute gesegnet.

Bekenntnis des Irrtums ist einem Besen vergleichbar, der den Schmutz wegfegt und den Boden reiner zurück-

läßt als er gewesen. Ich fühle mich stärker infolge meines Eingeständnisses. Und der Rückzug muß der Sache zugute kommen. Noch nie hat ein Mensch dadurch seine Bestimmung erreicht, daß er beharrlich von der geraden Bahn abgewichen.

Es ist behauptet worden, Chauri-Chaura[116]) könne Bardoli nicht beeinflussen. Nur dann ist Gefahr, wird gesagt, wenn Bardoli schwach genug ist, sich von Chauri-Chaura bestimmen und zur Gewalt verleiten zu lassen. Ich hege in dieser Beziehung keinen Zweifel. Die Bevölkerung von Bardoli ist nach meiner Ansicht die friedlichste in Indien. Aber Bardoli ist nur ein kleiner Punkt auf der Karte von Indien. Seine Anstrengungen können keinen Erfolg haben, wenn die andern Teile nicht vollkommen mit ihm zusammenarbeiten. Bardolis Desobedienz wird nur „zivil", wenn auch die übrigen Teile Indiens non-violent bleiben. Gerade wie der Zusatz eines Körnleins Arsenik die Milch zur Nahrung ungeeignet macht, wird durch den Zusatz des tödlichen Giftes von Chauri-Chaura die „Zivilisiertheit" Bardolis unannehmbar. Das erstere vertritt Indien ebensogut wie Bardoli.

Chauri-Chaura ist nach allem, was vorgefallen, ein besonders schweres Symptom. Ich habe mir nie eingebildet, daß da, wo nun Unterdrückung geübt wird, noch nie Violenz geistiger oder körperlicher Art vorgekommen sei. Nur habe ich geglaubt und glaube es jetzt noch — und die Seiten von *Young India* beweisen es ausreichend — daß die Unterdrückung in keinem Verhältnis steht zu den unbedeutenden Gewalttaten des Volkes im Bezirk der Unterdrückung. Den Entschluß, Versammlungen abzuhalten in Gebieten, wo es verboten, betrachte ich nicht als Gewalttat. Die Gewalt, an die ich denke, besteht im Werfen von Ziegelsteinen oder in Einschüch-

terung und Ausübung von Zwang in vereinzelten Fällen. Fest steht, daß die Zivil-Desobedienz frei sein sollte von allen Erregungen. Zivil-Desobedienz ist Vorbereitung auf stummes Leiden. Ihre Wirkung ist wunderbar, obgleich unmerklich und sanft. Indessen betrachtete ich einen gewissen Grad von Erregung als unvermeidlich, einen gewissen Grad unbeabsichtigter Violenz als verzeihlich, d. h. ich hielt Zivil-Desobedienz auch in unvollkommenem Zustande nicht für unmöglich. Desobedienz in ihrem vollkommenen Zustand wird, sofern sie „zivil" bleibt, kaum zu fühlen sein. Aber die gegenwärtige Bewegung ist ein zugegebenermaßen gefährliches Experiment unter sehr widrigen Bedingungen.

Die Tragödie von Chauri-Chaura ist tatsächlich der warnende Finger. Er deutet den Weg, den Indien einschlagen könnte, wenn nicht Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden. Wenn wir nicht die Non-Violenz zur Violenz werden lassen wollen, müssen wir, es ist klar, schleunig auf unserm Weg umkehren und eine Atmosphäre des Friedens neu-herstellen, unser Programm neubilden und nicht daran denken, in Massen-Zivil-Desobedienz einzutreten, bis wir sicher sind, daß der Friede bewahrt bleibt trotz der Massen-Zivil-Desobedienz und trotz der Provokationen von seiten der Regierung. Wir müssen sicher sein, daß nur solche Landesteile zur Zivil-Desobedienz übergehen, die dazu ermächtigt sind.

In ihrem heutigen Zustand ist die Organisation des Kongresses noch ungenügend, und seine Verordnungen werden noch zu oberflächlich ausgeführt. Wir haben noch nicht in jedem Dorf Kongreßausschüsse errichtet. Wo wir es getan, fügen sie sich unsern Verordnungen nicht genügend. Vermutlich haben wir nicht mehr als ungefähr 10.000.000 eingeschriebener Mitglieder. Wir

sind Mitte Februar, und doch haben viele ihren jährlichen Beitrag von vier Annas noch nicht bezahlt. Freiwillige werden ohne langes Besinnen angenommen. Sie entsprechen nicht allen Bedingungen ihrer Verpflichtung. Sie tragen nicht einmal alle handgesponnenen und handgewobenen *Khaddar*. Noch nicht alle Hindu haben sich von der Sünde der Unberührbarkeit gereinigt. Noch nicht alle sind frei von dem Gift der Violenz. Nicht dadurch, daß sie sich einsperren lassen, werden wir Swaraj erlangen, oder der heiligen Sache des Kalifats dienen, oder die Auszahlung des Gehaltes an treulose Beamte verhindern[117]). Einige von uns irren sich gegen ihre Absicht. Andere aber sündigen absichtlich. Sie treten den Freiwilligenkorps bei, obschon sie sich bewußt sind, daß sie weder non-violent sind noch bleiben wollen. Wir sind auf diese Weise selber so unwahrhaftig, wie wir es von der Regierung behaupten. Wir dürfen nicht hinein in das Königreich der Freiheit, wenn wir Wahrheit und Non-Violenz nur im Munde führen.

Aufhebung der Massen-Zivil-Desobedienz und Beruhigung der Erregung sind unerläßlich, um künftigen Rückschlägen vorzubeugen. Ich hoffe deshalb, daß sich durch die Aufhebung die Mitglieder des Kongresses, Frauen und Männer, nicht nur nicht enttäuschen lassen, sondern sich erleichtert fühlen von der Bürde der Unwahrheit und der nationalen Sünde.

Die Gegner mögen frohlocken über unsere Demütigung oder sogenannte Niederlage. Es ist besser, der Feigheit und Schwachheit, als der Verleugnung unseres Eides geziehen zu werden und der Sünde gegen Gott schuldig zu sein. Es ist millionenmal besser, unwahr zu *scheinen* vor der Welt, als gegen uns selber unwahr zu *sein.*

Und deshalb ist die Aufhebung der Massen-Zivil-Desobedienz und anderer weniger bedeutender Aktionen, die geeignet sind, die Erregung zu unterhalten, noch keine genügende Buße für mich, der ich der allerdings unfreiwillige Anstoß der brutalen Gewalt bin, mit der die Bevölkerung von Chauri-Chaura vorgegangen.

Ich muß mich einer persönlichen Läuterung unterziehen. Ich muß noch besser lernen, die leichteste Änderung in der sittlichen Atmosphäre meiner Umgebung wahrzunehmen. Meine Gebete müssen noch tiefer, wahrer und demütiger werden, als sie offenbar sind. Für mich aber ist nichts so läuternd als ein Fasten, das unterstützt wird von der entsprechenden geistigen Einstellung.

Ich weiß, daß die geistige Einstellung alles bedeutet. Gerade wie das Gebet, gleich dem Lied eines Vogels, eine bloß mechanische Äußerung sein kann, so Fasten eine bloß mechanische Marterung des Fleisches. Solch mechanische Übungen sind wertlos für den beabsichtigten Zweck. Noch einmal: wie ein mechanischer Gesang Ausbildung der Stimme fördern kann, so das mechanische Fasten eine Reinigung des Körpers. Weder das eine noch das andere wird auf die Seele wirken.

Aber ein Fasten, das unternommen wird, um sein innerstes Wesen vollkommener zum Ausdruck zu bringen und um die Herrschaft des Geistes über das Fleisch zu erlangen, ist ein mächtiger Faktor in der Entwicklung der Persönlichkeit. Nach ernstlicher Überlegung habe ich mich deshalb entschlossen, mir selber ein ununterbrochenes Fasten von fünf Tagen aufzuerlegen und mir während dieser Zeit nur den Genuß von Wasser zu erlauben. Es begann am Sonntagabend und wird am Freitag zu Ende gehen. Das ist das Wenigste, was ich tun muß.

Ich habe wohl erwogen, was der Ausschuß des allindischen Kongresses zu der Sache sagen würde. Ich denke an den Kummer und Schmerz, den schon dieses fünftägige Fasten manchen meiner Freunde bereiten wird. Aber ich kann die Buße weder länger hinausschieben noch verringern.

Ich bitte die Mitarbeiter dringend, mein Beispiel nicht zu befolgen. Sie haben keinen Grund dazu. Sie sind nicht die Schöpfer der Zivil-Desobedienz. Ich finde mich in der unglücklichen Lage eines Chirurgen, der sich als unfähig erwiesen, einen anerkanntermaßen gefährlichen Fall zu behandeln. Ich muß entweder abdanken oder mir größere Geschicklichkeit erwerben. Während die persönliche Buße nicht nur nötig, sondern zwingend für mich ist, bedeutet die exemplarische Selbstbeherrschung, die durch den Arbeitsausschuß vorgeschrieben worden, sicherlich eine genügende Buße für alle übrigen. Es ist keine geringe Buße, und wenn sie aufrichtig vollzogen wird, kann sie unendlich viel mehr bewirken als entschiedenere Erfüllung des Gelübdes der Non-Violenz in Gedanken, Worten und Taten, oder als Ausbreitung des Geistes der Non-Violenz. Es ist mehr als Nahrung für mich während dieser Woche, wenn ich sehen darf, daß sich alle Mitarbeiter schweigend und ohne alle überflüssigen Auseinandersetzungen bemühen, das aufbauende Programm zu erfüllen, das der Arbeitsausschuß aufgestellt. Es verlangt von ihnen, Kongreßmitglieder zu werben, nachdem sie sich vergewissert, daß jene verstanden, was das Bekenntnis des Kongresses zu Wahrheit und Non-Violenz, um Swaraj zu erreichen, von ihnen fordert. Und daß sie ihm nachleben können, indem sie täglich während einer festgesetzten Zeit in Andacht spinnen, indem sie das „Rad für Gedeihen und Fortschritt“ in jedem Haus ein-

führen, indem sie die Wohnungen der „Unberührbaren“ besuchen und deren Bedürfnisse ausfindig machen, indem sie die nationalen Schulen veranlassen, „unberührbare“ Kinder aufzunehmen, indem sie einen Nationaldienst organisieren, der zum Feld der Tätigkeit für Mann und Frau werden kann, indem sie Familien aufsuchen, die unter dem Laster der Trunksucht verzweifeln, indem sie wirkliche *Panchayats*[89]) und auf sicherer Grundlage nationale Schulen errichten.

Es ist für die Mitarbeiter besser, sich mit diesen Tätigkeiten zu befassen als mit Fasten. Ich hoffe deshalb, daß niemand mein Fasten nachahmen wird, sei es aus falsch verstandener Sympathie oder aus ungenügender Vorstellung von der geistigen Bedeutung des Fastens.

Alles Fasten und alle Buße müssen soweit wie möglich geheimbleiben. Mein Fasten aber ist nicht nur Buße, sondern auch Strafe, und eine Strafe muß öffentlich sein. Es ist eine Strafe, und eine Strafe für diejenigen, denen ich zu dienen suche, für die ich gerne leben und ebenso gern sterben möchte. Sie haben gesündigt gegen die Gesetze des Kongresses, wohl unabsichtlich, obgleich sie mit der Tat sympathisierten, wenn nicht gar teil daran hatten. Vermutlich hieben sie die Polizisten zusammen — ihre Mitmenschen und Landsleute — mit meinem Namen auf den Lippen.

Liebe straft nur durch Leiden. Ich kann nicht einmal wünschen, daß sie verhaftet werden. Aber sie sollen wissen, daß ich leiden möchte für die Untreue, deren sie sich dem Bekenntnis des Kongresses gegenüber schuldig gemacht. Ich möchte denen, die sich schuldig fühlen und die bereuen, raten, sich selber freiwillig der Regierung zu stellen und ein klares Geständnis abzulegen. Ich hoffe, daß die Mitarbeiter im Ghorakhpurdistrikt keinen Stein

unangerührt lassen, um die Missetäter ausfindig zu machen und sie zu bewegen, sich selber dem Gerichte zu stellen. Aber ob nun die Mörder meinen Rat annehmen oder nicht, so sollen sie doch wissen, daß sie daran schuld sind, daß der Anfang der Zivil-Desobedienz in Bardoli verschoben werden mußte, und daß sie damit gerade der Sache geschadet, der sie wahrscheinlich haben dienen wollen. Sie sollen auch wissen, daß diese Bewegung kein Deckmantel ist und keine Vorbereitung zur Violenz. Ich würde jede Demütigung erleiden, jede Qual, vollständige Verbannung oder gar den Tod, um die Bewegung davor zu bewahren, gewalttätig zu werden oder zu einem Vorläufer von Gewalttätigkeit. Meine Buße sei auch deshalb öffentlich, weil ich mich nun nicht mehr der Gefangenen annehmen kann. Das nächstliegende Ziel ist noch einmal verschoben worden. Wir können nun nicht mehr verlangen, daß Vorladungen zurückgezogen und Gefangene entlassen werden. Sie und wir müssen leiden für das Verbrechen von Chauri-Chaura. Der Vorfall beweist, ob es uns lieb oder leid, die Einheit des Lebens. Alle müssen leiden, auch die Beamten. Chauri-Chaura kann nicht anders als die Regierung in ihrem Wahn bestärken, nicht anders als die Polizei noch mehr verderben. Die Repressalien aber, die getroffen werden, können nicht anders, als das Volk noch mehr demoralisieren. Das Aufhalten der Bewegung und die Buße bringen uns zurück in die Lage, in der wir uns vor der Tragödie befanden. Durch strikte Disziplin und durch Läuterung werden wir das moralische Vertrauen wiedergewinnen, das nötig ist, die Zurückziehung von Vorladungen und die Entlassung der Gefangenen verlangen zu können.

Wenn wir alles lernen, was diese Tragödie uns zu lernen aufgibt, kann sich der Fluch in Segen wandeln.

Indem wir wahrhaft und non-violent werden sowohl im Geist wie in der Tat, und indem wir das Swadeshi-, d. h. das *Khaddar*-Programm vollständig durchführen, werden wir Swaraj erlangen und das Kalifat- und das Pandschab-Unrecht wieder gutmachen, ohne daß sich auch nur ein einziger der Zivil-Desobedienz zu unterziehen braucht.

16. Februar 1922

Der Ausschuß des allindischen Kongresses

Die eben stattgefundene Sitzung des Ausschusses des allindischen Kongresses war in vieler Hinsicht denkwürdiger als die Tagung des Kongresses selber. Es sind so viel Unterströmungen zugunsten der Gewalt vorhanden, bewußte und unbewußte, daß ich wirklich und wörtlich für eine vernichtende Niederlage betete. Ich bin immer in der Minderheit gewesen. Als ich in Südafrika begann, hatte ich nahezu Einstimmigkeit für mich, aber es wurde nach und nach eine Minderheit von vierundsechzig, ja von sechzehn daraus, später wieder eine starke Mehrheit. Die besten und dauerhaftesten Werke wurden in der Öde der Minorität vollbracht.

Ich weiß, daß die Regierung nur die große Mehrheit fürchtet, über die ich zu verfügen scheine. Sie weiß wohl nicht, daß ich diese Mehrheit ebensosehr fürchte wie sie. Die Mehrheit hat mich mit ihrer gedankenlosen Verehrung im eigentlichen Sinn des Wortes krank gemacht. Ich könnte mich in meinem eigenen Wesen sicherer fühlen, wenn ich angespien würde. Dann brauchte ich nicht länger himalajamäßige und andere Irrtümer einzugestehen, brauchte ich nicht umzukehren oder alles neu und wieder von vorne anzufangen.

Aber es hat nicht sein sollen.

Ein Freund warnte mich davor, meine Diktatur zu mißbrauchen. Er wird nicht gewußt haben, daß ich sie noch nie benützt, und wär's auch nur, weil sich eine rechtmäßige Gelegenheit dafür noch nicht gezeigt. Die „Diktatur“ fällt mir nur dann zu, wenn der Kongreß durch die Regierung in seinen Funktionen aufgehoben wird.

Weit entfernt davon, meine „Diktatur“ bewußt oder unbewußt zu mißbrauchen, habe ich mich im Gegenteil fragen müssen, ob ich nicht unbewußt eingewilligt, von andern „mißbraucht“ zu werden. Ich gestehe, daß ich das fürchte wie noch nie zuvor. Meine einzige Rettung liegt in meiner Unverschämtheit. Ich habe meinen Freunden im Ausschuß gesagt, daß ich unverbesserlich sei. Ich werde auch künftig Fehler eingestehen, so oft das Volk einen begeht. Der einzige Tyrann, den ich in dieser Welt anerkenne, ist die „leise innere Stimme“. Und wenn ich auch die Minorität eines einzigen ins Auge fassen müßte, so hätte ich den Mut — ich glaube es in aller Demut — eine solch hoffnungslose Minorität zu ertragen. Das ist für mich die einzig mögliche Stellungnahme.

Aber ich glaube durch die trüben Erfahrungen klüger geworden zu sein. Ich sehe ein, daß unsere Non-Violenz nur ganz oberflächlicher Art ist. Wir brennen vor Empörung. Die Regierung unterhält sie durch ihre unvernünftigen Taten. Es scheint beinahe, als ob die Regierung wünschte, daß das Land von Mord, Brandstiftung und Raub durchtobt werde, damit sie wieder einmal sagen könne, sie allein und niemand sonst sei fähig, den Aufruhr niederzuschlagen.

Unsere Non-Violenz scheint also lediglich unserer Machtlosigkeit zu entspringen. Es scheint fast, als ob

wir in unserm Innern den Wunsch hegten, bei der ersten Gelegenheit Rache zu nehmen.

Kann sich aus dieser scheinbaren und erzwungenen Non-Violenz der Schwachen die wahre Non-Violenz entwickeln? Handelt es sich in dem, was ich unternehme, nicht um ein nutzloses Experiment? Was dann, wenn bei Ausbruch der Wut kein Mann, keine Frau und kein Kind sicher sind und jeder seine Hand erhebt gegen seine Mitmenschen? Was hat es für einen Zweck, mich zu Tode zu fasten, wenn wir einer solchen Katastrophe entgegensehen?

Was soll ich tun? Lügen und als gut ausgeben, was ich als schlecht erkannt? Behaupten, daß sich wahrhafte und freiwillige Kooperation aus einer erzwungenen und falschen Kooperation entwickeln werde, heißt behaupten, Licht gehe aus der Finsternis hervor.

Kooperation mit der Regierung ist eine ebenso große Schwachheit und Sünde wie das Bündnis mit einer Violenz, die wir für einstweilen aufgeschoben.

Die Schwierigkeit ist fast nicht zu überwinden. Und gerade die wachsende Einsicht in die Tatsache, daß diese Non-Violenz nur ganz oberflächlich ist, führt mich immer wieder dazu, Fehler zu machen, und nötigt mich, auf dem eingeschlagenen Weg umzukehren. So muß ein Mann, der sich einen Pfad bahnt durch einen unwegsamen Wald, immer wieder anhalten und zurückgehen, und immer wieder stolpert er und verletzt sich bis aufs Blut.

Ich war auf ein gewisses Maß von Niedergeschlagenheit, Enttäuschung und Groll seitens der Teilnehmer gefaßt, aber ich muß gestehen, daß ich gänzlich unvorbereitet war auf den Entrüstungssturm der Opposition. Es wurde mir klar, daß es den Mitgliedern nicht darum zu

tun, an einem aufbauenden Werke ernsthaft mitzuarbeiten. Das Programm des Aufbaus biete nichts Verlockendes. Sie seien keine Gesellschaft für soziale Reformen. Sie könnten der Regierung nicht die Macht entwinden durch solchermaßen einfältige Retormarbeit. Sie möchten befreit werden von diesem „non-violenten" Dunst! Das alles scheint so durch und durch unfaßlich. Sie sollten doch bedenken, daß sie selbst dann, wenn es ihnen gelänge, die Regierung durch eine kindische Entfaltung von Wut zu stürzen, das Land auch nicht einen einzigen Tag leiten könnten ohne ernsthafte Organisation und eifrigen, wohldurchdachten Aufbau.

Wir müssen nicht ins Gefängnis gehen „aus falscher Voraussetzung", wie Mahomed Ali sagen würde. Nicht *jede* Gefangenschaft wird uns zu Swaraj führen. Nicht *jede* Desobedienz wird uns mit dem Geiste der Obedienz und der Disziplin erfüllen. Nicht für überführte Verbrecher sind Gefängnisse Wege zur Freiheit. Sie sind Tempel der Freiheit nur für die, die die Unschuld selber sind. Durch die Hinrichtung eines *Sokrates* wurde uns die Unsterblichkeit zu einer lebendigen Wirklichkeit, nicht aber durch die Hinrichtungen ungezählter Mörder. Wir haben nicht die Berechtigung anzunehmen, daß wir Swaraj erschleichen können durch die Gefangensetzung Tausender von non-violenten Menschen, deren Inneres durchtobt wird von Haß, Übelwollen und Gewalttätigkeit.

Es wäre anders, wenn wir mit Waffen kämpften und Schlag mit Schlag vergelten könnten. Gewiß würde die Einkerkerung derjenigen, die bei Einschüchterungsversuchen, tätlichen Angriffen oder bei Mordtaten erwischt werden, die Regierung auf die Länge ermüden, so daß sie wie anderswo schließlich nachgeben würde. Unser Kampf aber ist nicht von dieser Art. Wir wollen

offen sein. Wenn wir Swaraj durch „Schaustellung von Kraft“ erreichen wollen, wollen wir die Non-Violenz fallen lassen und nach Möglichkeit Gewalt anwenden. Das wäre eine männliche, ehrenhafte und vernünftige Haltung — eine Haltung, wie sie die Welt seit undenklichen Zeiten eingenommen hat. Niemand kann dann den furchtbaren Vorwurf der Heuchelei gegen uns erheben.

Aber die Mehrheit wird nicht auf mich hören. Ungeachtet aller meiner Warnungen und leidenschaftlichen Bitten, meine Vorlage zu verwerfen, sofern sie nicht davon überzeugt, daß die Non-Violenz unerläßlich zur Erlangung unseres Zieles, nahmen sie sie an, ohne auch nur das geringste daran zu ändern. Ich möchte sie deshalb bitten, ihre Verantwortlichkeit zu erkennen. Sie sind nun verpflichtet — nicht etwa sich in Zivil-Desobedienz zu stürzen — sondern sich an die ruhige Arbeit des Aufbaus zu machen. Ich möchte sie dringend ersuchen, den Ruf nach sofortiger Aktion nicht weiter zu beachten. Dringendste Aktion ist jetzt nicht das Werben um Gefangennahme oder auch nur um Rede-, Versammlungs- oder Pressefreiheit, sondern Selbstläuterung, Selbstprüfung, ruhige Organisation. Wir haben unsern Boden verloren. Wenn wir nicht Sorge tragen, könnte es leicht geschehen, daß wir hineingerissen würden in den Strudel, dessen Tiefen wir nicht kennen.

Es hat keinen Zweck, weiter an die Gefangenen zu denken. Ich gab sie auf, als ich von Chauri-Chaura hörte. Das war mein erster Bußakt. Sie sind ins Gefängnis gegangen in der Annahme, daß sie ihre Freilassung einzig der Stärke des Volkes verdanken werden. Ja, sie hofften auf das Swaraj-Parlament, das sofort nach seinem Zusammentritt die Kerkertüren öffnen würde. Gott hat anders

entschieden. Wir, die wir in der Freiheit waren, haben es versucht und haben verspielt. Nun bleibt den Gefangenen nichts übrig, als ihre volle Strafe abzusitzen. Diejenigen, die unter falschen Vorwänden, aus irgendeinem Mißverständnis oder aus irrtümlicher Auffassung der Bewegung ins Gefängnis gingen, können durch Rechtfertigungen oder Petitionen Freiheit erlangen. Die Bewegung wird durch solche Säuberung nur gestärkt. Die stolzesten der Seelen werden sich freuen über die Möglichkeit, noch unerwartet viel größeres Leiden auf sich zu nehmen. Obgleich Tausende und Tausende von Russen während Jahren und Jahren in den russischen Gefängnissen „verfault", ist das unglückliche Volk immer noch nicht frei. Die Freiheit ist eine kokette Liebhaberin, der sehr schwer zu gefallen und die sehr schwer zu umwerben. Wir haben die Macht des Leidens dargetan. Aber wir haben noch nicht genug gelitten. Mag das Volk im allgemeinen auch nur passiv non-violent sein, wenn nur einige wenige aktiv, ehrlich und bewußt non-violent sind in Absichten, Worten und Taten, so können wir das Ziel in kürzester Zeit und mit einem Mindestmaß an Leiden erreichen. Aber wir müssen dessen Erreichung ins Unendliche hinausschieben, wenn wir Männer ins Gefängnis schicken, die Violenz hegen in ihrer Seele.

Deshalb ist es Pflicht der Majorität in den Provinzen, die in Betracht kommen, Hohn und Beleidigungen und wenn nötig Austritte aus ihren Reihen hinzunehmen, dabei aber in aller Entschlossenheit das Ziel zu verfolgen, ohne auch nur einen Zoll abzuweichen. Die Obrigkeit, die die Aufhebung der Bewegung als Schwäche ansieht, mag noch schärfer werden in ihrer Unterdrückung. Wir sollten uns ihr unterziehen. Wir sollten sogar die defensive Zivil-Desobedienz völlig aufgeben und unsere

ganze Kraft auf die „faden“, „langweiligen“, doch heilsamen ökonomischen und sozialen Reformen konzentrieren. Wir sollten auf die Knie fallen und die Gemäßigten versichern, daß sie nichts mehr von uns zu fürchten haben. Wir sollten den Zamindars[68]) versichern, daß wir keine Feindseligkeit gegen sie hegen.

Der Engländer im allgemeinen ist hochmütig, er versteht uns nicht, er betrachtet sich selber als ein überlegenes Wesen. Er denkt, er sei geboren, uns zu beherrschen. Er verläßt sich auf seine Befestigungen und seine Gewehre. Er verachtet uns. Er möchte von uns Kooperation, d. h. Sklaverei, erzwingen. Aber auch ihn müssen wir erobern, nicht indem wir die Knie beugen, sondern indem wir uns von ihm fernhalten, ohne ihn deswegen zu hassen oder zu verletzen. Es wäre feig, ihn zu belästigen. Wenn wir uns einfach weigern, uns als seine Sklaven zu betrachten und ihm die nötige Ehrerbietung zu erweisen, haben wir unsere Pflicht getan. Eine Maus kann nichts tun, als der Katze aus dem Wege gehen. Sie kann nicht mit ihr unterhandeln, bevor jene sich die Spitzen ihrer Krallen und Zähne abgefeilt. Gleichzeitig müssen wir den wenigen Engländern, die sich bemühen, sich selber und ihre Landsleute von dem Übel des Rassenstolzes zu heilen, alle Aufmerksamkeit erweisen.

Die Minorität hat andere Ziele. Sie glaubt nicht an das Programm. Wäre es nicht richtig und patriotisch, sie würde eine neue Partei bilden und eine neue Organisation schaffen? Sie wird dann das Land wahrhaft und richtig erziehen. Diejenigen, die nicht an das Programm glauben, sollten sich wirklich vom Kongreß zurückziehen. Auch eine nationale Organisation muß ihr Programm, ihr Bekenntnis haben. Für eine Partei, die nicht an Swaraj glaubt, ist der Kongreß nicht die

richtige Stelle. Ja, auch für die ist kein Platz im Kongreß, die nicht an „friedliche und gesetzmäßige Mittel" glauben. Auch wenn ein Mitglied des Kongresses nicht an Non-Kooperation glaubt, kann es im Kongreß bleiben, aber es kann nicht mehr darin bleiben, wenn es an Gewalttätigkeit und Unwahrhaftigkeit glaubt. Ich fühlte mich deshalb tief verletzt, als meine Bemerkung zur Resolution über das Programm auf Widerspruch stieß und ganz besonders, als mein Antrag auf Ersetzung der beiden Adjektive „friedlich" und „gesetzmäßig" durch „non-violent" und „wahrhaft" Opposition erweckte. Ich hatte meine Gründe für diesen Antrag. Man hielt mir in großem Ernst entgegen, daß das Programm nicht auf Non-Violenz und Wahrheit als auf unerläßliche Bedingungen zur Erlangung von Swaraj beharre. Ich war damit einverstanden, die Ersetzung fallen zu lassen, um eine schmerzliche Diskussion zu vermeiden, aber ich fühlte, daß die Wahrheit getötet worden.

Ich bin sicher, daß diejenigen, von denen dieser Widerstand ausging, ebenso patriotisch sind, wie ich das von mir glaube, und ebenso eifrig auf Swaraj bedacht wie irgendein anderes Mitglied des Kongresses. Aber ich beharre darauf, daß der Geist des Vaterlandes verlangt, daß sie sich loyal und streng an Non-Violenz und Wahrheit halten und daß sie sich, wenn sie nicht daran glauben, von der Kongreß-Organisation zurückziehen.

Wäre es nicht nationale Ökonomie, die Ideale scharf zu umschreiben und dann unabhängig voneinander zu arbeiten? Dasjenige wird dann gewinnen, das dem Volke am besten entspricht. Wenn wir wahren demokratischen Geist entwickeln wollen, kann das nicht durch Obstruktion geschehen, sondern nur durch Enthaltung.

Die Tagung des allindischen Kongreß-Ausschusses hat zwingend dargetan, daß *wir* es sind, die den Fortschritt des Landes dem Swaraj entgegen aufhalten und nicht die Regierung. Jeder Fehler der Regierung fördert uns. Jede Saumseligkeit auf unserer Seite hindert.

2. März 1922

Wenn ich verhaftet werde . . . (II)

Das Gerücht, daß meine Verhaftung unmittelbar bevorstehe, ist wieder aufgetaucht. Verschiedene Beamte sollen es als Fehler betrachten, daß ich damals, nämlich am 11. oder 12. Februar, wo ich hätte verhaftet werden sollen, nicht verhaftet wurde und tadeln es, daß sich die Regierung in ihren Absichten durch die Beschlüsse in bezug auf Bardoli beeinflussen ließ. Weiter wird gesagt, daß sich die Regierung nicht länger mehr dem in London immer energischer ausgesprochenen Verlangen nach meiner Verhaftung widersetzen könne. Ich selber vermag nicht einzusehen, wie die Regierung meine Verhaftung vermeiden könnte, wenn sie die Zivil-Desobedienz einzelner oder der Massen ein für allemal aufgegeben wissen will.

Ich ersuchte den Arbeitsausschuß, die Zivil-Desobedienz in Bardoli aufzuheben, weil sie nicht „zivil" geblieben wäre, und wenn ich nun heute alle Provinzial-Mitarbeiter ersuche, auch die Zivil-Desobedienz einzelner aufzuheben, so geschieht es aus dem Grunde, weil im gegenwärtigen Stadium keine Desobedienz „zivil" bleiben könnte, jede „kriminell" werden müßte. Ruhige Zeitläufte sind ein unbedingtes Erfordernis für Zivil-Desobedienz. Es ist eine niederschlagende Entdeckung für mich,

sehen zu müssen, daß ein Geist der Violenz umgeht im Lande und daß die Regierung der Vereinigten Provinzen sich genötigt gesehen, weitere Polizisten einzustellen, um Vorgänge wie die von Chauri-Chaura zu verhindern. Ich möchte nicht behaupten, daß alles, was vorgekommen sein soll, auch wirklich vorgekommen ist, aber es kann nicht übersehen werden, daß in einigen Teilen dieser Provinzen vieles für ein Wiederaufleben der Gewalttätigkeit spricht. Trotzdem wir uns in bezug auf die Politik nicht verstehen, erachte ich Pandit Hridanayath Kunzru erhaben über jede absichtliche Verdrehung der Wahrheit. Ich halte ihn für einen der fähigsten politischen Führer. Er läßt sich nicht leicht umstimmen. Jede Äußerung seiner Ansicht zieht darum meine Aufmerksamkeit auf sich. Wenn ich auch nicht außer acht lasse, daß sein Bericht über die Vorfälle von Chauri-Chaura durch seine regierungsfreundliche Haltung beeinflußt ist, kann ich ihn doch nicht als einer ernsthaften Beachtung unwürdig ansehen. Ebensowenig ist es mir möglich, die Briefe unbeachtet zu lassen, die ich von verschiedenen Grundbesitzern erhalten und die mir von gewalttätiger Leidenschaft und hinterwäldlerischer Gesetzesverachtung in den Vereinigten Provinzen berichten. Vor mir liegt der Bareillybericht, unterschrieben vom Sekretär des Kongresses. Mag sich auch die Obrigkeit wie wahnsinnig benommen und sich in ihrem Zornanfall vergessen haben, so sind doch auch wir nicht ohne Schuld, ob man nun dem Berichte glaube oder nicht. Der Umzug der Freiwilligen war keine zivile Demonstration. Er wurde durchgesetzt trotz tiefgehender Meinungsverschiedenheiten in unsern eigenen Reihen. Obgleich die Menge, die zusammengeströmt war, keine gewalttätigen Absichten hegte, war zweifellos der Geist, der die Demonstration beherrschte,

gewalttätig. Es war ein leeres Prunken mit Kraft, das für unsere Zwecke unnötig war und schwerlich als Auftakt der Zivil-Desobedienz angesehen werden kann. Es ist gewiß richtig, daß die Obrigkeit den Umzug aus einem andern Geist heraus hätte behandeln können, daß sie an der Swaraj-Flagge*) keinen Anstoß hätte zu nehmen und sich dem Anspruch auf die Stadthalle nicht hätte zu widersetzen brauchen, da diese ja Eigentum der Stadt ist und während mehrerer Monate unter Zustimmung des Stadtrates für die Kongreß-Kanzleien benützt wurde. Aber wir trauen ja der Regierung schon lange keinen gesunden Menschenverstand und vernünftige Überlegung mehr zu. Im Gegenteil, wir haben uns gerade deshalb gegen sie verbündet, weil wir nichts als Unvernunft und Gewalttat von ihr erwarten. Und da wir also wußten, daß sie nicht vernünftiger handeln würde, als sie nun getan, hätten wir uns aller aufreizenden Demonstrationen enthalten sollen. Daß die Regierung der Vereinigten Provinzen dann aus der Mücke einen Elefanten machen würde und die Provokation, der sie sich durch die Tötung der Männer in Chauri-Chaura schuldig machte, für nichts achtete — überrascht mich nicht weiter. Nur das eine berührt mich: daß wir nicht von uns sagen können, wir hätten der Regierung keine Handhabe geboten. Die Aufhebung der Zivil-Desobedienz ist also etwas wie eine Strafe. Wenn aber die Luft wieder reiner wird, wenn das Volk den wahren Wert des Beiwortes „zivil" erkennen und tatsächlich non-violent wird, sowohl im Tun als im Denken, und wenn ich dann sehe, daß die Regierung immer noch nicht dem Willen des Volkes nachgeben will, dann werde ich gewiß als der erste für Zivil-Desobedienz eintreten — der einzelnen oder der Massen, je nach-

*) Vgl. den Aufsatz: Die nationale Flagge, S. 256.

dem es die Umstände verlangen. Dieser Pflicht kann sich keiner entziehen, es wäre denn, das Volk wollte auf seine Menschenrechte verzichten.

Ich zweifle an der Aufrichtigkeit der Engländer, die doch geborene Kämpfer sind, wenn sie sich gegen die Zivil-Desobedienz ereifern, als wäre sie ein teuflisches Verbrechen, das mit exemplarischer Strenge zu bestrafen sei. Sie haben doch die bewaffnete Rebellion verherrlicht und bei Gelegenheit selber dazu gegriffen. Warum entrüsten sie sich nun so heftig über die bloße Idee der Zivilresistenz? Ich verstehe ihre Behauptung, daß es in Indien nicht möglich sei, einen Zustand absoluter Non-Violenz zu schaffen. Nicht daß ich an die Richtigkeit des Einwandes glaubte, aber ich kann ihn verstehen. Nicht aber begreifen kann ich den scharfen Angriff auf die bloße Theorie der Zivil-Desobedienz, als ob schon sie etwas Unmoralisches wäre. Von mir zu erwarten, daß ich aufhöre, Zivil-Desobedienz zu verkünden, hieße von mir verlangen, ich solle aufhören, den Frieden zu verkünden — geradesogut könnte man von mir verlangen, ich solle Selbstmord begehen.

Eben wurde mir gesagt, daß die Regierung die Unterdrückung der drei Zeitschriften erwäge, die ich herausgebe: *Young India*, *Gujerati Nava Jivan* und *Hindi Nava Jivan*. Ich hoffe, dem Gerüchte liegen keine Tatsachen zugrunde. Ich behaupte, daß diese Zeitungen unaufhörlich nur das eine verkünden: gutes Einvernehmen und guten Willen. Außerordentliche Sorgfalt wird darauf verwendet, dem Leser nur Wahrheit zu bieten, wie ich sie verstehe. Ungenauigkeiten, die sich immer einschleichen können, werden sofort eingestanden und berichtigt. Die Verbreitung der drei Zeitungen nimmt jeden Tag zu. Die Schriftleiter leisten freiwillige Mit-

arbeit, einige beziehen gar keinen Gehalt, andere erhalten nur gerade soviel, als sie für ihren Unterhalt brauchen, allfällige Gewinne kommen in dieser oder jener Form den Lesern zugute oder werden in irgendeinem aufbauenden öffentlichen Werk nutzbringend angelegt. Ich muß gestehen, daß es mich schmerzen würde, wenn diese Zeitungen ihr Erscheinen einstellen müßten. Für die Regierung indessen ist es ein leichtes, sie zu vernichten. Herausgeber und Drucker sind alle meine Freunde und Mitarbeiter. Ich habe mit ihnen die Übereinkunft getroffen, daß die Zeitungen ihr Erscheinen einstellen müssen, sobald die Regierung Sicherheiten verlangt. Ich leite sie in der Voraussetzung, daß die Regierung, möge sie sich im übrigen zu meiner Tätigkeit stellen wie sie will, mir wenigstens zubilligen muß, daß ich durch diese Zeitungen nichts verkünde als die reinste Non-Violenz und Wahrheit, soweit ich sie zu erkennen vermag.

Aber ob nun die Regierung mich verhafte, oder ob sie durch mittelbare oder unmittelbare Maßnahmen das Erscheinen der drei Zeitungen verhindere — so hoffe ich doch, daß das Volk sich nicht aus der Ruhe bringen lasse. Es wäre für mich kein Anlaß zu Stolz oder Freude, vielmehr ein Grund zu tiefster Niedergeschlagenheit, wenn ich denken müßte, daß die Regierung nur aus Furcht vor einer allgemeinen gewalttätigen Erhebung und vor anschließenden furchtbaren Metzeleien von meiner Verhaftung Umgang nähme. Es wäre ein trauriger Kommentar zu meiner Verkündigung der Non-Violenz und zu der Verpflichtung des Kongresses und der Kalifatkonferenz zur Non-Violenz, wenn meine Einkerkerung das Zeichen für eine Empörung des ganzen Landes werden sollte. Es wäre ein Beweis dafür, daß Indien noch nicht reif ist für eine friedliche Revolution. Für die Bureaukratie wäre es ein Triumph,

und für die Gemäßigten wäre es ein nahezu entscheidender Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung, daß Indien nie zu einer non-violenten Desobedienz erzogen werden könne. Ich hoffe deshalb, daß der Kongreß und die Kalifatführer all ihre Kraft zusammennehmen werden, um zu zeigen, daß alle Befürchtungen der Regierung und ihrer Anhänger völlig falsch waren. Ich bürge dafür, daß uns ein solcher Akt der Selbstbeherrschung ein gutes Stück vorwärtsbringen wird auf unserm Weg zu dem dreifachen Ziel.

Keine *Hartals* sollten abgehalten werden, keine lärmenden Demonstrationen, keine Umzüge. Ich würde die Beobachtung vollkommener Ruhe nach meiner Verhaftung als ein Zeichen großer Ehrerbietung betrachten, die mir von den Landsleuten dargebracht wird. Gern sehen würde ich es, wenn das aufbauende Werk des Kongresses mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes und der Schnelligkeit des Pandschab-Expreßzuges weiterginge. Gerne sehen würde ich es, wenn Leute, die bisher Zurückhaltung beobachtet haben, die fremden Kleider weglegen und in einem schönen Feuer verbrennen würden. Sie brauchen nur das aufbauende Programm von Bardoli in seiner Ganzheit auszuführen — und sie werden nicht nur mich und andere Gefangene befreien, sondern auch Swaraj erlangen und Wiedergutmachung der Ungerechtigkeiten des Kalifats und des Pandschab. Sie sollen sich an die vier Pfeiler des Swaraj erinnern: Non-Violenz, hindu-mohammedanische-sikh-parsi-christlich-jüdische Einigung, völlige Beseitigung der Unberührbarkeit, Herstellung von handgesponnenem und handgewobenem Khaddar, der die ausländischen Stoffe völlig zu ersetzen hat.

Ich kann nicht glauben, daß meine Entfernung aus der Mitte des Volkes nicht zu seinem Besten dienen soll. Vor

allen Dingen wird dadurch der Aberglaube an übernatürliche Kräfte, die man mir zuschreibt, zerstört. Sodann wird die Annahme entkräftet, daß das Volk die Non-Kooperation lediglich unter meinem Einfluß angenommen und also keinen selbständigen Glauben in sie besitze. Drittens wird unsere Fähigkeit für Swaraj bewiesen werden durch unsere Fähigkeit, die Aktion durchzuführen, obgleich der Schöpfer ihres Programms entzogen worden. Viertens — und selbstsüchtigerweise — wird mir die Gefangenschaft Stille verschaffen und körperliche Ruhe, die ich vielleicht verdiene.

9. März 1922

Verhaftung und Verurteilung

Die Verhaftung

Das lang Erwartete ereignete sich schließlich. Das ersehnte Ziel wurde erreicht. Es verlangte Gandhi nach seiner Verhaftung und seiner Gefangennahme durch eine Regierung, unter der ihm das Leben unerträglich geworden. Der Wunsch seines Herzens wurde erfüllt. In seinem Kerker fühlt er sich nun frei.

Vom 8. März an mehrten sich die umlaufenden Gerüchte von seiner Verhaftung. Er verreiste an jenem Tag, einer dringenden Einladung von Mr. Chotan folgend, mit einem Nachmittagszug nach Ajmere, und es hieß, daß er wahrscheinlich unterwegs verhaftet werde. Doch ereignete sich an jenem Tag noch nichts. Indessen verdichtete sich das Gerücht von Stunde zu Stunde. Ein besorgniserregendes Telegramm von Ajmere veranlaßte Mrs. Gandhi und einige andere nach der Bahnstation von Sabarmati zu eilen, wo Gandhi indessen wohlbehalten ankam. Er traf am Nachmittag des 10. März unbehelligt im *Ashram* ein, erfüllt von einfacher und kindlicher Freude.

Im *Ashram* wurden die Gerüchte der beiden letzten Tage mit Ruhe und Gleichmut aufgenommen. Denn schon so manches Mal hatte er endgültig Abschied genommen, seit er sich im November entschieden die Zivil-Desobedienz zu verhängen, daß man sich schließlich mit den Gedanken an Verhaftung, Gefangenschaft und sogar Schlimmeres gewöhnt. So wurde denn der tägliche Ablauf der Arbeit im *Ashram* durch diese Gerüchte nicht im geringsten gestört. Nur wenn der Tag vorüber, wenn der Abend kam und die Glocke die Stunde des Gebets verkündete, versank ringsum plötzlich alles in Stille, da sich die Bewohner des Ashrams alle mit be-

sorgten und hastigen Schritten bestrebten, zu ihrem *Bapu*[118]) zu kommen, um noch einmal in seinem Gebet mit ihm zusammen zu sein, vielleicht dem letzten Gebet für lange Zeit. Er war ungewöhnlich heiter und glücklich und spielte mit den Kindern, als wäre er selber ein Kind, und steckte alle an mit seiner Heiterkeit und seinem Glück.

Nach dem Gebet kehrte er wie sonst an seine Arbeit zurück und diktierte Antworten auf eingelaufene Briefe. Immerfort kamen Freunde aus der Stadt mit interessanten Neuigkeiten, die alle das vorherrschende unter den umlaufenden Gerüchten bestätigten.

Um ein Viertel vor zehn erhob sich Gandhi, um die letzten religiösen Waschungen vorzunehmen, bevor er sich zur Ruhe begab. Und die kleine Schar, die während der ganzen Zeit bei ihm geblieben, begann sich zu zerstreuen. Auch Mr. Banker [119]), der mit Mr. Shvaib und Anasuyabai gekommen war, um zu melden, daß das Gerücht eine bedenkliche Stärke erreicht habe, verließ das Ashram um diese Zeit. Aber schon nach wenigen Minuten kehrte Mr. Shvaib mit Anasuyabai zurück und brachte die Nachricht, daß Mr. Banker verhaftet worden und daß der Polizeioberst vor dem Hause warte, um Gandhi gleichfalls zu verhaften*). Die Neuigkeit verbreitete sich in einer Minute durch das ganze *Ashram* und sozusagen alle Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, eilten zu Gandhi, um ihm Lebewohl zu sagen und seinen Segen entgegenzunehmen. Auf seinen Wunsch sangen sie seine Lieblingshymne in Gudscherati, die die Eigenschaften eines wahrhaften Vaishnaviten [62]) preist. Danach richtete er an

*) Gandhi wurde um 10 Uhr 30 verhaftet durch Mr. Healey, den Polizeiobersten von Ahmedabad, auf Grund einer Anklage, die sich auf vier Artikel aus *Young India* bezog. (Siehe weiter unten.)

jeden Bewohner des Ashrams einige bedeutungsvolle Worte, ermutigte sie durch seine Lebhaftigkeit und überströmende Freude und bereitete sich dann vor, sich der Polizei auszuliefern. Während er aus der Wohnung gegen die Straße schritt, wo der Polizeidirektor wartete, sagte er immer wieder, wie glücklich und zufrieden er sei, daß er verhaftet werde.

Maulana Hasrat Mohani, der im selben Zug mit Gandhi von Ajmere gekommen und in Ahmedabad ausgestiegen war, war gerade vor der Ankunft des Polizeiobersten im Ashram angekommen, nachdem sich Gandhi schon zu den Waschungen zurückgezogen hatte. Gandhi war überglücklich, daß er Maulana eben vor seiner Verhaftung noch zu sehen bekam. Die beiden umarmten einander in den Gefühlen gegenseitiger Achtung und Verehrung. Maulana schien tief bewegt zu sein. Er versicherte Gandhi, daß er aus ganzer Kraft für die Sache der Non-Violenz und der Non-Kooperation eintreten wolle.

Beide, Gandhi und Banker, wurden nach dem Gefängnis von Sabarmati geführt. Gandhi mit einem kleinen Geleite von vier oder fünf Freunden, denen erlaubt worden, mit ihm zu gehen. Seiner Frau und vier oder fünf ihrer Freundinnen wurde erlaubt, sie bis in das Gefängnis zu begleiten. Dieses bestand aus einer Flucht von acht Räumen, die sich auf eine offene Veranda von 10 Fuß Breite und einen ordentlich großen Garten mit einer Reihe von kleinen Bäumen in der Mitte öffnete. Die beiden Räume, die den Verhafteten angewiesen worden, enthielten jeder eine eiserne Bettstelle mit Matratze, zwei Leintücher, Kopfkissen, eine Decke und einen Teppich. Abends wird für Licht gesorgt. Die Türen der Zimmer bestehen aus hölzernen Rahmen von etwa sechs Zoll Breite. Dicke Eisenstäbe, die ungefähr einen Zoll von-

einander abstehen, sind in ihnen festgemacht. Alles war von peinlicher Sauberkeit.

Am folgenden Tag wurden sie vor den Untersuchungsrichter Mr. Allan Brown geführt, der seine Sitzung im Bureau des Polizei-Kommissars abhielt, das sich außerhalb der eigentlichen Stadt unter dem Schutz der Garnison befindet und von Sabarmati aus leicht mit der Eisenbahn zu erreichen ist. Die Verhaftung wurde geheimgehalten. Doch war einer ziemlichen Anzahl von Zuschauern der Zutritt erlaubt worden. Fünf Zeugen, Mr. Healey, der Gerichtsschreiber am Obergericht von Bombay, Mr. Dinshaw Gharda, Mr. Chatfield, der Distriktsinspektor von Ahmedabad, ein Unterinspektor und ein Subalternoffizier der Polizei, wurden vom Ankläger über zwei Punkte vernommen, und die entsprechenden Artikel aus *Young India* wurden dazu verlesen: 1. in bezug auf die Autorschaft, 2. in bezug auf die Absicht der Artikel. Die Punkte lagen einfach genug, und doch wurden — um der bloßen Form zu genügen — sieben kostbare Stunden nutzlos daran vergeudet. Indessen scheint es unvernünftig, soviel Zeit zu verwenden, um einen Tatbestand aufzunehmen, der in sich selber klar ist. Es lag auch etwas von Künstlichkeit und Theatralik über der ganzen Verhandlung. Die steife Würde und Zurückhaltung, die der Untersuchungsrichter ständig bewahrte, während er die Aussagen seiner Freunde, Kollegen und Vorgesetzten entgegennahm, waren nicht frei von einer Schauspielerei, die bewundernswürdig durchgeführt wurde. Desgleichen der Respekt, die Ehrerbietung, die dem Präsidentensitz des Gerichts bezeugt wurde, ganz abgesehen von der Persönlichkeit, die ihn jeweils innehaben mag. Vielleicht handelt es sich um Traditionen, die demjenigen, der sich täglich damit befassen muß, zur zweiten Natur werden.

Einem unbefangenen Beobachter aber erscheinen sie ungehörig und unnatürlich, wenn sie auch von Würde, Ernst und Glanz umgeben. 15. März 1922

*Die Botschaft des Charkha**)

Ich wünsche nicht, daß Bombay traure über die Verhaftung eines seiner Sekretäre und über meine Verhaftung. Es soll sich vielmehr freuen über die Ruhe, die uns zuteil geworden. Wenn es mir auch lieb wäre, daß allen Punkten der Non-Kooperation automatisch entsprochen würde, möchte ich, daß Bombay seine Anstrengungen auf „Charkha und Khaddar“ konzentrierte. Die reichen Leute von Bombay könnten allen handgesponnenen und handgewobenen Khaddar kaufen, den das Land hervorbringt. Die Frauen von Bombay sollten sich, sofern sie ihren Teil am Werk übernehmen wollen, jeden Tag eine bestimmte Zeit um der Sache des Landes willen hingebenden Spinnens befleißigen. Ich wünsche nicht, daß jemand uns in die Gefangenschaft folgt. Es wäre verbrecherisch, sich um Gefangenschaft zu bemühen, solange noch keine nonviolente Stimmung im Lande geschaffen. Die Probe auf eine solche Stimmung ergibt sich aus unserm Verhalten gegenüber den Engländern und den Gemäßigten. Das kann nur dann gut und würdig sein, wenn wir ungeachtet unserer Meinungsverschiedenheiten ihnen gegenüber wohlwollend bleiben.

---

*) Gandhi vertraute diese Botschaft Mrs. Sarojini Naidu (indische Dichterin und Patriotin) an, die ihn am 11. März im Gefängnis besuchte.

An Hakim Ajmal Khan

Im Gefängnis von Sabarmati, am 12. März 1922

Mein lieber Hakimji,

Seit meiner Verhaftung ist dies der erste Brief, den ich zu schreiben angefangen, nachdem ich mich erst noch vergewissert, daß ich als Untersuchungsgefangener gesetzlich berechtigt bin, nach Belieben Briefe zu schreiben. Sie wissen, daß Shankerlal Banker sich mit mir hier befindet. Ich bin glücklich darüber, daß er bei mir ist. Jedermann weiß, wie nahe wir uns gekommen — wie könnte es auch anders sein! — und so sind wir denn beide froh, daß wir miteinander verhaftet worden.

Ich schreibe Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Vorsitzender des Arbeitsausschusses und deshalb Führer sowohl der Hindu als der Mohammedaner oder besser Führer von ganz Indien.

Ich schreibe Ihnen auch als einem maßgebenden Führer der Mohammedaner, vor allen Dingen aber schreibe ich Ihnen als einem verehrten Freund. Ich habe das Vergnügen, Sie seit 1915 zu kennen. Unsere Beziehungen sind von Tag zu Tag enger geworden, und heute schätze ich Ihre Freundschaft als ein kostbares Gut. Als strengläubiger Mohammedaner haben Sie durch Ihr eigenes Leben gezeigt, was die hindu-mohammedanische Einigung eigentlich bedeutet.

Wir erkennen nun alle, wie wir nie zuvor erkannt, daß wir ohne jene Einigung unsere Freiheit nicht erlangen können, und ich wage zu sagen, daß ohne jene Einigung die Mohammedaner Indiens dem Kalifat nicht jenen Beistand leisten können, zu dem es sie drängt. Geteilt müssen wir immer Sklaven bleiben. Diese Einigung darf deshalb nicht eine bloße Politik bedeuten, die ver-

abschiedet werden könnte, sobald sie uns nichts nützt. Wir können sie nur verabschieden, wenn wir des Swaraj überdrüssig geworden sind. Die hindu-mohammedanische Einigung muß unser Bekenntnis sein für alle Zeiten und unter allen Umständen.

Sie soll aber keine Bedrohung der Minderheiten bedeuten, der Parsen, der Christen, der Juden oder der mächtigen Sikhs. Wenn wir versuchten, eine von ihnen zu bodigen, würden wir eines Tages selber miteinander in Kampf geraten.

Gerade deshalb habe ich mich so nah zu Ihnen hingezogen gefühlt, weil ich weiß, daß Sie an die hindu-mohammedanische Einigung im vollen Sinne des Wortes glauben.

Die Einigung aber ist nach meiner Ansicht nur erreichbar, wenn wir Non-Violenz als feste Politik befolgen. Ich sage Politik, weil sie hier nur soweit in Betracht kommt, als sie bestimmt ist, der Erhaltung jener Einigung zu dienen. Und es ergibt sich daraus, daß dreihundert Millionen Hindu und Mohammedaner, die sich nicht nur für eine gewisse Frist, sondern für immer vereinigen, allen Gewalten der Welt zu trotzen vermögen, und daß sie es deshalb als Feigheit betrachten sollten, in ihren Auseinandersetzungen mit den englischen Behörden zur Gewalt zu greifen. In unserer Einfalt haben wir bis heute sie und ihre Gewehre gefürchtet. Im Augenblick, da wir die Größe unserer vereinigten Kraft erkennen, werden wir es als unmännlich betrachten, sie zu fürchten, und deshalb auch als unmännlich auch nur daran zu denken, sie zu schlagen. Darum bin ich begierig und ungeduldig, meine Landsleute davon zu überzeugen, daß sie nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke non-violent denken sollen. Sie und ich jedoch, wir wissen, daß wir diese Non-

Violenz aus Kraft bis heute noch nicht erreicht. Und nur deshalb nicht, weil die hindu-mohammedanische Einigung noch nicht weit über das Stadium einer Politik hinausgedrungen. Noch ist das gegenseitige Mißtrauen zu groß und die Furcht, die daraus hervorgeht. Ich fühle mich nicht enttäuscht. Der Fortschritt, den wir in dieser Richtung gemacht, ist ungeheuer. Es hat den Anschein, als hätten wir in achtzehn Monaten das Werk einer Generation vollbracht. Aber noch unendlich viel mehr ist nötig. Weder die Klassen noch die Massen sind in ihrem Gefühl davon durchdrungen, daß unsere Einigung so notwendig ist wie die Luft, die wir einatmen.

Dies zu erreichen, sollten wir uns nach meiner Ansicht mehr auf die Qualität als auf die Quantität verlassen. Wenn erst einmal eine genügende Zahl von Hindu und Mohammedanern mit einem eigentlich fanatischen Glauben an der immerwährenden Freundschaft zwischen den Hindu und den Mohammedanern hängen, wird es nicht mehr lange gehen, bis die Einigung auch die Massen durchdringt. Einige wenige unter uns müssen zuerst klar erfassen, daß wir keinen Fortschritt machen können, ohne Non-Violenz in Gedanken, Worten und Taten um der Verwirklichung all unserer politischen Bestrebungen willen anzunehmen. Ich möchte deshalb Sie und alle Mitglieder des Arbeitsausschusses und des Ausschusses des allindischen Kongresses dringend bitten, dafür Sorge zu tragen, daß unsere Reihen keine Mitarbeiter aufweisen, die jene entscheidende Wahrheit, die ich ausführlich dargelegt, nicht voll erkennen. Ein lebendiger Glaube kann nicht durch die Herrschaft der Majorität gemacht werden.

Das sichtbare Symbol der allindischen Einigung und deshalb der Annahme von Non-Violenz als einem unentbehrlichen Mittel für die Verwirklichung unserer poli-

tischen Bestrebungen, ist für mich das *Charkha*, mit andern Worten *Khaddar**). Nur diejenigen, die an die Bildung eines non-violenten Geistes und an die ewige Freundschaft zwischen Hindu und Mohammedanern glauben, werden jeden Tag ihre Andacht am Spinnrad verrichten. Wenn jedermann das Handspinnen zur täglichen Übung und das Anfertigen und Tragen von handgesponnenem und handgewobenem *Khaddar* zu ständigem Gebrauch gemacht, kann darin ein wichtiger, wenn nicht gar entscheidender Beweis einer wahrhaften Einigung und einer wahrhaften Non-Violenz erblickt werden und damit die Anerkennung einer lebendigen Verwandtschaft mit den dumpfen Massen. Nichts sonst wird wohl Indien zu vereinigen und wiederzubeleben vermögen als die allgemeine Annahme des Spinnrades und des Khaddars als eines Vorrechtes und einer Pflicht.

Während ich sonst sehr darauf aus bin, daß noch mehr Inhaber von Titeln und Würden auf ihre Titel und Würden verzichten, Anwälte die Gerichte, Schüler die Regierungsschulen und Gymnasien, Mitglieder der Räte ihre Sitze und die Soldaten und Zivilbeamten ihre Stellen verlassen, möchte ich die Nation dringend ersuchen, ihre Anstrengungen in dieser Richtung lediglich darauf zu beschränken, die bereits erreichten Ergebnisse zu festigen und im übrigen ihrer innern Kraft zu vertrauen, daß sie weitere Enthaltungen von der Verbindung mit einem System bewirken wird, das wir zu bessern oder zu beseitigen suchen.

Überdies sind der Mitarbeiter zu wenige. Ich möchte heute keinen einzigen Mitarbeiter an destruktive Aufgaben verschwenden, wo wir eine so ungeheure Menge an

*) Vgl. die Artikel: Die Musik des Spinnrades, S. 117, Wie sich Khaddar verwenden läßt, S. 64.

konstruktiver Arbeit vor uns haben. Vielleicht aber liegt der zwingendste Beweis gegen weitere Vergeudung der Zeit an destruktive Propaganda in der Tatsache, daß der Geist der Unduldsamkeit, der nur eine Form der Gewalt ist, nie so sehr um sich gegriffen wie heute. Die Anhänger der Regierung fühlen sich abgestoßen. Sie fürchten uns. Sie sagen, daß wir im Begriffe seien, eine schlimmere Bureaukratie aufzurichten als die vorhandene. Wir müssen alles entfernen, was solche Besorgnis nähren könnte. Wir müssen uns alle Mühe geben, sie für uns zu gewinnen. Die Engländer müssen Gewißheit haben, daß von unserer Seite nichts zu fürchten ist. Ich brauchte diesen Punkt nicht so stark hervorzuheben, wenn es jedermann so klar wäre wie Ihnen und mir, daß uns unser Gelübde der Non-Violenz äußerste Demut auferlegt und guten Willen, sogar im Verkehr mit unsern bittersten Gegnern. Dieser unerläßliche Geist wird von selbst entstehen, wenn Indien seine ganze Aufmerksamkeit dem Werke des Aufbaues widmet, das ich angeregt habe.

Ich schmeichle mir selbst mit der Annahme, daß es an meiner Gefangennahme für lange Zeit hinaus genug sei. Ich glaube in aller Bescheidenheit, daß ich gegen niemand Feindschaft hege. Nicht alle meine Freunde brauchen so non-violent zu sein wie ich. Wir nahmen an, daß der Unschuldigste unter uns ins Gefängnis zu wandern habe. Wenn ich diesen Anspruch für mich erheben darf, soll mir kein anderer ins Gefängnis nachfolgen. Wir wünschen die Regierung als System zu paralysieren — doch nicht durch Einschüchterung, sondern durch den unwiderstehlichen Druck unserer Unschuld. Nach meiner Ansicht wäre es Einschüchterung, wenn wir die Gefängnisse anfüllen wollten. Warum sollten übrigens noch mehr unschuldige Männer die Gefangenschaft suchen, solange

nicht der eine, der als der Unschuldigste angesehen wird, für diesen Zweck als ungeeignet befunden worden?

Wenn ich die Anhänger unserer Bewegung davor warne, sich weiterhin um Gefangennehmung zu bewerben, möchte ich damit nicht sagen, daß wir von nun an der Gefangennahme ausweichen sollen. Ich würde es begrüßen, wenn die Regierung alle *non-violenten* Non-Kooperationisten verhaften wollte, aber es sollte nicht um unserer Zivil-Desobedienz willen geschehen, weder der defensiven noch der aggressiven. Andererseits hoffe ich, daß sich das Land nicht um die sorgen werde, die im Gefängnis sitzen. Es wird ihnen und dem Lande nur gut tun, ihre Strafe in ihrem vollen Umfang abzubüßen. Sie können nur durch den Akt eines Swaraj-Parlamentes vor der Zeit entlassen werden. Und es ist immer noch meine unbedingte Überzeugung, daß die allgemeine Annahme des *Khaddars* Swaraj bedeutet.

Ich habe absichtlich nichts von der Unberührbarkeit geschrieben. Ich bin sicher, daß jeder gute Hindu von der Notwendigkeit ihres Verschwindens überzeugt ist. Ihre Beseitigung ist ebenso notwendig wie die Verwirklichung der hindu-mohammedanischen Einigung.

Ich habe Ihnen damit ein Programm unterbreitet, das nach meiner Meinung am schnellsten und sichersten zum Erfolg führt. Auch nicht der ungeduldigste Kalifatist wird ein besseres entwerfen können. Möge Gott Ihnen Gesundheit und Weisheit verleihen, damit Sie das Land zu dem ihm bestimmten Ziele führen können.

Ich bleibe

16. März 1922 Ihr aufrichtig ergebener

M. K. Gandhi

*An C. F. Andrews**)

Mein lieber Charlie, Eben habe ich Ihren Brief erhalten. Sie tun wohl daran, Ihr Werk nicht im Stiche zu lassen. Sie können gar nicht anders, als Gurudev aufsuchen und so lange bei ihm bleiben, als er Sie braucht. Gewiß wäre es mir lieb, wenn Sie sich — sobald Sie abkommen können — nach dem Ashram begeben und eine Zeitlang dort blieben. Aber ich möchte nicht, daß Sie mich im Gefängnis besuchen! Ich bin glücklich wie ein Vogel. Mein Ideal, das ich mir vom Leben im Gefängnis gemacht, besonders wenn es sich um einen Zivil-Resistenten handelt, verlangt vollständigen Abbruch aller Beziehungen zur Außenwelt. Die Zulassung eines Besuches bedeutet ein Privileg — ein Zivil-Resistenter soll aber weder um Privilegien anhalten noch sie entgegennehmen. Der religiöse Wert der Gefangenschaft wird erhöht durch den Verzicht auf Vergünstigungen. Die Gefangenschaft, die ich zu gewärtigen habe, wird mich mehr in meinem religiösen als in meinem politischen Wesen fördern. Es ist ein Opfer. Ich möchte, daß es vollkommen rein sei.

In Liebe Ihr Mohan

17. März 1922

Der große Prozeß

Im Circuit-House in Shahi Bag wurde Samstagmittag, den 18. März, vor Mr. C. N. Broomsfield, I. C. S., Distriktsrichter von Ahmedabad, das Strafverfahren gegen Mr. Gandhi und Mr. Banker eröffnet.

*) C. F. Andrews hatte Gandhi geschrieben, daß es ihm schmerzlich sei, ihn nicht im Gefängnis besuchen zu können, da der Eisenbahnerstreik seine Anwesenheit nötig mache.

Sir J. T. Strangman vertrat mit Rao Bahadur Girdharlal die Anklage, während die Angeklagten ohne Verteidigung waren. Der Richter nahm seinen Sitz um 12 Uhr ein und wies auf einen unbedeutenden Irrtum in der Redaktion der Anklage hin, den er berichtigte. Die Anklage wurde dann durch den Gerichtsschreiber verlesen. Die Schuld wurde erblickt in drei Aufsätzen*), die am 29. September und 15. Dezember 1921 und 23. Februar 1922 in *Young India* erschienen waren. Die beleidigenden Aufsätze wurden hierauf vorgelesen: 1. „Aufwiegelung", 2. „Das Rätsel und seine Lösung", 3. „Er schüttelt seine Mähne."**)

Der Richter bemerkte, daß das Gesetz nicht nur Vorlesung, sondern auch Erklärung der Anklage verlange. Im vorliegenden Fall bedürfe es indessen keiner langen Erklärungen. Die Anklage laute in jedem Fall auf Erregung oder Versuch der Erregung von Haß, Verachtung und Abneigung gegen die gesetzmäßige Regierung Seiner Majestät. Beide Angeklagten seien der Beleidigung beschuldigt, enthalten in den Artikeln, die Mr. Gandhi geschrieben und Mr. Banker gedruckt hatte. Die Bedeutung der Ausdrücke „Haß und Verachtung" sei eindeutig genug. Der Ausdruck „Abneigung" schließe Illoyalität und Feindseligkeit in sich, wie er denn vom Obergericht in Bombay in einem bestimmten Fall als politische Entfremdung oder Unzufriedenheit, „Geist der Illoyalität" gegenüber der Regierung oder der Behörde interpretiert worden. Nachdem die Anklage verlesen war, forderte der Richter die Angeklagten auf, sich zur Klage zu äußern. Er fragte Mr. Gandhi, ob er sich als

*) Die Anklage in bezug auf einen vierten Aufsatz „Trennung, eine Pflicht", wurde nachträglich fallen gelassen.

**) Diese drei Aufsätze folgen als Anhang dieses Berichtes.

schuldig bekenne oder ob er weiter vernommen werden wolle.

Gandhi: Ich erkläre mich schuldig in bezug auf alle Anklagen. Ich sehe zu meiner Genugtuung, daß meine Artikel nicht als Angriffe auf den König betrachtet werden, was sie auch wirklich nicht sind.

Der Richter: Mr. Banker, erklären Sie sich für schuldig oder wünschen Sie weiter vernommen zu werden?

Mr. Banker: Ich erkläre mich für schuldig.

Die weiteren Verhandlungen einleitend, bemerkte Sir J. T. Strangman, daß es nach Paragraph 271 des Strafgerichts dem Richter offenstehe, die Angeklagten aut Grund ihres Eingeständnisses für schuldig zu erklären oder das Verfahren vollständig durchzuführen. Er drang darauf, angesichts der Schwere der Anklage und der daraus hervorgehenden Wünschbarkeit, diese Anklage im Interesse der Öffentlichkeit restlos zu ergründen und angesichts dessen, daß sich der Richter eine klare Auffassung nur auf Grund genauer Kenntnisse aller Tatsachen bilden könne, das Verfahren vollständig durchzuführen.

Der Richter entgegnete, daß er die Ansicht des Staatsanwalts nicht teilen könne. Und führte weiter aus, daß er von dem Augenblick an, wo er den Fall übernommen, über das Urteil nachgedacht, daß er zwar gern geneigt sei, alles entgegenzunehmen, was der Staatsanwalt zum Urteil zu sagen habe, oder was Mr. Gandhi dazu zu bemerken wünsche, daß er aber aufrichtigerweise nicht glauben könne, daß die bloße Wiederholung der Untersuchung, wie sie der Staatsanwalt verlange, das Urteil irgendwie beeinflussen könnte. Er schlage deshalb vor, das Geständnis ohne weiteres anzunehmen.

Gandhi lächelte bei dieser Äußerung.

Der Richter bemerkte, daß nun nichts mehr zu tun bleibe, als das Urteil zu fällen. Bevor das aber geschehen könne, möchte er Sir J. T. Strangman hören. Er ersuchte diesen, seine allgemeinen Bemerkungen zu den Anklagen und zu dem Eingeständnis des Angeklagten zu machen.

Sir J. T. Strangman: Das ist nicht leicht. Ich ersuche das Gericht, das Verfahren in gehöriger Weise durchzuführen. Eine Darlegung der Tatsachen, die die Untersuchung ergeben, würde mir ermöglichen zu zeigen, wie noch manches vorhanden, was für die Festsetzung des Urteils von Wichtigkeit ist. — Er ergänzte seine Bemerkung durch den Hinweis darauf, daß der Gegenstand, der der Anklage zugrunde liege, nur einen Bestandteil des Versuchs bilde, öffentlich und systematisch Abneigung zu erregen, um die Regierung unmöglich zu machen und sie zu stürzen. Der erste einschlägige Artikel sei in *Young India* vom 25. Mai 1921 erschienen und führe aus, daß es Pflicht des Non-Kooperationisten sei, Abneigung gegen die Regierung hervorzurufen. Der Staatsanwalt verlas hierzu Auszüge aus Artikeln Gandhis, die in *Young India* veröffentlicht worden waren.

Der Richter machte dagegen geltend, daß der Gerichtshof das Geständnis annehmen könne auf Grund des Materials, auf das sich das Urteil zu stützen habe.

Sir J. T. Strangman bemerkte, daß in der Frage des Urteils der Gerichtshof allein zuständig sei. Daß aber das Gericht immer berechtigt gewesen sei, die Verhandlung über die Punkte der Anklage hinausauszudehnen. Er bat um Erlaubnis, sich auf weitere Artikel beziehen und ausführen zu dürfen, zu was für einem Resultat man gekommen wäre, wenn das Verfahren seinen ordentlichen Weg weitergegangen wäre in Erhellung aller

Tatsachen. Er werde nichts berühren, was Meinungsverschiedenheiten hervorrufen könnte.

Der Richter bemerkte, daß er dagegen keinen Einspruch erheben wolle.

Sir J. T. Strangman führte hierauf aus, er wünsche zu zeigen, daß die drei inkriminierten Artikel nicht vereinzelt dastünden. Sie seien Bestandteil eines wohlvorbereiteten Feldzuges. Soweit *Young India* in Frage käme, zeige sich das seit dem Jahre 1921. Der Staatsanwalt verlas dann Auszüge aus einem Artikel vom 8. Juni, der die Pflichten des Non-Kooperationisten behandelte und darauf ausging, Abneigung gegen die bestehende Regierung hervorzurufen und das Land auf die Zivil-Desobedienz vorzubereiten. Die gleiche Nummer brachte auch einen Artikel über diese Zivil-Desobedienz, ferner einen Artikel unter dem Titel: „Abneigung — eine Tugend." Die Nummer vom 28. Juli 1921 einen Artikel, in dem gesagt wurde, daß es unsere Pflicht sei, das System zu zerstören. Und endlich die Nummer vom 30. September 1921 einen Artikel unter dem Titel: „Die Strafverfolgungen im Pandschab", in dem wieder festgestellt wird, daß ein Non-Kooperationist, der dieses Namens würdig, für Abneigung eintreten müsse. Das sei alles, soweit *Young India* in Betracht komme. Diese Artikel gehen dem inkriminierten Artikel „Aufwiegelung" zeitlich voraus. Fortfahrend führte der Staatsanwalt aus, daß der Angeklagte ein Mann von hohen geistigen Qualitäten sei, der sich ohne Zweifel genau Rechenschaft gebe über das, was er schreibe. Der Schaden, der dadurch verursacht werde, sei beträchtlich. Es handle sich um die Ausführungen eines gebildeten und nicht eines unbedeutenden Mannes, und das Gericht müsse wohl erwägen, zu was für Folgen eine Kampagne von der Art, wie sie

durch diese Schriften aufgedeckt werde, unvermeidlich führen müsse. Es fehle nicht an Beispielen aus den letzten Monaten. Er erinnerte an die Vorfälle von Bombay und Chauri-Chaura, die zu Mord und Zerstörung von Eigentum geführt und viele Leute ins Elend und Unglück gebracht hätten. Zugegeben, daß in diesen Artikeln auch von Non-Violenz die Rede sei als einem wesentlichen Bestandteil des Feldzuges und des Programms, das ihm zugrunde liege. Aber was für einen Zweck könne es haben, für Non-Violenz einzutreten, wenn gleichzeitig zur Trennung von der Regierung öffentlich aufgefordert werde? Die Antwort auf diese Frage geben die Namen Chauri-Chaura, Madras und Bombay. Er bitte das Gericht, diese Umstände bei der Verurteilung des Angeklagten in Erwägung zu ziehen und sie als solche zu erkennen, die einer strengen Bestrafung rufen.

Die Schuld des zweiten Angeklagten sei weniger schwer. Er veröffentlichte die Artikel, schrieb sie aber nicht selber. Gleichwohl sei seine Verfehlung ernster Art. Soweit der Staatsanwalt informiert, sei dieser Angeklagte ein wohlhabender Mann. Er ersuche daher das Gericht, ihm neben der Gefängnisstrafe, die gegen ihn erkannt werde, auch eine Geldstrafe aufzuerlegen. § 10 des Pressegesetzes sei auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Schon mehrfach sei eine Hinterlage im Betrag von 1000 bis 10000 Rupien verlangt worden.

Richter: Mr. Gandhi, wünschen Sie in bezug auf das Urteil eine Erklärung abzugeben?

Gandhi: Ich möchte eine Erklärung abgeben.

Richter: Würden Sie sie mir schriftlich geben, damit ich sie den Akten einverleiben kann?

Gandhi: Ich werde sie Ihnen geben, sobald ich sie verlesen habe.

Bevor er seine geschriebene Erklärung verlas, sprach Gandhi einige einführende Worte:

„Bevor ich meine Erklärung verlese, möchte ich bemerken, daß ich die Ausführungen des Staatsanwaltes in bezug auf meine bescheidene Person in ihrem ganzen Umfang bestätige. Er hat sich in all seinen Äußerungen mir gegenüber als recht und billig erzeigt, denn es ist alles wahr, was er vorgebracht, und ich habe nicht im geringsten den Wunsch, dem Gericht zu verheimlichen, daß die Aufforderung zur Abwendung von dem bestehenden Regierungssystem für mich eigentlich zur Leidenschaft geworden. Der Staatsanwalt ist aber auch gänzlich im Recht, wenn er behauptet, daß meine Agitation für die Abwendung von der Regierung nicht erst seit meiner Verbindung mit *Young India*, sondern schon viel früher eingesetzt hat. Ja, in der Erklärung, die ich verlesen werde, wird es mir zur schmerzlichen Pflicht, zu gestehen, daß sie sogar noch früher eingesetzt hat, als der Staatsanwalt annimmt. Es ist mir eine sehr schmerzliche Pflicht, aber da ich die Verantwortlichkeit kenne, die mir auferlegt worden, muß ich dieser Pflicht genügen. Und willig möchte ich alle Vorwürfe auf mich nehmen, die mir der Staatsanwalt in Zusammenhang mit den Vorfällen in Bombay, Madras und Chauri-Chaura gemacht hat. Ich habe in größtem Ernst darüber nachgedacht und es Nacht für Nacht beschlafen und kann nicht anders als sagen, daß es mir unmöglich ist, die teuflischen Verbrechen von Chauri-Chaura oder die wahnsinnigen Gewalttätigkeiten von Bombay von mir abzuschütteln. Er ist völlig im Recht, wenn er sagt, daß ich mir als Mann, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt, als Mann, der eine gute Erziehung genossen, als Mann, der sich ein gut Teil Lebenserfahrung angeeignet, der Folgen jeder

einzelnen meiner Handlungen hätte bewußt sein sollen. Ich wußte, daß ich mit dem Feuer spielte. Ich wagte es — und wenn man mich frei ließe, würde ich es noch einmal tun. Es ist mir diesen Morgen wieder bewußt geworden, daß es meine Pflicht versäumen hieße, wenn ich hier nicht sagen würde, was ich nun sage.

Ich wünschte Gewalt zu vermeiden. Ich wünsche Gewalt zu vermeiden. Non-Violenz ist der erste und letzte Grundsatz meines Glaubens. Aber ich war vor die Wahl gestellt: entweder mich einem System zu unterwerfen, das nach meiner Ansicht meinem Lande einen nicht wieder gut zu machenden Schaden zugefügt, oder Gefahr zu laufen, daß mein Volk in wahnsinnige Wut ausbrechen würde, wenn es aus meinem Munde die Wahrheit vernähme. Ich weiß, daß mein Volk ab und zu toll wird. Es tut mir in der tiefsten Seele weh, und ich stehe hier, nicht um eine leichte Strafe, sondern um die allerschwerste Strafe entgegenzunehmen. Ich bitte nicht um Gnade. Ich mache keine mildernden Umstände geltend. Ich stehe hier, um der schwersten Strafe entgegenzusehen und mich ihr zu unterwerfen, die mir für das auferlegt werden kann, was nach dem Gesetz ein vorbedachtes Verbrechen und was mir selber als höchste der Pflichten des Bürgers erscheint. Es bleibt Ihnen, dem Richter, nur die Wahl, wie ich das in meiner Erklärung ausführen werde, entweder auf Ihr Amt zu verzichten, oder sofern Sie glauben, daß das System und das Gesetz, das Sie vertreten, dem Volke zum Heil gereicht, mir die schwerste Strafe aufzuerlegen. Ich erwarte diese Einkehr nicht, aber wenn ich meine Erklärung beendet, wird Ihnen vielleicht eine Ahnung aufgehen von der Begeisterung, die mein Innerstes dazu trieb, mich der wahnsinnigsten der Gefahren auszusetzen, der sich ein vernünftiger Mann aussetzen kann.“

Gandhis Erklärung

Hierauf las Gandhi seine Erklärung vor:

„Ich schulde wohl der indischen Öffentlichkeit und der Öffentlichkeit Englands, zu deren Beruhigung das Verfahren hauptsächlich aufgenommen wurde, die Erklärung, warum ich aus einem eifrigen Loyalisten und Kooperationisten ein unerbittlicher Verfechter der Abwendung von der Regierung und überzeugter Anhänger der Non-Kooperation geworden bin. Dem Gericht muß ich erklären, warum ich mich der Anklage auf Begünstigung der Abneigung gegen die gesetzmäßige Regierung schuldig bekenne.

Es waren unruhige Zeiten, als ich im Jahre 1893 in Südafrika ins öffentliche Leben eintrat. Meine erste Berührung mit den englischen Behörden jenes Landes war nicht eben glücklich. Ich mußte entdecken, daß ich als Mann und Inder keine Rechte besaß. Besser ausgedrückt: ich entdeckte, daß ich keine Rechte hatte als Mann, weil ich ein Inder war.

Aber ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen. Ich nahm an, diese Behandlung der Inder sei der Auswuchs eines Systems, das in seinem Wesen gut sei. Ich lieh der Regierung meine freiwillige und aufrichtige Mitarbeit, kritisierte sie allerdings, wo ich sie im Fehler sah, wünschte aber nie, sie zu beseitigen.

Als darum im Jahre 1899 das Reich durch die Herausforderung der Buren in seinem Bestand bedroht wurde, anerbot ich meine Dienste, stellte eine Freiwilligen-Ambulanz zusammen und beteiligte mich an verschiedenen Aktionen, die zur Entsetzung von Ladysmith unternommen wurden. In gleicher Weise bildete ich im Jahre 1906 zur Zeit des Zuluaufstandes eine Krankenträger-

Abteilung und diente bis zur Unterdrückung der „Rebellion“. In beiden Fällen wurde ich durch Medaillen ausgezeichnet und in den offiziellen Berichten erwähnt. Für meine Wirksamkeit in Südafrika wurde mir von Lord Hardinge die goldene Kaisar-i-Hind-Medaille verliehen. Als im Jahre 1914 der Krieg zwischen England und Deutschland ausbrach, bildete ich in London ein Ambulanzkorps aus den dort lebenden Indern, meistens Studenten. Ihre Dienste wurden von den Behörden als wertvoll anerkannt. Zuletzt bemühte ich mich, als im Jahre 1918 an der Kriegs-Konferenz von Delhi Lord Chelmsford einen besondern Aufruf zugunsten der Rekrutierung erließ, auf Kosten meiner Gesundheit in Kheda ein Korps zu bilden und erreichte mein Ziel, als die Feindseligkeiten eingestellt und Befehl gegeben wurde, keine weitern Truppen auszuheben. Bei all diesen Bemühungen wurde ich getrieben von dem Glauben, daß es mir durch solche Dienste beschieden sei, für meine Landsleute vollkommene Gleichberechtigung mit allen übrigen Gliedern des Reiches zu erlangen.

Der erste Stoß wurde diesem Gefühl durch die Rowlatt-Akte versetzt, ein Gesetz, das bestimmt war, dem Volk jede Freiheit zu rauben. Ich fühlte mich gezwungen, eine kraftvolle Agitation dagegen einzuleiten. Dann folgten die Pandschab-Greuel, die mit dem Gemetzel von Jallianwala Bagh einsetzten und ihren Höhepunkt erreichten in Befehlen, die die Angeklagten an den Boden zwangen, in öffentlichen Auspeitschungen und andern nicht zu beschreibenden Demütigungen. Ich erkannte auch, daß das Versprechen, das der Premier den Mohammedanern Indiens in bezug auf die Integrität der Türkei und die heiligen Stätten des Islams gegeben hatte, schwerlich eingelöst würde. Ungeachtet aber dieser Vor-

zeichen und der ernsten Warnungen von seiten meiner Freunde anläßlich des Kongresses von Amritsar im Jahre 1919 trat ich für Kooperation ein und wirkte mit an den Montagu-Chelmsford-Reformen, immer in der Hoffnung, daß der Premier sein Versprechen, das er den Mohammedanern Indiens gegeben, doch noch einlösen werde, daß die Wunde des Pandschab geheilt würde, und im Glauben, daß die Reformen, so unzureichend und unbefriedigend sie immer sein mochten, den Anbruch einer Ära der Hoffnung auf ein neues Leben in Indien bedeuten.

Alle diese Hoffnungen aber wurden erschüttert. Das Kalifatversprechen wurde nie eingelöst. Die Pandschabverbrecher wurden rein gewaschen, und die am meisten Schuldigen gingen nicht nur straflos aus, sondern blieben auch in ihren Stellungen, einzelne von ihnen bezogen weiterhin Pensionen aus dem indischen Steuereinkommen, und einige wurden sogar belohnt. Ich sah auch ein, daß die Reformen nicht nur keine Änderung der Gesinnung bewirkten, sondern daß in ihnen sogar eine neue Methode zu sehen war, Indien auszusaugen und seine Knechtschaft zu verlängern.

Gegen meinen Willen kam ich zur Überzeugung, daß die Verbindung mit England Indien noch hilfloser gemacht als es je gewesen, politisch und ökonomisch. Ein entwaffnetes Indien ist machtlos einem Angreifer gegenüber, dem es im offenen Kampf entgegentreten möchte. So sehr trifft dies zu, daß einige der besten Männer Indiens glauben, es bedürfe mehrerer Generationen, ehe Indien den Zustand erreichen könne, der für ein Dominion Voraussetzung ist. Indien ist so arm geworden, daß es den Hungersnöten keinen Widerstand mehr leisten kann. Ehe die britischen Eroberer kamen, spann und wob Indien in seinen Millionen von Hütten und erwarb

damit gerade den Zuschuß, den es zur Ergänzung seines bescheidenen Einkommens aus der Landwirtschaft brauchte. Diese Heimindustrie, die so lebenswichtig ist für Indien, ist durch unglaubliche Härte und unmenschliche Maßnahmen zerstört worden, wie englische Zeugen selber zugeben. Die Stadtbewohner wissen kaum, wie die erschöpften Massen Indiens langsam in Kraft- und Mutlosigkeit versinken. Sie wissen kaum, daß ihr Wohlleben die Provision von der Arbeit bedeutet, die diese Massen für den fremden Ausbeuter leisten, daß die Gewinne und die Maklergebühren aus den Massen herausgepreßt werden. Sie wissen kaum, daß die gesetzmäßige Regierung Indiens auf dieser Ausbeutung der Massen beruht. Nicht durch Spitzfindigkeiten noch durch Taschenspielerstückchen können die Beweise wegerklärt werden, die die zu Skeletten abgemagerten Bewohner vieler Dörfer dem Auge entgegenhalten.

Ich zweifle nicht daran, daß, wenn es einen Gott im Himmel gibt, sowohl der Engländer wie der Stadtbewohner Indiens zur Rechenschaft gezogen wird für dieses Verbrechen, dem in der Geschichte kein anderes gleichkommt. Sogar das Gesetz dieses Landes muß dem fremden Ausbeuter dienen. Meine vorurteilslose Prüfung der Fälle, die unter dem Kriegszustand im Pandschab zur Aburteilung kamen, hat mich davon überzeugt, daß wenigstens fünfundneunzig Prozent der Schuldigerklärungen durchaus falsch sind. Meine Erfahrung in bezug auf politische Verurteilungen in Indien zwingen mich zu dem Schluß, daß in neun von zehn Fällen die Verurteilten völlig unschuldig sind. Ihr Verbrechen besteht in der Liebe zu ihrem Land. In neunundneunzig von hundert Fällen wurde den Indern, die gegen Europäer klagbar geworden, vor den indischen Gerichten die Ge-

rechtigkeit verweigert. Das ist keine übertriebene Schilderung. Es ist die Erfahrung nahezu eines jeden Inders, der in den Fall gekommen, Klage gegen einen Engländer erheben zu müssen. Nach meiner Auffassung prostituiert sich dadurch die Behörde in der Anwendung des Gesetzes bewußt oder unbewußt zugunsten der Ausbeuter.

Das größte Unglück ist es, daß die Engländer und ihre indischen Genossen in der Verwaltung des Landes nicht wissen, daß sie mitbeteiligt sind an dem Verbrechen, das ich versucht habe zu schildern. Ich bin überzeugt, daß viele englische und indische Beamte ehrlich glauben, daß sie eines der besten Systeme verwalten, das je in der Welt ersonnen wurde, und daß Indien stetige, wenn auch langsame Fortschritte mache. Sie wissen nicht, daß ein unmerkbares, aber wirksames System von Terrorismus und eine organisierte Schaustellung von Macht auf der einen, und die Wegnahme jeder Möglichkeit zur Wiedervergeltung oder Selbstverteidigung auf der andern Seite das Volk entwürdigt haben und es zur gewohnheitsmäßigen Verstellung getrieben. Diese scheußliche Gewohnheit hat zur Unwissenheit und Selbsttäuschung der Beamtenschaft beigetragen. § 124 A, auf Grund dessen ich das Glück habe, angeklagt zu sein, ist vielleicht der Fürst unter allen politischen Paragraphen des indischen Strafgesetzes, die dazu bestimmt sind, die Freiheit der Bürger zu unterdrücken. Zuneigung kann nicht durch Gesetze hervorgebracht oder beeinflußt werden. Wenn einer keine Zuneigung empfindet für irgendeine Person oder ein System, sollte es ihm freistehen, seiner Abneigung vollen Ausdruck zu verleihen, solange er nicht beabsichtigt, zur Gewalt überzugehen oder dazu aufzureizen. Der Paragraph, auf Grund dessen Mr. Banker und ich angeklagt werden, gehört zu denen, die schon

die bloße Förderung der Abneigung als Verbrechen erklären. Ich habe einige der Fälle geprüft, die wegen dieses Paragraphen zur Aburteilung kamen und habe ersehen, daß ihm mehrere der feurigsten indischen Patrioten zum Opfer gefallen sind. Ich betrachte es deshalb als einen Vorzug, auf Grund gerade dieses Paragraphen angeklagt zu sein. Ich habe versucht, in gedrängter Ausführung die Gründe meiner Abneigung zu geben. Ich hege persönlich keine Abneigung gegen auch nur einen einzigen Beamten, noch viel weniger hege ich Abneigung gegen die Person des Königs. Aber ich halte es für eine Tugend, mich von einer Regierung zu trennen, die im ganzen genommen Indien mehr Schaden zugefügt als eines der früheren Systeme. Indien ist unter der britischen Herrschaft weniger leistungsfähig als je zuvor. Da dies mein Glaube, wäre es eine Sünde, Zuneigung zu dem System zu empfinden. Und ich habe es als kostbare Gunst betrachtet, daß es mir gegeben war, niederzuschreiben, was ich in den verschiedenen Artikeln niedergeschrieben habe, die nun als Beweis gegen mich benützt werden.

Ja, ich glaube Indien und England einen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ihnen in der Non-Kooperation den Weg zeigte aus einem unnatürlichen Zustand, in dem wir beide leben. Nach meiner bescheidenen Meinung ist Non-Kooperation mit dem Bösen ebenso Pflicht wie Kooperation mit dem Guten. In der Vergangenheit aber hat sich Non-Kooperation immer in vorsätzlicher Anwendung von Gewalt gegen den Übeltäter ausgewirkt. Ich habe es unternommen, meinen Landsleuten zu zeigen, daß violente Non-Kooperation die Übel nur vergrößert und daß — da das Böse nur durch Gewalt erhalten wird — die Ablehnung einer Unterstützung des Bösen

völlige Enthaltung von Gewalt verlangt. Non-Violenz bedeutet freiwillige Unterwerfung unter die Strafe, die die Non-Kooperation mit dem Bösen nach sich zieht. Darum stehe ich hier, um die schwerste Strafe zu verlangen und mich ihr freudig zu unterziehen, die mir auferlegt werden kann für das, was nach dem Gesetz ein vorbedachtes Verbrechen, was mir aber als höchste Pflicht des Bürgers erscheint. Ihnen, Herr Richter, bleibt nur die Wahl: entweder verzichten Sie auf Ihr Amt und trennen sich dadurch von dem Bösen, sofern Sie in dem Gesetz, das zu verwalten Ihnen aufgetragen, etwas Böses sehen und deshalb in mir einen tatsächlich Unschuldigen, oder aber, wenn Sie glauben, daß das Gesetz und das System, das Sie verwalten, für das Volk dieses Landes gut sind, und daß daher mein Vorgehen ein Verbrechen war an dem öffentlichen Wohl, dann auferlegen Sie mir die härteste Strafe.“ *)

Diesen Ausführungen fügte der zweite Angeklagte, Mr. Banker, eine kurze Bemerkung bei: „Ich möchte

*) Ein Augenzeuge schreibt: Der Mahatma erhob sich und dankte dem Staatsanwalt für seine Unparteilichkeit und gab ruhig alles zu, was er im Zusammenhang mit der Anklage vorgebracht hatte. „Ich nehme die Vorwürfe auf mich,“ sagte der Mahatma in feierlichem Ernste, „die der Staatsanwalt mir gemacht. Ich bin zur Einsicht gekommen, daß es mir unmöglich ist, mich von den teuflischen Verbrechen von Chauri-Chaura und den tollen Ausschreitungen von Bombay loszusagen.“ Dieses Geständnis schien alle Herzen zu ergreifen und die anwesenden Inder mit Scham über die unbesonnenen Taten ihrer gedankenlosen Landsleute zu erfüllen. Nachdem er seine Ansprache beendet, setzte sich der Mahatma, um seine unvergängliche Erklärung zu lesen. Es ist unmöglich, die Stimmung zu beschreiben, die im Gerichtssaale herrschte, während Gandhi las, und die noch eine Weile andauerte, nachdem er geendigt. Alle Anwesenden folgten mit größtem Eifer seinen Worten. Der Richter und der Staatsanwalt sowohl als die Offiziere und Beamten lauschten mit an-

nur sagen, daß ich die Ehre hatte, diese Artikel zu drucken und daß ich mich im Sinn der Anklage für schuldig erkläre. Im Hinblick auf das Urteil habe ich nichts zu bemerken."

Das Urteil

Darauf ergriff der Richter das Wort:

„Mr. Gandhi, Sie haben mir zwar meine Aufgabe durch Ihr Geständnis erleichtert, trotzdem ist das, was

---

gestrengter Aufmerksamkeit der denkwürdigen Erklärung des großen Mannes. Der Mahatma brauchte nahezu 15 Minuten, um seine Erklärung zu lesen. Man konnte deutlich sehen, wie sich während seiner Lektüre die Stimmung im Saale mit jeder Minute veränderte. Diese Wandlung von geschichtlicher Bedeutung war dem Meister selber zu verdanken. Das edle Geständnis, die überzeugende Logik, der meisterliche Vortrag, der hohe Gedankenflug und der begeisternde Ton — alles wirkte unmittelbar auf die Zuhörer, den Richter und den Staatsanwalt mit inbegriffen. Für einige Augenblicke mußte man sich fragen, wer denn eigentlich unter der Anklage stehe: Mahatma Gandhi vor seinem englischen Richter oder die englische Regierung vor Gott und der Menschheit? Nachdem der Mahatma seine Erklärung beendet, herrschte für einige Sekunden völlige Stille im Saal. Nicht ein Flüstern war zu vernehmen. Man hätte eine Nadel fallen hören können.

Von allen der Unglücklichste war in diesen Augenblicken wohl der Richter selber. Er bezwang seine Bewegung, sammelte sich und verkündete das mündliche Urteil in sorgfältig gewählten und würdigen Worten. Keiner hätte seiner Pflicht besser genügen können. Es war keine leichte Aufgabe, die Würde seiner Stellung mit der Höflichkeit zu vereinen, die er dem mächtigen Gefangenen schuldete. Aber es gelang ihm in einer Weise, die des höchsten Lobes würdig ist. Ja gewiß, der Gefangene vor ihm gehörte zu einer andern Menschengattung als alle, „die er bis jetzt verhört und verurteilt, oder die er künftig noch zu verurteilen haben dürfte". Diese Tatsache beeinflußte ihn in seiner Rede und seinem ganzen Benehmen. Seine Stimme wurde leise, als er zum Schlusse kam und das Urteil verkündete, das über den Angeklagten sechs Jahre einfachen Gefängnisses verhängte.

nun folgt: die Festsetzung einer gerechten Strafe, eine der schwierigsten Aufgaben, die einem Richter dieses Landes je gestellt worden sind. Das Gesetz achtet die Person nicht. Gleichwohl ist es unmöglich, zu übersehen, daß Sie von anderer Art sind als alle Personen, über die ich schon zu Gerichte saß und über die ich noch zu Gerichte sitzen werde. Es würde schwer fallen, die Tatsache zu übersehen, daß Sie in den Augen von Millionen Ihrer Landsleute ein großer Patriot und ein großer Führer sind. Sogar diejenigen, die, was Politik anbelangt, nicht mit Ihnen einig gehen, schauen auf Sie als auf einen Mann von hohen Idealen und von einer edeln, ja sogar heiligen Lebensführung. Ich habe mich indessen nur mit einer Seite Ihres Wesens zu befassen. Es ist nicht meine Pflicht, Sie in irgendeiner andern Beziehung zu beurteilen oder zu kritisieren, und ich vermesse mich auch gar nicht, dies tun zu wollen. Es ist meine Pflicht, Sie als einen Mann zu verurteilen, der den Gesetzen unterworfen ist und der seinem eigenen Eingeständnis zufolge das Gesetz gebrochen und das begangen, was dem gewöhnlichen Menschen als großes Verbrechen am Staate erscheinen muß. Ich übersehe nicht, daß Sie immer gegen Gewalt gesprochen haben und daß Sie bei manchen Gelegenheiten, wie ich gerne glaube, viel getan haben, um Gewalt zu verhindern. Dagegen ist es mir nicht möglich zu begreifen, daß Sie in Anbetracht der Art Ihrer politischen Verkündigung und im Hinblick auf die, an die sie gerichtet war, nicht haben einsehen wollen, daß Gewalt die unvermeidliche Folge sein müsse.

Es gibt wahrscheinlich nicht viele Leute in Indien, die es nicht aufrichtig bedauern, daß Sie es der Regierung unmöglich gemacht haben, Sie in Freiheit zu lassen. Aber es ist so. Ich bemühe mich, ein Mittel zu finden zwischen

dem, was ich Ihnen auferlegen soll und dem, was mir um der Öffentlichkeit willen als nötig erscheint, und ich möchte vorschlagen, in der Bemessung der Strafe einem Präzedenzfalle zu folgen, der in mehr als einer Beziehung Ähnlichkeit hat mit dem vorliegenden Fall und vor etwa zwölf Jahren entschieden wurde. Ich meine den Fall Bal Gangadhar Tilaks [75]), der unter dem gleichen Paragraphen bestraft wurde. Das Urteil, das über ihn gefällt wurde, lautete auf einfache Gefangenschaft von sechs Jahren. Ich nehme an, Sie werden es nicht als unvernünftig empfinden, wenn ich Sie mit Tilak auf eine Stufe stelle und für jeden Punkt der Anklage zu zwei Jahren Gefängnis verurteile, also zu sechs Jahren im ganzen. Ich fühle die Pflicht, Ihnen diese sechs Jahre im ganzen aufzuerlegen, möchte aber beifügen, daß niemand glücklicher sein wird als ich, wenn es die weitere Entwicklung der Ereignisse in Indien der Regierung ermöglicht, diese Strafe herabzusetzen und Sie früher zu entlassen.“

Zu Mr. Banker gewendet, fügte der Richter bei:

„Ich nehme an, Sie seien in weitgehendem Maße unter dem Eindruck Ihres Vorgesetzten gestanden. Die Strafe, die ich für Sie vorschlage, lautet auf einfache Gefängnisstrafe von sechs Monaten für jeden der beiden ersten Punkte, das heißt, auf einfache Gefängnisstrafe von einem Jahr und einer Buße von 1000 Rupien für den dritten Punkt oder sechs Monate einfachen Gefängnisses im Falle von Zahlungsverweigerung.“

Gandhi über das Urteil

Gandhi verlangte noch einmal das Wort: „Nur ein Wort noch möchte ich beifügen. Da Sie mir die Ehre erwiesen haben, in der Bemessung der Strafe auf den

Prozeß des verstorbenen Lokamanya Bal Gangadhar Tilak Bezug zu nehmen, drängt es mich zu sagen, daß ich es als größten Vorzug und größte Ehre betrachte, meinen Namen mit dem Namen dieses großen Nationalisten verbunden zu sehen. Was nun das Urteil als solches anbelangt, gestehe ich gern, daß mir wohl kein anderer Richter ein leichteres auferlegt hätte, und was die Verhandlungen betrifft, muß ich sagen, daß ich kein größeres Entgegenkommen hätte erwarten können."

Nachdem der Richter dann den Saal verlassen, ersuchte Gandhi den Generalsekretär des Kongresses, der auch zugegen war, folgende

Botschaft an das Land

ausgehen zu lassen:

„Ich bin tief beglückt, daß während der letzten sechs Tage Ruhe und Frieden herrschten im ganzen Lande. Wenn sie anhalten, wird das Kapitel der indischen Geschichte, das mit heute begonnen, ebenso kurz sein als leuchtend."

Danach drängten sich Gandhis Freunde um den Meister und fielen ihm zu Füßen. Großes Schluchzen war zu vernehmen unter den Frauen und Männern. Gandhi aber lächelte, blieb ruhig und hatte ein ermutigendes Wort für jeden, der zu ihm kam. Auch Banker lächelte und trug seine Verurteilung getrosten Herzens. Nachdem sich alle seine Freunde von ihm verabschiedet, wurde Gandhi in das Gefängnis von Sabharmati weggeführt.

So endete der große Prozeß. 23. März 1922

Anhang: Die drei inkriminierten Artikel

Aufwiegelung

Seine Exzellenz, der Gouverneur, ließ vor einiger Zeit die Öffentlichkeit wissen, daß er keinen Spaß verstehe und die Reden nicht dulde, die gehalten werden sollen. In seinem Bericht über die Brüder Ali und anderes hat er seine Meinung klar zum Ausdruck gebracht. Die Brüder Ali werden angeklagt, den Versuch gemacht zu haben, die Sepoys[120]) aufzuwiegeln und zur Empörung zu reizen. Ich muß gestehen, daß ich auf eine solch hoffnungslose Unwissenheit von seiten des Gouverneurs von Bombay nicht gefaßt war. Es ergibt sich daraus, daß er nicht fähig war, dem Lauf der indischen Geschichte in den letzten zwölf Monaten zu folgen. Er weiß offenbar nicht, daß der Nationalkongreß schon im September letzten Jahres damit begonnen, die Sepoys aufzuwiegeln, daß der Kalifatausschuß das schon früher getan. Und man muß mir schon gestatten zu behaupten, sei es zu meinem Nutzen oder Schaden, daß Indien das Recht hat, jedem Sepoy und jedem andern, der der Regierung in irgendeiner Weise Dienste leistet, zu sagen, daß er teilhabe an dem Unrecht, das die Regierung begeht. Die Konferenz von Karachi wiederholte die Erklärung des Kongresses in Absicht auf den Islam. Aber auch ich, der ich im Namen des Hinduismus und des Nationalismus spreche, zögere nicht zu sagen, daß es eine Sünde ist, dieser Regierung, sei es als Soldat oder Zivilist, zu dienen, die sich den Mohammedanern gegenüber als wortbrüchig gezeigt und sich des unmenschlichen Gemetzels im Pandschab schuldig gemacht. Ich habe das mehr als einmal in Gegenwart von Sepoys ausgesprochen.

Und wenn ich nicht einzelne Sepoys aufgefordert, die Reihen zu verlassen, geschah es nicht etwa, weil der Wille dazu gefehlt hätte, sondern die Möglichkeit, die Ausgetretenen zu erhalten. Ich habe nicht gezögert, dem Sepoy zu sagen, daß er den Dienst sofort verlassen soll, wenn er in der Lage sei, sich nachher ohne die Hilfe des Kongresses oder der Kalifatausschüsse zu erhalten. Und ich sage es laut und vernehmlich: Sobald das Spinnrad seinen dauernden Platz in jedem Hause eingenommen und die Inder einzusehen beginnen, daß das Weben jedermann jeden Tag ein anständiges Auskommen verschafft, werde ich nicht davor zurückschrecken, auch auf die Gefahr hin, erschossen zu werden, die indischen Sepoys einzeln aufzufordern, den Dienst zu verlassen und Weber zu werden. Ist nicht der Sepoy dazu verwendet worden, Inder in der Knechtschaft zu erhalten, ist er nicht dazu verwendet worden, unschuldige Leute in Jallianwala Bagh zu ermorden, ist er nicht dazu verwendet worden, unschuldige Männer, Frauen und Kinder wegzutreiben während jener schrecklichen Nacht in Chandpur, ist er nicht dazu verwendet worden, die stolzen Araber Mesopotamiens zu unterwerfen, ist er nicht dazu verwendet worden, die Ägypter zu bodigen? Könnte ein Inder, der auch nur einen Funken Menschlichkeit in sich hat, könnte ein Mohammedaner, der auch nur ein wenig stolz ist auf seine Religion, anders empfinden als die Brüder Ali? Die Sepoys sind öfters als gedungene Mörder verwendet worden denn als Soldaten, die die Freiheit und Ehre der Schwachen und Hilflosen zu schützen haben. Der Gouverneur hat sich an das Niedrigste in uns gewendet, da er uns auf das aufmerksam gemacht, was sich in Malabar ereignet hätte ohne Eingreifen der britischen Soldaten oder der Sepoys. Ich

möchte Seiner Exzellenz sagen, daß die Malabar-Hindu besser gefahren wären ohne die britischen Bajonette, weil die Hindu und Mohammedaner sich vereint hätten, um die Moplahs zu beruhigen, daß es ohne Kalifatfrage wohl überhaupt keinen Moplahaufstand*) gegeben hätte und daß im schlimmsten Fall, d. h. wenn die Mohammedaner mit den Moplah gemeinsame Sache gemacht hätten, die Hindu auf ihrem Bekenntnis zur Non-Violenz beharrt und sich jeden Mohammedaner zum Freunde gemacht hätten, oder wenn dies nicht gelungen wäre, eine Probe ihrer Tapferkeit abgelegt. Der Gouverneur von Bombay hat sich und seiner Sache (was für eine es immer sein möge) einen schlechten Dienst erwiesen durch Anstiften der Uneinigkeit zwischen Hindu und Mohammedanern, und die Hindu hat er beschimpft, indem er sie als hilflose Kreaturen hingestellt, die nicht fähig seien, ihre Häuser, ihre Heimat und ihre Religion zu verteidigen und für sie zu sterben.

Je eher also die Hindu aussterben, um so besser ist es für die Menschheit — sofern wenigstens die Behauptung des Gouverneurs zutrifft. Indessen möchte ich Seine Exzellenz darauf aufmerksam machen, daß er das strengste Urteil spricht über die britische Herrschaft, wenn er die heutigen Inder aller Männlichkeit bar und unfähig findet, sich selbst gegen Räuber zu verteidigen, seien es nun Moplahs, Mohammedaner oder rasend gewordene Hindu von Arrah.

Seiner Exzellenz Anspielung auf die aufrührerischen Absichten der Brüder Ali ist noch weniger verzeihlich als seine Anspielung auf die Aufwiegeleien. Denn er muß wissen, daß der Kongreß die Aufwiegelung in sein Programm aufgenommen hat. Jeder Non-Kooperationist ist verpflichtet, Lösung von der gesetzmäßigen Regierung

*) Vgl. den Aufsatz: Die Bedeutung des Moplahaufstan des, S. 378.

zu verkünden. Wenn Non-Kooperation auch eine religiöse und streng sittliche Bewegung ist, hat sie doch zum ausgesprochenen Zweck den Sturz der Regierung und ist deshalb den Definitionen des Strafgesetzes zufolge aufrührerisch. Das aber ist keine neue Entdeckung. Lord Chelmsford wußte es. Lord Reading weiß es. Es ist nicht glaubhaft, daß der Gouverneur von Bombay es nicht wissen sollte. Es war eine abgemachte Sache, nicht einzugreifen, solange die Bewegung non-violent bliebe.

Doch mag betont werden, daß der Gouverneur berechtigt ist, seine Politik ihr gegenüber zu ändern, wenn er findet, daß die Bewegung im Begriffe ist, ihr eigenstes Wesen zu verraten. Ich bestreite dieses Recht nicht. Ich trete dem Bericht des Gouverneurs entgegen, weil er in seiner Stilisierung das unvorbereitete Publikum glauben machen könnte, es handle sich in diesem Aufwiegeln der Sepoys und in diesem Anstiften zum Aufruhr der Brüder Ali um ganz neue Verbrechen, die zum erstenmal zu Ohren seiner Exzellenz gekommen seien.

Indessen ist die Pflicht der Kongreß- und Kalifatmitarbeiter klar. Wir bitten nicht um Pardon. Wir erwarten keinen von der Regierung. Wir wünschen keine Zusicherung, daß man uns mit dem Gefängnis verschone, solange wir non-violent bleiben. Wir werden uns nicht beschweren, wenn wir wegen Anstiftung zum Aufruhr eingesperrt werden. Unsere Selbstachtung und unsere Gelübde verlangen also von uns, ruhig zu bleiben, klar und non-violent. Wir haben einer bestimmten Richtung zu folgen. Wir müssen die Worte der Brüder Ali an die Sepoys von tausend Tribünen aus wiederholen, wir müssen Trennung offen und systematisch verkünden, bis es der Regierung gefällt, uns zu verhaften. Das aber tun wir nicht aus zorniger Vergeltung, sondern weil es unser

Dharma[74]) ist. Wir müssen *Khadaar* tragen wie die Brüder Ali ihn getragen und das Evangelium des Swadeshi verkünden. Die Mohammedaner müssen für die Befreiung von Smyrna sammeln und für die Regierung von Angora. Wir müssen wie die Brüder Ali das Evangelium der hindu-mohammedanischen Einigung und der Non-Violenz verkünden, in der Absicht, Swaraj zu erlangen und die Wiedergutmachung der Kalifat- und Pandschabungerechtigkeiten.

Wir befinden uns mitten in der Krisis. Es steht gut um einen Kranken, der die Krisis überwindet. Wenn wir einerseits felsenfest bleiben im Angesicht der Gefahr, wenn wir andererseits größte Selbstbeherrschung üben, werden wir unser Ziel noch in diesem Jahr erreichen.

19. September 1921.

Ein Rätsel und dessen Lösung

Lord Reading steht vor einem Rätsel. Indem er die Adresse der „Britisch-Indischen Gesellschaft" und der „Nationalen Handelskammer von Bengalen in Kalkutta" beantwortet, führt er aus: „Ich muß gestehen, daß mich die lebhafte Aktivität eines gewissen Teils der Volksgemeinschaft vor ein Rätsel gestellt, ungeachtet meiner gründlichen Studien, denen ich mich seit meiner Ankunft in Indien hingegeben. Ich frage mich, welchem Zweck gedient sein soll mit diesen offenbaren Gesetzesübertretungen in Absicht, die Regierung herauszufordern und Gefangennahme zu erzwingen?" Die Antwort wurde teilweise gegeben von Pandit Motilal Nehru, der bei seiner Verhaftung sagte, daß er nun in das Haus der Freiheit geführt werde. Wir suchen die Gefangenschaft, weil

unsere sogenannte Freiheit eine Sklaverei ist. Wir fordern diese unsere Regierung heraus, weil nach unserer Auffassung ihre Tätigkeit von Übel ist. Wir wünschen die Regierung zu stürzen. Wir wünschen sie zur Unterwerfung unter den Willen des Volkes zu *zwingen*. Wir möchten zeigen, daß die Regierung da ist, um dem Volk zu dienen, nicht aber das Volk, um der Regierung zu dienen. Das freie Leben ist unter der Regierung unerträglich geworden, denn der Preis, den sie für die Freiheit (die sie uns vorenthält) verlangt, ist unbilligerweise groß. Ob wir nun einzelne seien oder viele, wir müssen es ablehnen, die Freiheit auf Kosten unserer Selbstachtung und unserer innigsten Überzeugungen zu erkaufen. Ich habe sogar kleine Kinder aufbrausen sehen, wenn der Versuch gemacht wurde, zu durchkreuzen, was sie sich vorgenommen — möge es den Eltern noch so nichtig erschienen sein.

Lord Reading muß einsehen lernen, daß sich die Non-Kooperationisten mit der Regierung im Krieg befinden. Sie widersetzen sich ihr, insofern sie den Mohammedanern das Wort gebrochen, den Pandschab gedemütigt, als sie darauf beharrt, dem Volk ihren Willen aufzuzwingen und sich weigert, den Wortbruch gutzumachen und das Unrecht zu bereuen.

Zwei Wege stehen dem Volke offen: der Weg des bewaffneten Widerstands und der Weg der friedlichen Revolution. Die Non-Kooperationisten haben — zum Teil aus Schwachheit, zum Teil aus Stärke — den Weg des Friedens gewählt, das heißt den Weg des freiwilligen Leidens.

Wenn sich das Volk zu denen hält, die das Leiden auf sich genommen, muß die Regierung nachgeben, oder sie wird gestürzt. Wenn das Volk nicht zu ihnen hält,

haben sie wenigstens die Genugtuung, seine Freiheit nicht verkauft zu haben. In einer bewaffneten Auseinandersetzung ist der Sieger gewöhnlich der gewalttätigere. Der Weg des Friedens und des Leidens ist der schnellste Weg zur Erziehung der öffentlichen Meinung, und wenn der Sieg erlangt wird, ist es dem zu verdanken, was die Welt „Wahrheit“ nennt. Lord Reading, der in der Schwüle der Gerichtssäle aufgewachsen, kann den friedlichen Widerstand gegen die Obrigkeit nur schwer verstehen. Seine Exzellenz wird nach Beendigung des Konflikts einsehen, daß es noch eine höhere Instanz gibt als die Gerichtshöfe — das Gewissen. Sie hebt alle übrigen auf.

Lord Reading mag immer die Leidenden als Narren behandeln, die ihre eigenen Interessen nicht kennen. Er ist deshalb berechtigt, sie unschädlich zu machen. Es ist ein Verfahren, das den Narren sehr gut paßt, und als geradezu ideal darf es bezeichnet werden, wenn es auch der Regierung paßt. Er wird es sich selber zuzuschreiben haben, wenn sich die Non-Kooperationisten, die sich um Gefangenschaft beworben, grün und blau ärgern im Gefängnis und — wie Lala Lajpat Rai sich ausdrückte — um „Gnade winseln“.

Die Drohungen, die Seine Exzellenz braucht, sind wenig wirksam. Es geht in diesem Kampf ums Ganze. Es ist die Auseinandersetzung zwischen dem Reich der Gewalt und der öffentlichen Meinung. Diejenigen, die auf der Seite der letztern kämpfen, sind entschlossen, sich eher jeder Gewalt zu unterwerfen, als ihre Überzeugung zu verleugnen.

15. Dezember 1921.

Er schüttelt die Mähne

Wie könnten wir uns zu einem Kompromiß herbeilassen, solange der britische Löwe uns mit seinen blutigen Pratzen bedroht? Lord Birkenhead erinnert uns daran, daß die Engländer noch keine ihrer „harten Fibern“ verloren. Mr. Montagu sagt uns rund heraus, daß die Engländer das entschlossenste Volk der Erde sind und keine Durchkreuzung ihrer Ziele dulden. Ich möchte das Telegramm in seinem ganzen Wortlaut hier anführen:

„*Wenn die Existenz unseres Reiches bedroht würde, England an der Ausübung der Regierungsgewalt über Indien verhindert, und Forderungen aufgestellt würden in der sehr irrtümlichen Annahme, daß wir unsern Rückzug aus Indien in Erwägung gezogen, so würde Indien das entschlossenste Volk der Welt ohne Erfolg herausfordern, und dieses würde einmal mehr die Herausforderung beantworten mit aller Kraft und Entschlossenheit, über die es gebietet.*“

Weder Lord Birkenhead noch Mr. Montagu scheinen zu wissen, daß Indien auf alle „harten Fibern“ vorbereitet, die über die Meere herantransportiert werden können, und daß die Herausforderung schon im September 1920 von Kalkutta aus geschah, als der Kongreß erklärte, daß sich Indien nicht eher zufrieden gebe, als bis es Swaraj erlangt habe und volle Wiedergutmachung der Kalifat- und Pandschabungerechtigkeiten. Das schließt die Existenz des „Reiches“ in sich. Wenn sich aber die gegenwärtigen Verwalter des britischen Reiches nicht mit der friedlichen Wandlung dieses Reiches in ein Gemeinwesen freier Nationen begnügen, von denen jede gleiche Rechte hat und jede die Macht, sich nach Gutdünken von einer ehrenhaften und freundschaftlichen Partnerschaft zu trennen, so werden alle Entschlossen-

heit und Kraft des „entschlossensten Volkes der Welt“ und alle „harten Fibern“ umsonst in Indien angewendet werden, um den Geist zu erdrücken, der sich erhoben und sich nun nicht biegen noch brechen lassen will. Es ist wahr, wir haben keine „harten Fibern“. Die Reis essenden, schwächlichen Millionen Indiens scheinen darauf verzichtet zu haben, ihr Schicksal selber zu verwirklichen — ohne weitere Bevormundung und ohne Waffen. Das aber: ihr Schicksal selber zu erfüllen, ist, mit Lokamanya Tilak zu reden, ihr angestammtes Recht, und sie werden es erlangen ungeachtet der „harten Fiber“ und ungeachtet aller Kraft und Entschlossenheit, mit der diese harte Fiber in Tätigkeit gesetzt werden soll. Indien kann nicht und will nicht diese Unverschämtheit mit Unverschämtheit beantworten, aber wenn es seinem Gelübde treu bleibt, wird Gott sein Gebet, von einem solchen Fluch erlöst zu werden, erhören. Noch nie ist ein Weltreich, das berauscht war vom roten Wein der Gewalt und der Beraubung der schwächeren Rassen, lange am Leben geblieben, und dieses britische Weltreich, das sich gründet auf die organisierte Ausbeutung von körperlich schwächeren Rassen der Erde und auf die ununterbrochene Zurschaustellung brutaler Kraft, kann nicht bestehen bleiben, wenn ein gerechter Gott die Welt regiert. Die sogenannten Vertreter des britischen Reiches erkennen nicht, daß Indien schon gar manchen seiner besten Männer der britischen „harten Fiber“ geopfert hat. Wenn Chauri-Chaura den Verlauf der nationalen Opferung nicht unterbrochen hätte, wären dem Löwen noch viel größere und angenehmere Spenden dargeboten worden. Gott aber hat es anders beschlossen. Doch wird nichts jene Repräsentanten der Downing Street und von Whitehall davon abhalten, das Schlimmste zu tun, dessen sie fähig sind.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich scharf geschrieben habe gegen die unverschämte Drohung, die uns über das Meer herangekommen, aber es ist höchste Zeit, das britische Volk zur Erkenntnis zu bringen, daß der Kampf, der im Jahre 1920 angefangen, ein Kampf um den endgültigen Sieg ist, daure er nun einen Monat oder viele Monate, ein Jahr oder viele Jahre, und setzen die Briten jene unbeschreiblichen Orgien des indischen Aufstandes [121]) mit doppelter Gewalt wieder in Szene oder nicht. Ich hoffe nur und bete, daß Gott Indien die nötige Demut und Kraft verleihe, non-violent zu bleiben bis zum Ende. Unterwerfung unter die beleidigenden Herausforderungen, die nun bei jeder Gelegenheit hergekabelt werden, ist heute ganz und gar unmöglich.

23. Februar 1922

Mrs. Gandhis Botschaft

Meine lieben Landsleute!

Mein lieber Gatte ist heute zu sechs Jahren einfachen Gefängnisses verurteilt worden. Ich kann nicht leugnen, daß mich dieses harte Urteil niedergebeugt hat, aber ich habe mich selber aufgerichtet an dem Gedanken, daß es unsere Macht nicht übersteigt, diese Strafe abzukürzen und ihn durch unsere eigenen Anstrengungen lange vor Ablauf der Frist zu befreien.

Ich zweifle nicht daran, daß es uns — sofern Indien aufwacht und sich ernstlich daran macht das aufbauende Programm des Kongresses durchzuführen — nicht nur gelingen wird, ihn zu befreien, sondern auch alle drei Fragen, für die wir während der letzten acht Monate gekämpft und gelitten, zu unserer Befriedigung zu lösen.

Das Heilmittel liegt also in uns. Wenn wir unser Ziel nicht erreichen, sind wir selber daran schuld. Ich wende mich deshalb an alle Männer und Frauen, die mit mir fühlen und meinen Gatten ehren, und bitte sie, mit ganzer Kraft für das aufbauende Programm einzutreten und es zum Erfolg zu führen.

Unter allen Punkten des Programms legte er den größten Wert auf das Spinnrad und den Khaddar. Deren Erfolg wird nicht nur das ökonomische Problem Indiens in bezug auf die Massen lösen, sondern uns auch von unsern politischen Fesseln befreien. Indiens erste Antwort auf Mr. Gandhis Verurteilung sollte sein:

1. daß alle Männer und Frauen auf fremde Kleider verzichten, Khaddar tragen und auch andere dafür gewinnen,

2. daß alle Frauen es sich zur religiösen Pflicht machen, zu spinnen, jeden Tag Garn herzustellen und auch andere dafür gewinnen,

3. daß die Kaufleute aufhören, fremde Stoffe zu verkaufen.

Kasturibai Gandhi.

Anhang

Nachwort des Übersetzers

Unerläßliche Voraussetzung für die Lektüre und das Studium des vorliegenden Buches ist Romain Rollands kongeniale Darstellung des großen Inders (*Romain Rolland, Mahatma Gandhi*, Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und München, 14.—22. Tausend, 1924). Zwischen dieser Darstellung und der Auswahl der Aufsätze Gandhis besteht ein sehr enger Zusammenhang. Ursprünglich war die Arbeit Romain Rollands als Einleitung zu diesen Aufsätzen gedacht. Unter dem Eindruck des großen Menschen, wie er aus seinen Schriften herrlich zutage trat, entwickelte sie sich dann aber zu einem selbständigen Essay, der in seiner Bedeutung weit über das hinausgeht, was man noch unter einer Einleitung einbegreifen kann.

Die vorliegende Auswahl selber umfaßt jene Aufsätze aus dem Sammelband *Young India*, die Romain Rolland und seiner Schwester und Mitarbeiterin, Madeleine Rolland, beim Studium der Schriften Gandhis als besonders wichtig und bedeutend erschienen sind. Ihnen hat Romain Rolland seine Zitate entnommen, auf sie verweist er in den Anmerkungen*). Die Jahre, denen sie entstammen — es sind die Jahre der höchsten Entfaltung der seelischen und geistigen Kräfte Mahatma Gandhis — hat Romain Rolland zur Hauptsache seiner Darstellung

*) Wenn sich Zitate bei Rolland mit den betreffenden Stellen im vorliegenden Text nicht immer wörtlich decken, so kommt das daher, daß mir damals nur die — allerdings glänzende — Übersetzung ins Französische vorlag, die Madeleine Rolland besorgt hat. Hier in den Aufsätzen ist nun alles aus dem englischen Original übersetzt, mit der Einsicht, die ich aus dem Studium der Schriften Gandhis gewonnen.

gemacht. Mit instinktivem Verstehen hat er das Wesen des Inders und seiner Schriften und Taten durchdrungen und mit beschwingter Begeisterung seine Vision dieses einzigartigen, außerordentlichen Menschen dargestellt. Wer das Werk Romain Rollands innerlich erfaßt, wird sich daher in dem vorliegenden Buch ohne Mühe zurechtfinden.

Auch für viele der Einzelheiten, die uns neu sind und fremd berühren, könnte auf das Buch Rollands verwiesen werden. Um jedoch dem Leser die Arbeit möglichst zu erleichtern und den Band in sich selbständig zu machen, werden im folgenden die speziellen Ausdrücke erklärt. Und zwar sind die besonders wichtigen und die ständig wiederkehrenden Ausdrücke und Begriffe ausführlicher erläutert, und es wird dabei auf entsprechende Stellen im Text verwiesen, so daß etwas wie ein Sachregister entsteht. Unbekannte Ausdrücke und Begriffe sowie fremde Namen, die mehr gelegentlich und vereinzelt vorkommen, finden sich unter den laufenden Anmerkungen erklärt.

John Haynes Holmes, dessen Freundlichkeit ich die Einleitung verdanke, ist als einer der ersten Abendländer auf Gandhi aufmerksam geworden. Sogleich erkannte er die Bedeutung dieses Mannes und nannte ihn schon 1921 „den größten der Lebenden". — Holmes ist „Minister of the Community Church" in Neuyork, einer Kirche, die er selbst erweckt. „In der idealen Community Church (Gemeinschaftskirche) — und die unsrige nähert sich dem Ideal soweit als es in dieser unvollkommenen Welt überhaupt möglich — werden weltumfassende Zuneigung, Liebe und Bruderschaft, verbunden mit einer richtigen Erkenntnis von Pflicht, Schönheit und Wahrheit, nicht nur gepredigt sondern auch ausgeübt. Möchte die Welt der Botschaft der ‚Community Church' und

deren Idealen ein offenes Ohr leihen!“ (Haridas T. Muzumdar in einem offenen Brief an J. H. Holmes.)

Holmes tadelt die sachliche Einteilung, die der Redaktor der indischen Ausgabe von „Young India“ vorgenommen und hebt dagegen die chronologische Ordnung hervor, die Romain Rolland in seiner Auswahl wiederherstellt. Für die deutsche Ausgabe erschienen mir einige Untertitel, gleichsam Ruhepausen, wünschenswert. Die chronologische Anordnung blieb gleichwohl stehen.

Das Bild, das dem Buch beigegeben wird, zeigt Gandhi zusammen mit den beiden Engländern, C. F. Andrews und W. W. Pearson vor Gandhis Abreise von Südafrika im Jahre 1914. Es darf als eines der besten Bilder Gandhis bezeichnet werden. *C. F. Andrews* (auf dem Bilde links) kam als Missionar nach Indien, vertiefte sich in die indischen Fragen und wurde dadurch so völlig für die Sache der Inder eingenommen, daß er ihr heute seine ganze Zeit widmet in Tat und Schrift, neuerdings als regelmäßiger Korrespondent des Manchester Guardian. Er ist sowohl mit Tagore als auch mit Gandhi befreundet, hat seinen ständigen Wohnsitz in Santiniketan, der Schule Tagores, ist aber immer viel unterwegs, um der Sache der Inder zu dienen. Nach der schweren Operation, der sich Gandhi unterziehen mußte, war er bei ihm, um ihn zu pflegen. C. F. Andrews wird im vorliegenden Buche mehrfach erwähnt. Der Aufsatz *Ethik der Zerstörung* ist die Antwort auf einen Brief Andrews, den Gandhi im Text wiedergibt (s. S. 332). Aus der Untersuchungshaft hat Gandhi einen kurzen, aber sehr wichtigen und bezeichnenden Brief an Andrews gerichtet.

W. W. Pearson (auf dem Bilde rechts) war ebenfalls mit Gandhi und Tagore befreundet und wie Andrews

und mit diesem zusammen für Indien und sein Volk rastlos tätig. Im Sommer 1923 war er in Europa und besuchte Romain Rolland in der Schweiz. Ihm verdanke ich das wertvolle Bild. Wenige Tage nachdem er es mir zur Verfügung gestellt, verunglückte Pearson tödlich auf seiner Reise nach Bari, wo er sich nach Indien, seiner zweiten und eigentlichen Heimat, einschiffen wollte. Im Text wird Pearson S. 291 erwähnt.

*

Die Übersetzung bot große Schwierigkeiten. Obschon Gandhi englisch erzogen wurde, ist Englisch für ihn doch eine fremde Sprache. Man erhält den Eindruck, daß seine Muttersprache, das Gudscherati, seinen englischen Ausdruck bestimme. Zudem sind die Aufsätze in der Unrast der großen Zeit geschrieben, da Gandhi das Land durchreiste, Versammlungen leitete, Vorträge hielt, an Sitzungen teilnahm, Schulen eröffnete und sich auch den einzelnen widmete, die an ihn gelangten. Von früh bis spät war er in Anspruch genommen und fand kaum nachts Ruhe, wie es aus seinem Aufsatz *Volksherrschaft gegen Pöbelherrschaft* (S. 155) so anschaulich hervorgeht. Er mußte schauen, wie und wo er eine Viertelstunde eroberte, seine Artikel zu schreiben. Vielleicht ergab es sich während der Eisenbahnfahrt, vielleicht zwischen zwei Versammlungen, vielleicht in einer stillen Nachtstunde. Jedenfalls war keine Möglichkeit vorhanden, das Niedergeschriebene durchzuarbeiten und auszufeilen. Es blieb stehen, wie es in der Erregung, in der Begeisterung und Erleuchtung des Augenblickes hingeworfen worden. — Dazu kommt die für den Europäer fremde und ungewohnte Welt des heutigen Indiens — und des gestrigen. Zwar taucht die ungeheure indische Vergangen-

heit nur gelegentlich und in Andeutungen auf, wirkt darum aber erst recht als das große Rätsel, das sie für den Nicht-Inder (und vielleicht auch für den Inder) immer noch ist. — Und schließlich ist der Mann, der die Aufsätze in der Bedrängnis einer gigantischen Bewegung und unter dem Einfluß einer unerfaßlichen Kultur geschrieben, ein Eigener, Besonderer, eine Persönlichkeit wie kaum ein anderer Mensch unserer Zeit. Natürlich prägen sich diese Eigenheit und wohl auch Eigenwilligkeit in seiner Schreibweise sehr deutlich aus.

Und so sieht sich denn der Übersetzer immer wieder vor das eigentliche Problem der Übersetzung gestellt: Wie weit darf ich mich um meiner Sprache willen von der Sprache des Originals entfernen? — In der Ehrfurcht, die man vor diesem großen Menschen empfindet, möchte man sich ihm ganz fügen, sich ihm ganz anschmiegen. Es ist nicht immer möglich. Und so entsteht schließlich etwas, mit dem man sich nicht zufriedengeben mag, weil es Gandhi nicht ganz gibt, was ihm gebührt, und der deutschen Sprache nicht ganz, was sie verlangen kann. Indessen habe ich zwei Punkte immer vor Augen gehabt und mich von ihnen bestimmen lassen: *Würde und Verständlichkeit.* Das ernste, aufrichtige Wesen der Ausdrucksweise Gandhis sollte in der Übersetzung gewahrt bleiben, andererseits sollten die Gedankengänge dem Leser so klar und eindeutig wie nur möglich dargeboten werden. In dieser Beziehung bin ich mehr als einmal vom bloßen Übersetzer zum Ausdeuter und Ausleger geworden, wobei ich nicht behaupten möchte, daß ich immer das Richtige getroffen.

Sehr wertvolle Mitarbeit leistete mir Herr Dr. *Heinrich Wengler* in Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig. Bei der Durchsicht der Übersetzung und der Korrekturen waren

mir Fräulein Dr. *Helene Burkhardt* und Herr *Theodor Roniger* in Rheinfelden in uneigennützigster Weise behilflich. Meine Frau setzte sich mit mir ganz für Gandhi ein. Für die Erläuterungen und Anmerkungen verdanke ich einzelnes dem Buche „Der Hinduismus“ von Helmut von Glasenapp (Kurt-Wolff-Verlag). Anderes der Liebenswürdigkeit von Fräulein Madeleine Rolland. Wenn aber kaum einer der vielen speziellen Ausdrücke und Begriffe unerklärt stehenbleiben mußte, verdanke ich das zwei Kennern der großen indischen Bewegung: dem Franzosen *Paul Richard*, der eben aus Asien zurückgekehrt, wo er in Japan, in Indien, Persien und Arabien mit allen großen und heiligen Männern zusammen gewesen und besonders auch mit Tagore und Gandhi Freundschaft geschlossen hat, und dem Parsen *Framroze Pestonji Pocha* aus Poona, dessen Familie nahe Beziehungen zu Gandhi unterhält. Eine reine und verklärte Menschlichkeit geht aus von all ihnen, seien es nun Inder selber oder seien es Europäer, die unter dem Einfluß der indischen Kultur gestanden, die ja wirklich — soweit Europa nicht daran gerührt — noch Kultur ist. Solchen Menschen danken dürfen, bedeutet Glück und Freude.

Emil Roniger

Erläuterungen

(Alphabetische Anordnung)

Ahimsa. a = Verneinungspartikel, himsa = Böses zufügen. Nichts Böses zufügen. Kein Wesen vergewaltigen. Ablehnung von Gewalt: Non-Violenz. Eines der ältesten Prinzipien der Hindureligion, das besonders durch Mahavira, den Begründer des Dschainitismus, und durch Buddha vertreten wurde, aber auch durch die Anhänger des Vishnukultes, der großen Einfluß auf Gandhi ausübte.

Vgl. unter *Non-Violenz.* Ferner S. 146—147 (A., nicht nur ein negativer, sondern auch ein positiver Zustand), S. 284 (A. auch gegenüber Menschen), S. 351 (Verleugnung von A.), S. 402 (Gandhis Auffassung von A).

Allindischer Nationalkongreß. Er wurde ins Leben gerufen durch den Engländer A. O. Hume und tagte zum ersten Male in der Weihnachtswoche 1885 in Bombay. Durch ihn erhielt das indische Volk Stimme, und das indische Nationalbewußtsein wurde erweckt und ausgebreitet. Zuerst ging der A. N. mit der englischen Regierung zusammen, und die Regierung war ihm geneigt. Als aber die Manifestationen des Kongresses selbständiger und selbstbewußter wurden, ergaben sich Konflikte. Größere Bedeutung erhielt der A. N., als an der Versammlung um Weihnachten 1905 Bal Gangadhar Tilak zum erstenmal in den Vordergrund trat und den Kampfruf: „Swaraj unser angeborenes Recht!" erhob. Damit gewannen die Nationalisten die Oberhand und ließen sich auch nicht entmutigen, als im Jahre 1908 alle ihre Führer verhaftet und eingekerkert oder deportiert wurden. Ihr Beharren zwang die Regierung zu einem Entgegenkommen, das 1909 in den „Morley-Minto-Reformen" gewährt wurde. Der Weg, der damit eingeschlagen wurde, sollte in den „Montagu-Chelmsford-Reformen" von 1919 ein erstes Ziel erreichen: den Anfang der Selbstverwaltung der Provinzen sowie des Gesamtreiches (vgl. unter *Gesetzgebende Räte*). Da es sich aber in diesen Reformen nur um ein scheinbares, nicht um ein wirkliches Entgegenkommen handelte, konnte der A. N. seine Arbeit noch nicht als beendet ansehen. Und da ihm in diesem wichtigen Augenblick in Gandhi ein neuer Führer erstand, nahm er, von der begeisterten Zustimmung des ganzen indischen Volkes getragen, einen größeren Aufschwung. Bei der Zusammenkunft um Weihnachten 1920 in Nagpur gab er sich eine neue Verfassung und nahm das Programm an, das Gandhi ausgearbeitet und vorgeschlagen. Über die neue Verfassung vgl. Romain Rolland, Mahatma Gandhi, S. 74—75.

Vgl. S. 131 (Der A. N. und die Non-Kooperation), S. 214 (Der Kongreß), S. 215—216 (Der Kongreß und die Vasallenstaaten), S. 250

(Die Verfassung des K.), S. 306 (Der Arbeitsausschuß), S. 426—427 (Organisation noch ungenügend), S. 432 (Der Ausschuß des A. K.).

Boykott. Es muß betont werden, daß Gandhi von allem Anfang an scharf gegen den Boykott der sämtlichen englischen und ausländischen Waren aufgetreten ist. Er hielt von jeher einen solchen Boykott für unwirksam und tut dies auch heute noch, wie aus seinen neuesten Kundgebungen hervorgeht. Er empfiehlt lediglich den Boykott der englischen und ausländischen *Stoffe*, weil er im Spinnen und Weben den Indern ein Gewerbe zurückgewinnen möchte, das von den Eroberern des Landes planmäßig und gewalttätig zerstört wurde. Die Durchführung der Non-Kooperation erforderte sodann den Boykott der englischen Schulen, Gerichte und gesetzgebenden Räte.

Vgl. S. 9 (Gandhi glaubt nicht an die Wirkung eines allgemeinen B.), S. 22 (der allgemeine B. ein lächerliches Beginnen), S. 113 (B. der gesetzgebenden Räte), S. 140 (Zum B. der Gerichtshöfe und der Schulen), S. 169 (B. der Schulen), S. 174 (B. der Gerichte) S. 196 (der B. fremder Stoffe muß auch nach Gandhis Verhaftung weiter durchgeführt werden), S. 226 (B. des Empfanges des Herzogs von Connaught), S. 230 (Sozialer B.), S. 264 (B. *aller* fremden Waren nutzlos), S. 310 (B. und Zerstörung ausländischer Stoffe), S. 314—315 (Gründe dieses B.), S. 332 (Ethik der Zerstörung, bes. S. 336: B. nur der fremden Stoffe, nicht der fremden Waren überhaupt), S. 354 (Sozialer B.), S. 487 (Mrs. Gandhis Botschaft).

Charkha. Das indische Spinnrad, das sich von dem unsrigen ziemlich stark unterscheidet, da es mit der rechten Hand, nicht mit den Füßen getrieben wird. Das Ch. wurde Gandhi so sehr das Wahrzeichen der Befreiung Indiens, daß er den Vorschlag, es in das nationalindische Wappen aufzunehmen, mit Begeisterung begrüßte. Siehe auch unter *Khaddar*!

Vgl. S. 25 (Spinnen als Heimindustrie), S. 117 (Die Musik des Spinnrades), S. 229 (das Ch. als Symbol eines einfachen Lebens), S. 252 (das Ch. muß in mindestens zwei Millionen Häuser eingeführt werden), S. 257 (das Ch. in der Flagge der indischen Nationalisten), S. 264 (jedes indische Haus muß ein Ch. haben), S. 297 (das Spinnen in der Schule), S. 325 (das Ch. als Symbol des einfachen Lebens), S. 329 (das Spinnen in der Schule), S. 343 (die gefallenen Schwestern müssen spinnen lernen), S. 344—345 (ebenso), S. 362—363 (das Ch. ist nicht aus Blindgläubigkeit angenommen worden), S. 363 (auch der Dichter muß spinnen), S. 364 (Bedeutung des Ch. für Indien) S. 391 (Spinner sollen kein Verbot achten, das sie hindern möchte, das Spinnen zu verbreiten), S. 397 (das Ch. als einziges allgemein mögliches Mittel), S. 411 (das Ch. noch nicht in jedem Haus), S. 429 (das „Rad“ für Gedeihen und Fortschritt), S. 452 (Die Botschaft des Charka), S. 455

ganz Indien) wurden durch die „Morley-Minto-Reformen" von 1909 eingeführt und von den „Montagu-Chelmsford-Reformen" von 1919 weiter ausgebaut. Sie sollen der Anfang einer Selbstverwaltung sein. Wenn aber auch das Volk durch das verfügte Wahlrecht die Mehrheit der Abgeordneten selber wählen kann (ein anderer Teil wird durch die indische Regierung bestimmt), so können diese Körperschaften doch nichts Tatsächliches leisten, weil die Regierung sich das Veto vorbehält. So bleibt denn die Tätigkeit dieser G. R. illusorisch, und deshalb empfiehlt Gandhi deren Boykott, d. h. er erwartet, daß sich die Non-Kooperationisten nicht wählen lassen oder — soweit sie schon gewählt sind — auf ihre Sessel verzichten.

Vgl. besonders den Aufsatz: *Boykottierung der G. R.*, S. 113.

Hartal. Dieses hindustanische Wort mohammedanischen Ursprungs bedeutet: Einstellung der Arbeit.

Vgl. S. 3 (H. am Kalifattag, 17. Oktober 1919), S. 12 (H. am Satyagrahatag, 6. April 1919), S. 50 (H. und Satyagraha), S. 73 (religiöse Bedeutung des H.), S. 196 (keine H. mehr), S. 228—229 (H. anläßlich des Besuches des Herzogs von Connaught), S. 249 (H. haben viel von ihrem ursprünglichen Wert eingebüßt), S. 382—383 (H. anläßlich des Besuches des Prinzen von Wales), S. 445 (keine H.s wegen meiner Verhaftung).

Hindu-mohammedanische Einigung. Zwischen den Hindu und den Mohammedanern Indiens bestehen Uneinigkeiten, die ihren Grund in der Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse haben. Immerhin ist auffallend, daß Europäer, die Indien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bereist, mehrfach von den guten Beziehungen zwischen den Mohammedanern und den Hindu berichten. Die Inder beschuldigen die englische Regierung, diese Streitigkeiten, wenn nicht angestiftet, so doch unterhalten und vergrößert zu haben. Gandhi empfand von allem Anfang an, daß eine Einigung zwischen den beiden Bekenntnissen erzielt werden müsse, sollte die nationalindische Bewegung zum Ziele führen. Er sah in der Kalifatfrage (s. unter: *Kalifat*) eine Möglichkeit für die Hindu, die Freundschaft der Mohammedaner ein für allemal zu gewinnen. Er stellte sich deshalb in dieser Frage ohne jeden Vorbehalt auf die Seite der Mohammedaner und wurde nicht müde, für die h.-m. E. einzutreten.

Vgl. S. 32 (Die h.-m. E.), S. 49 (Gemeinsame Zusammenkünfte), S. 165 (Hindu-Mussalmanki Jai!), S. 204 (Jallianwala Bagh, ein Ansporn zur Vollendung der h.-m. E.), S. 248 (Hindu und Mohammedaner sollen aufhören sich zu verdächtigen), S. 256 (die Farben der Hindu und der Mohammedaner in der nationalen Flagge), S. 273 (immer noch Streitigkeiten), S. 280 (Die h.-m. E.), S. 283 (Hindu,

seid duldsam!), S. 303 (Die türkische Frage), S. 373 (Die h.-m. E., eine Spiegelfechterei?), S. 379—80 (der Moplah-Aufstand, ein Prüfstein der h.-m. E.), S. 390 (h.-m. E. und Zivil-Desobedienz), S. 397 (bis die Hindu und Mohammedaner Freundschaft des Herzens angenommen), S. 411 (immer noch Mißtrauen zwischen Hindu und Mohammedanern), S. 445 (h.-m. E. als einer der vier Pfeiler des Swaraj), S. 453—54 (die h.-m. E. unser Bekenntnis für alle Zeiten).

Der Hunter-Ausschuß. Als nach Aufhebung des Belagerungszustandes die Gerüchte von der systematischen Mißhandlung der Bevölkerung des Pandschab durchsickerten, sah sich die indische Regierung durch die allgemeine Beunruhigung gezwungen, eine Untersuchung durchzuführen. Ein Ausschuß wurde eingesetzt und Lord Hunter zu seinem Vorsitzenden ernannt. Auch Inder gehörten ihm an. Gleichzeitig ernannte auch der allindische Nationalkongreß einen Untersuchungsausschuß. Die Ergebnisse bestätigten die Gerüchte nicht nur, sondern übertrafen sie noch.

Vgl. S. 53 (Der inoffizielle Bericht über die Geschehnisse im Pandschab).

Jallianwala Bagh. Ein rings von Häusern umschlossener Platz in Amritsar im Pandschab, wo am 13. April 1919 während des Belagerungszustandes die Hindu eine religiöse Versammlung abhielten. Der englische General Dyer besetzte den einzigen Ausgang des Platzes, ließ Maschinengewehre aufstellen und ohne vorherige Warnung die Menge beschießen, wobei mehrere hundert Männer, Frauen und Kinder getötet und mehrere tausend verwundet wurden.

Vgl. S. 48—49 (Sammlung für die Jallianwala-Bagh-Gedächtnis-Stiftung), S. 51 (Tagore zu der Untat), S. 52 (Gandhis Resolution die Untat betreffend), S. 74—75 (Jallianwala-Bagh-Denkmal), S. 201 (Jallianwala Bagh).

Kalifatfrage. Als die Türkei den Krieg gegen England erklärt, hatte sich der Mohammedaner Indiens, die sich durch ihre große Frömmigkeit und Anhänglichkeit an den Islam auszeichnen, eine starke Unruhe bemächtigt. Sie machten ihre weitere Beteiligung am Krieg abhängig von der Bedingung, daß das Ansehen der Türkei bei einem Friedensschluß nicht geschmälert werde. Lloyd George gab ein dahinzielendes Versprechen. Der Friede von Sêvres zeigte, daß es nicht gehalten worden. Die Mohammedaner Indiens protestierten. Sie waren entschlossen, die englische Regierung zu einer Revision des Vertrages zu zwingen. Gandhi erkannte die günstige Gelegenheit: indem er die Sache der Mohammedaner zu der seinen machte, konnte er den Gegensatz zwischen den Hindu und den Mohammedanern überwinden und die hindu-mohammedanische Eini-

gung (s. diese) bilden, die nach seiner Auffassung unerläßliche Bedingung eines Gelingens der nationalen Bestrebungen ist.

Vgl. besonders S. 6 (Der Kalifattag), S. 20 (Die allindische Kalifat-Konferenz), S. 81 (Weiteres zur Kalifatfrage), S. 93—94 (die Mohammedaner und der Friedensschluß von Sèvres), S. 103 ff. (Kalifat und Non-Kooperation), S. 134 (der Treubruch der englisch-indischen Regierung), S. 142—143 (Mohammedaner und Hindu in der Bewegung), S. 303 (Die türkische Frage), S. 408 (Kalifatfrage und Unabhängigkeit).

Khaddar oder *Khadi*. Indisches Homespun, handgesponnenes und handgewobenes Tuch, je nach der Landesgegend aus Wolle, Baumwolle oder Seide. Warum Gandhi dem Khaddar und dem Charkha so großen, geradezu religiösen Wert beimißt, ist besonders deutlich aus dem Aufsatz: *An die Engländer in Indien* (II) (S. 314—315) zu ersehen. Indien war einmal reich durch seine Spinnerei und Weberei. Diese seine größte und vornehmste Industrie wurde durch England zugunsten dessen eigener Tuchfabrikation systematisch vernichtet. Heute wird die Rohbaumwolle ausgeführt, zum großen Teil in Lancashire verarbeitet und als Stoff wieder in Indien eingeführt. Die Differenz zwischen dem Wert der ausgeführten Baumwolle und dem der eingeführten Stoffe bedeutet einen eigentlichen Raub am Volksvermögen und an der Volkskraft Indiens. Da indessen die Textilindustrie von Lancashire zum großen Teil von diesem „Raube" lebt, Fabrikanten und Arbeiter, wird Indien schwerlich Gerechtigkeit erlangen, von einer Labourregierung ebensowenig wie von einer bürgerlichen, weil jene nicht nur unter dem Druck der allgemeinen Notwendigkeiten, sondern auch unter dem Druck der Arbeiterschaft steht. So muß Indien denn trachten, sich Gerechtigkeit selber zu verschaffen. Gandhi glaubt, dies durch Wiedereinführung des Spinnens und Webens und durch konsequenten Boykott der ausländischen (nicht nur englischen) Stoffe erreichen zu können. S. auch unter: *Charkha*.

Vgl. besonders S. 25 (der Pandschab-Kh.), S. 64 (Wie sich der Kh. verwenden läßt), S. 117 (Die Musik des Spinnrades), S. 196 (Verzicht auf fremde Stoffe, Verwendung von einheimischen), S. 249 (die Produktion von Kh. muß vergrößert werden), S. 260 (die nationale Flagge aus Kh.), S. 264 (Schönheit und Nützlichkeit des Kh.), S. 310—311 (Boykott und Zerstörung ausländischer Stoffe), S. 314—315 (was der Boykott ausländischer Stoffe bedeutet), S. 336 ff. (Sucht nach fremden Stoffen), S. 366 (im Bewußtsein meiner Sünde muß ich mich mit Kh. begnügen —), S. 405 (die Frauen von Kalkutta verkaufen Kh.), S. 427 (noch nicht alle Hindu tragen Kh.), S. 445 (Herstellung von Kh.), S. 452 (die Reichen von Bombay könnten sämtlichen Kh.

kaufen), S. 456 (ständiger Gebrauch des Kh.), S. 458 (Annahme des Kh. bedeutet Swaraj!), S. 487 (Mrs. Gandhis Botschaft).

Kongreß. Siehe unter „Allindischer Nationalkongreß".

Kooperation. Mitarbeit, Zusammenarbeit, gemeinsame Arbeit. Vgl. 168 (unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat K. nur noch einen Sinn), S. 197—198 (K. bedeutet Unterwerfung), S. 228 (unsere K. ist schuld an unserm Elend), S. 289 (K. mit dem Guten ist Pflicht), S. 434 (freiwillige und erzwungene K.).

Non-Kooperation. Verweigerung der Mitarbeit. Hier Weigerung, mit der englisch-indischen Regierung zu gehen. Non-Kooperation ist der Kampfruf, den Gandhi in diesen Jahren erhebt, mit dem er das englische Regierungssystem bekämpft, Non-Kooperation verbunden mit Non-Violenz. Immer und immer wieder verkündet er sie, tritt er dafür ein, mahnt er beschwörend dazu. Ich mache hier nur auf die wichtigsten Aufsätze und Stellen aufmerksam.

S. 68 (Wie die N.-K. ins Werk zu setzen), S. 103 (Der N.-K.-Ausschuß), S. 109 (Wie gehandelt werden soll und wann), S. 122 (Der 1. August — als Tag des Beginns der N.-K.-Bewegung), S. 128 (An den Vizekönig — als offizielle Ankündigung der N.-K.-Bewegung), S. 131 (Der Kongreß und die N.-K.), S. 146 (N.-K. und Religion, bes. S. 147: N.-K. kein passiver Zustand), S. 149 (Das Wesen der N.-K.), S. 166 (Die tiefere Bedeutung der N.-K.), S. 226 (An den Herzog von Connaught), S. 242 (Definition der N.-K.), S. 286 (ist N.-K. eine Doktrin der Verneinung?), S. 323 (N.-K. und die Frauen).

Non-Partizipation. Nicht-Beteiligung. Ablehnung einer Beteiligung. Ablehnung der Beteiligung an offiziellen Empfängen. Ablehnung der Beteiligung an der Zeichnung von Staatsanleihen (s. S. 109).

Non-Resistenz. Nicht-Widerstreben, s. unter *Passive Resistenz.*

Non-Violenz. Verzicht auf Anwendung von Gewalt in Gedanken, Worten und Taten, und zwar nicht nur den Menschen, sondern der ganzen Schöpfung gegenüber. N.-V. hat wie Ahimsa (die indische Bezeichnung für den gleichen Begriff) für Gandhi neben der negativen auch eine positive Bedeutung: Nicht nur soll man den Mitwesen keine Gewalt antun, sondern soll sie lieben und in dieser Liebe erhöhen und erlösen. S. unter *Ahimsa!*

Vgl. S. 20 (N.-V. auch in Worten), S. 39 (Die N.-V.), S. 87 (die Mohammedaner und die N.-V.), S. 134 (Die Lehre vom Schwert), S. 217 (Kongreß und N.-V.), S. 218 (Wir brauchen Demut), S. 225 (N.-V. und Swaraj), S. 228—229 (Die non-violente Non-Kooperation), S. 239—240 (N.-V. an einem Beispiel), S. 248 (eine Atmosphäre voll-

kommenen Friedens), S. 284 (Gewalttätigkeit hat den sittlichen Zustand des Volkes herabgedrückt), S. 299—300 (Gewalt und Arbeiterbewegung), S. 306 (N.-V. der Starken, nicht N.-V. der Schwachen), S. 321 (Gokhale und die N.-V.), S. 332 ff. (Ist die Zerstörung fremder Stoffe Violenz?), S. 390 (N.-V. und die Zivil-Resistenz), S. 403 (N.-V., das einzige Heilmittel), S. 411—412 (ist N.-V. nur eine Vorbereitung der Violenz?), S. 423 (N.-V. und Pöbel), S. 424 (Wahrheit und N.-V., die einzigen Tugenden, auf die ich Anspruch erhebe), S. 427 (Das Gift der Violenz), S. 429 (Das Gelübde der N.-V.), S. 433 (Unsere N.-V. nur oberflächlich — und Weiteres über N.-V. in diesem Aufsatz), S. 445 (N.-V., ein Pfeiler des Swaraj), S. 454 (N.-V. als Politik), S. 455 (N.-V. in Gedanken, Worten und Taten), S. 455 (N.-V. als unentbehrliches Mittel für die Verwirklichung unserer politischen Bestrebungen).

Pandschab. (Punjab.) Der nordwestliche Teil von Indien, zwischen dem Himalajagebirge und Afghanistan. Am Anfang der Satyagraha-Bewegung im April 1919 ereigneten sich im P. Unruhen, die zur Verhängung des Belagerungszustandes, zu dem gräßlichen Gemetzel von Jallianwala Bagh (in Amritsar) und zu rücksichtslosen Verfolgungen und Bedrückungen der Bevölkerung führten. Trotzdem die Untersuchung (s. unter Hunter-Ausschuß) die Greuel bestätigen mußte, ließ sich die englische Regierung nie herbei, die schuldigen Beamten zu bestrafen oder auch nur zu desavouieren. Einige der Hauptschuldigen wurden sogar direkt oder indirekt belobt und belohnt, und das englische Parlament billigte das Vorgehen seiner Offiziere. Immer und immer wieder verlangt Gandhi in seinen Aufsätzen Wiedergutmachung für den P. Er versteht darunter nicht Bestrafung der Schuldigen, sondern nur deren Entlassung und verlangt die Zusicherung, daß sich Ähnliches nicht mehr wiederholen werde.

Vgl. S. 23 (Das Leid des P.), S. 27 (Die Proklamation des Königs), S. 36 (Die Appellation der Verurteilten von Amritsar), S. 47 (Der 6. und der 13. April), S. 50 (Sir Rabindranaths Botschaft), S. 53 (Der inoffizielle Bericht über die Geschehnisse im P.), S. 78 (Die Brüder Savarkar), S. 97 (Die Pflicht des Pandschabiten), S. 101 (Die Verfügung des Polizeipräsidenten), S. 128—129 (die Haltung der Regierung in der P.-Angelegenheit), S. 201 (Jallianwala Bagh) und die sehr zahlreichen Stellen, an denen Gandhi neben der Wiedergutmachung des Kalifat-Unrechtes auch für Wiedergutmachung der Pandschab-Ungerechtigkeiten eintritt

Passive Resistenz. Erdulden der Ungerechtigkeit. Gandhi lehnt sie eigentlich ab. Er erfindet die Bezeichnung „Satyagraha" für seine Bewegung eben um sie von passiver Resistenz zu unterscheiden.

Sein Satyagraha (s. unter *Satyagraha*), seine Non-Kooperation und seine Zivil-Desobedienz geben sich nicht mit Passivität zufrieden, verlangen vielmehr in dauernder Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Selbstaufopferung höchste innere Anspannung, innere Aktivität.

Vgl. S. 10 (Satyagraha und P. R.), S. 73 (P. R., eine Waffe der Schwachen), S. 241 (Erklärung des Ausdruckes).

Rowlatt-Gesetz. Während des Weltkrieges war die Indische Verteidigungs-Akte (Defence od India Act) erlassen worden, deren Bestimmungen aber weniger zum Schutz des Landes als zur Beseitigung unbequemer Politiker und Patrioten benutzt wurde — ungeachtet der großen Anstrengungen des indischen Volkes zugunsten der Engländer. Im Jahre 1918 legte eine Kommission, die unter Sir Sidney Rowlatt tagte, einen Bericht vor, der die innere Lage des Landes als sehr ernst darstellte und die Verlängerung der Indischen Verteidigungsakte empfahl. Der Anregung der Kommission wurde Folge gegeben und anfangs 1919 die Verlängerung der Verteidigungsakte unter dem Namen Rowlatt-Gesetz der Kaiserlichen Gesetzgebenden Versammlung in Delhi vorgelegt. Das ganze Land erhob sich wie ein Mann dagegen. Damit begann der eigentliche Kampf gegen die englisch-indische Regierung und Gandhi wurde zu dessen Führer erkoren.

Vgl. S. 12 (das R.-G.), S. 48 (das R.-G. muß widerrufen werden), S. 122—123 (ebenso).

Rupie. Indische Münzeinheit. Der Nominalwert beträgt 2 Shillings. Die Rupie wird eingeteilt in 16 Annas, die Anna in 4 Pais.

Satyagraha. Etymologisch: satya = richtig, gerecht, agraha = Versuch, Bestrebung. Also gerechte Bestrebung. Der Ausdruck wurde anfänglich verwendet im Sinne von Non-Akzeptation (Nicht-Annahme) der Ungerechtigkeit. Später erweiterte ihn Gandhi zur umfassenden Bezeichnung seiner Bestrebungen und der daraus hervorgehenden Bewegung. Er erklärt ihn einmal als „Festhalten an der Wahrheit", „Macht der Wahrheit", „Macht der Seele", „Macht der Liebe" und endlich „Triumph der Wahrheit", „Sieg der Wahrheit durch die Kräfte der Seele und der Liebe". In den späteren Stadien der Bewegung verliert sich der Ausdruck mehr und mehr und die Ausdrücke Non-Kooperation und Zivil-Desobedienz treten in den Vordergrund. Sie bedeuten gleichsam die Verwirklichung des Prinzips im praktischen Leben. Das Prinzip bleibt als Ideal und Ziel in der Höhe und Klarheit. Es ist ungefähr das gleiche Verhältnis wie zwischen Ahimsa und Non-Violenz.

Vgl. S. 3—4 (was ist S.?), S. 5 (Beleg für die allgemeine Gültigkeit von S.), S. 10 ff. (Entwicklung des S.-Gedankens), S. 47—48 (S.,

Swadeshi. Etymologisch: swa = selbst, desh = Land, i = Genitivpartikel. Im Lande selbst. Inländisch. (Im Gegensatz dazu: Pardeshi = ausländisch.) Auf den Kräften des eigenen Landes beruhend. Wirtschaftliche Unabhängigkeit. Die Jünger Gandhis haben ein wahres soziales Evangelium daraus gemacht (The Gospel of Swadeshi).

Eigentlich gehören hierher auch alle Aufsätze und Stellen über Charkha und Khaddar, denn Handspinnen und Handweben bilden den wichtigsten Bestandteil der wirtschaftlichen Ordnung, die Gandhi für Indien ersehnt. Sodann auch alle Aufsätze über die nationale Erziehung. S. besonders den Aufsatz S. 198: Die nationale Universität des Gudscherat.

Swaraj. Etymologisch: swa = selbst, raj = Herrschaft. Selbstverwaltung. Autonomie. Homerule. (Parallelbildungen: Ram-Raj = Herrschaft Ramas, das Reich der Gerechtigkeit. Mussulman-Raj = Herrschaft der Mohammedaner. Das Wort Swaraj kommt schon in den Veden vor. Es wurde von dem Nationalisten Dadabhai entdeckt und in den politischen Wortschatz eingeführt.

sehen), S. 375 (Sw. und Glaubensfreiheit), S. 392 (Sw. nicht durch Anarchie), S. 394 (Sw. bedeutet Freiheit für jeden unter uns), S. 397 (Sw. der Form und dem Gehalt nach), S. 401 (der Bürger unter einer Sw.-Regierung), S. 410—411 (Sw. muß mit dem edelsten Blut einer Nation bezahlt werden), S. 429 (Bekenntnis zu Wahrheit und Non-Violenz, um Sw. zu erreichen), S. 435 (Sw. und Gefangenschaft), S. 436 (Sw. und Gewalt), S. 445 (die vier Pfeiler des Sw.).

Unberührbarkeit. Nach seiner eigenen Aussage war Gandhi schon in seiner Kindheit davon überzeugt, daß U. keine Lehre, kein Bestandteil des Hinduismus sein kann. Immer entschiedener wird diese Überzeugung und verdichtet sich schließlich in dem Bekenntnis: Wenn mir nachgewiesen werden könnte, daß die U. eine Lehre des Hinduismus, würde ich die Religion, in der ich aufgewachsen und die ich höher schätze als alle übrigen, aufgeben. Er nennt die U. einen Schandfleck, einen Fluch. Und betont immer wieder, daß Swaraj nicht erreicht werden könne, ohne daß dieser Fluch überwunden werde.

Vgl. S. 189 (Erniedrigte Klassen), S. 209 (die U. ein abscheuliches Verbrechen an der Menschheit), S. 217 (der Kongreß und die U.), S. 219 (Die Sünde der U.), S. 248 (die Hindu dürfen keinen andern als unberührbar ansehen), S. 268 (Die unterdrückten Klassen), S. 277 (Die Panchamas), S. 279 (Das Verschwinden der Unberührbarkeit), S. 339 (Unsere gefallenen Schwestern), S. 353—354 (der Hinduismus und die Unberührbarkeit), S. 382 (die U. werden von unserm Unrecht gegen uns zeugen), S. 390 (U. und Zivil-Desobedienz), S. 402 (Gandhi fühlt sich als „Unberührbarer“ des englisch-indischen Reiches), S. 411 (wir haben uns noch nicht den U. genähert), S. 445 (Beseitigung der U. einer der vier Pfeiler des Sw.), S. 458 (Gandhi ist sicher, daß jeder gute Hindu von der Notwendigkeit des Verschwindens der U. überzeugt ist).

Varnashrama Dharma. Etymologisch: varna = Farbe, Klasse oder Kaste, ashrama = Einsiedelei, Ort der religiösen Übung, dharma = Religion. Die Gesellschaft dargestellt als eine Ordnung von Klassen — eine der wesentlichen Lehren des Hinduismus.

Vgl. S. 205 (Die Kasten), S. 347 (Gandhis Auslegung des V. Dh.).

Zivil-Desobedienz oder Zivil-Resistenz. Im Grunde genommen die letzte Steigerung der Non-Kooperation. Der Zivil-Desobediente oder -Resistente verweigert den Gehorsam solchen Verordnungen, Vorschriften und Gesetzen, die ihm als für ihn persönlich oder für sein Volk entehrend erscheinen. Immerhin wird er es nur tun, wenn die Gehorsamsverweigerung nicht ihrerseits zu einer unehrenhaften

Handlung wird oder führt. Die Steuerverweigerung bezeichnet Gandhi bald als höchste Stufe der Non-Kooperation, bald als Bestandteil der Z.-D. Indessen macht Gandhi insofern einen scharfen Unterschied zwischen beiden, als er öfters betont, daß die Non-Kooperation von den Massen begriffen und durchgeführt werden könne, während Z.-D. sich nur für einzelne, besonders hochstehende Menschen eigne. Zu einer Ausübung der Z.-D. ist es nicht gekommen, da die Ereignisse immer wieder zeigten, daß das Volk dafür noch nicht genügend erzogen.

Vgl. S. 4 (Z.-D. im Satyagraha inbegriffen), S. 11 (der Z.-Resistente und die Gesetze), S. 12—13 (Gandhi verhängt zum erstenmal Z.-D., die am 6. April 1919 beginnen soll), S. 241 (Erklärung des Ausdruckes), S. 388 (Wo stehen wir heute?), S. 405 (Frauen als Zivil-Resistenten), S. 411 (Z.-D. ein Ersatz für das Schwert), S. 412 ff. (Brief an den Vizekönig [III] als offizielle Ankündigung der Z.-D. für den Distrikt Bardoli), S. 416 (Aufschiebung der Z.-D., wenn die Regierung Entgegenkommen zeigt), S. 418 (Z.-D. muß durchgeführt werden), S. 421 ff. (Das Verbrechen von Chauri-Chaura), S. 421 (die wahre Z.-D.), S. 422 (Z.-D. und Ausschreitungen des Pöbels), S. 426 (die wahre Z.-D wirkt unmerklich), S. 427 (Aufhebung der Massen-Z.-D.), S. 436 (nicht mehr Z.-D., sondern ruhige Arbeit des Aufbaues), S. 440 (ruhige Zeiten unbedingtes Erfordernis der Z.-D.), (Aufhebung der Zivil-D. etwas wie eine Strafe), S. 443 (die Engländer und die Z.-D.).

Anmerkungen

[1]) S. 2 Der Artikel erschien am Neujahrstag der Gudscherati, am 26. Oktober, im *Gujerati Nava Jivan* (Nava Jivan = Neues Leben).

[2]) S. 2 *Mahabharata* ist das größte und umfassendste Epos der indischen Literatur und hat ungefähr im 4. Jahrhundert n. Chr. seine heutige Gestalt angenommen. Es besteht aus einer Rahmenerzählung, die durch zahlreiche Einschübe, zum Teil didaktischen Inhalts, erweitert ist. Die Rahmenerzählung handelt von den beiden Brüdern Pandu und Dhritarashtra und ihren Söhnen, den fünf *Pandavas* und den hundert *Kauravas*. (S. a. Anm. 24.) *Bhagavad-Gita*, Gesang des Erhabenen, die im Text oft erwähnt und angeführt wird, ist ein Abschnitt des Mahabharata, der ungefähr 700 Verse umfaßt. Sie gilt den Indern als heiliges Buch, wird eifrig gelesen und — wie bei uns die Bibel — von jedem der verschiedenen Bekenntnisse zu seinen Gunsten ausgelegt.

[3]) S. 2 Die englische Regierung hatte erklärt, daß die Bewilligung wichtiger konstitutioneller Reformen für Indien erwogen werde.

[4]) S. 2. *Kongreß von Delhi*, vgl. die Erläuterungen unter *Allindischer Nationalkongreß*.

[5]) S. 3 „Jede Wolke hat einen silbernen Rand."

[6]) S. 3 *Satygraha*, vgl. die Erläuterungen.

[7]) S. 3 *Hartal*, vgl. die Erläuterungen.

[8]) S. 3 *Hindu-mohammedanische Einigung*, vgl. die Erläuterungen.

[9]) S. 3 *Sheshnaga*, die Riesenschlange der indischen Mythologie. Auf ihrem Rücken thront Vishnu, der Beschützer der Hindu-Dreieinigkeit. Sheshnaga soll tausend Zungen besitzen. (Anm. aus *Young-India*.)

[10]) S. 4 *Swadeshi* und *Swaraj*, vgl. die Erläuterungen.

[11]) S. 4 *Zivil-Desobedienz*, vgl. die Erläuterungen.

[12]) S. 7 *Kalifatfrage*, vgl. die Erläuterungen.

[13]) S. 10 Dieser Bericht wurde von Gandhi dem Hunter-Ausschuß (vgl. die Erläuterungen) unterbreitet, der den Beginn der Satyagraha-Bewegung in Indien zu überwachen hatte.

[14]) S. 13 Der Brief, in dem Gandhi das Hartal ankündigte, betonte den religiösen Charakter der Bewegung und verlangte, daß nicht der geringste Zwang oder Druck ausgeübt werden dürfe.

[15]) S. 22 Den 25. November 1919.

[16]) S. 25 *Khaddar*, vgl. die Erläuterungen.

[17]) S. 27 Unter Zustimmung zur indischen Reform-Akte von 1919 erließ der König eine Proklamation, die, den Fortgang der Reformen überblickend, das Volk und die Beamten aufrief, zu beschleunigter Verwirklichung freiheitlicher Einrichtungen zusam-

menzuwirken und den Vizekönig anwies, eine Amnestie für die politischen Gefangenen zu erlassen, soweit es die öffentliche Sicherheit gestatte (auszugsweise angeführt im Aufsatz: Die Brüder Savarkar, S. 78).

[18]) S. 27 *Hunter-Ausschuß*, vgl. die Erläuterungen.

[19]) S. 29 Gandhi ist hierüber später zu einer andern Ansicht gekommen.

[20]) S. 30 *Mr. Montagu*, englischer Staatssekretär für Indien, einer der Urheber der Reform-Akte. Er enttäuschte später Gandhi schwer. (Vgl. die Montagu-Depesche S. 485.)

Lord Sinha, der erste Inder, der zum Lord ernannt wurde. Auch seine Betätigung erschien Gandhi und den Indern später in anderm Lichte. Als ein „Werkzeug in der Hand der indisch-englischen Regierung“ schadete er dem Land, besonders aber dem nationalen Gedanken mehr als er nützen konnte.

[21]) S. 30 Es handelt sich um ein Interview, das von S. W. Clemes in Meerut im *Indian Witness of Lucknow* zum erstenmal veröffentlicht und dann in *Young India* abgedruckt wurde.

[22]) S. 32 *Scavenger* = Straßenkehrer, Kloakenreiniger.

[23]) S. 32 *Sanatani-Hindu* = orthodoxe Hindu (sanatana = ewig) vgl. auch S. 271 u. 345.

[24]) S. 34 *Pandavas* und *Kauravas*, die Helden des Epos Mahabharata, s. Anm. 2.

[25]) S. 36 Etwa zwanzig Opfer des Belagerungszustandes im Pandschab hatten beim obersten Gerichtshof Berufung eingelegt gegen ihre Verurteilung unter Hinweis darauf, daß dem Vizekönig nicht das Recht zustehe, den Belagerungszustand zu verhängen, und daß das Verfahren der Standgerichte ungesetzlich sei.

[26]) S. 37 *Lala Lajpat Rai*, indischer Patriot, Gandhi nennt ihn „einen der größten unter uns“.

[27]) S. 46 *Pandit* = Gelehrter, Angehöriger der obersten Brahmanenklasse. Der Titel wird auch von gelehrten Nicht-Brahmanen geführt, ähnlich unserm Doktortitel.

[28]) S. 47 Der 6. April wird nun in Indien durch Gebet und Buße als Satyagraha-Tag begangen.

[29]) S. 47 *Ahimsa*, vgl. die Erläuterungen.

[30]) S. 55 *Sahitya Sammelams* = literarische Vereinigungen und deren Zusammenkünfte.

[31]) S. 56 *Raja Ram Mohan Roy*, 1772—1833, Gründer der Brahma-Samaj, einer hinduistischen Reformgemeinde, die den reinen Gottesglauben der Vorfahren wiederherstellen will. Vgl. auch S. 266.

[32]) S. 59 Es handelt sich um eine Rundfrage unter indischen Lehrern und Professoren.

[33]) S. 89 *John Hampden*, 1594—1643, verweigerte die Bezahlung des Schiffsgeldes, einer ungesetzlichen Steuer, die Karl I. ausgeschrieben.

[34]) S. 89 *Wat Tyler* (Walter der Ziegelbrenner), 1381 Anführer eines Bauernaufstandes in England unter Richard II.

[35]) S. 89 *Harishcandra*, ein König der indischen Heldensage. Er war ein Nachkomme Manus und berühmt durch seine Freigebigkeit. Der Heilige Vishvamitra unterwarf ihn harten Proben.

[36]) S. 91 *Henry Thoreau*, 1817—1862, amerikanischer Schriftsteller und Essayist.

[37]) S. 112 *Shastras* sind die Lehrbücher des Hinduismus.

[38]) *Gesetzgebende Räte*, vgl. die Erläuterungen.

[39]) S. 117 *Rana*, *Rani* = Fürst, Fürstin. Maharana, Maharani = Großfürst (König), Großfürstin (Königin).

[40]) S. 131 *Dharmatma* von dharma = Gesetz, Pflicht, Religion und atma = Seele. Eine religiöse Seele, eine Seele, die den rechten Weg wandelt. Vgl. Anm. 74.

[41]) S. 137 *Rishi*. Ursprünglich ein Seher, der die Lieder und Anweisungen für die vedischen Opfer offenbart, später ein Heiliger, der durch Kasteiungen in der Meditation überirdische Wirkungen erzielen konnte (Glasenapp, Hinduismus).

[42]) S. 138 *Ravan*, ein zehnköpfiger, zwanzigarmiger Riese, der in Lanka (Ceylon) herrschte. Rana, eine Inkarnation Vishnus, bekämpfte und besiegte ihn in Verbindung mit dem Affenkönig Sugriva und dessen Heer (aus den Legenden von den Inkarnationen Vishnus).

[43]) S. 142 *G. K. Gokhale*, 1866—1916, führender indischer Patriot, den Gandhi mehr als alle andern ehrt und als seinen eigentlichen politischen Lehrmeister anerkennt. Vgl. S. 179 und den Aufsatz: Ein Treuebekenntnis, S. 317.

[44]) S. 142 Bezieht sich auf Lord Sinha (Anm. 20), der es als Anwalt zum englischen Lord und zum Gouverneur von Behar gebracht hat. Hier ist die kritische Einstellung Gandhis dem Lord Inder gegenüber, den er früher verehrte, deutlich zu sehen.

[45]) S. 143 *Draupadi*, die gemeinsame Gattin der fünf Pandavas aus dem Epos Mahabharata.

[46]) S. 150 Eine Rede über die Non-Kooperation.

[47]) S. 151 Ein fanatischer Mohammedaner hatte einen Verwaltungsbeamten der Vereinigten Provinzen ermordet.

[48]) S. 156 *Freiwillige* = Volunteers. In ihnen hatte sich der allindische Nationalkongreß ausführende Organe geschaffen, über die er für seine Aufgabe verfügen konnte: Organisierung von Versammlungen und Umzügen, Bereitschaft zu Postenstehen (s. Anm. 70) usw.

[49]) S. 158 *Seva-Samiti-Organisation.* Servants of India = Diener Indiens, eine nationale Organisation, die sich Swaraj = Homerule zum Ziel gesetzt.

[50]) S. 162 Die Einleitung der indischen Ausgabe von *Jung Indien* berichtet über solche Propagandareisen: Mahatma Gandhi selber war so unermüdlich tätig wie immer und trug das Evangelium der Non-Kooperation und der Non-Violenz von Distrikt zu Distrikt. Tausende, Männer und Frauen, strömten zusammen, um den großen Mann zu sehen, und wäre es auch nur im Vorüberfahren. Tausende stellten sich den Eisenbahnlinien entlang auf. Tausende drängten sich auf die Bahnhöfe. Und ihre Liebe wurde sichtbar in den Blumen, mit denen sie den Zug überschütteten, der ihren Mahatma dahintrug, und in dem Geld, das sie darboten.

[51]) S. 163 *Darshan* = kurzer Besuch, den man einem Götterbildnis abstattet und entsprechend „Anblick eines großen Menschen". *To give darshan* — heißt demnach, sich den Leuten zeigen. Gandhi hätte sich also immer wieder an das Fenster des Wagens begeben und wohl auch eine Ansprache halten sollen.

[52]) S. 163 *Pandal* — großes Zelt für Versammlungen im Freien. Vgl. auch S. 279.

[53]) S. 166 *Dwijendranath Tagore* ist der ältere Bruder des Dichters. *Baro Dada* = der ältere Bruder.

[54]) S. 167 *Maja Mriga* = das Trugbild einer Gazelle, das Rama von der Seite seiner Gattin weglockte, so daß diese dann durch den Riesen Ravan geraubt werden konnte. (Aus einer der zahlreichen Varianten des Rama-Epos, vgl. Anm. 42.)

[55]) S. 167 *Sita Haran* — Raub der Sita durch den Riesen Ravan (vgl. Anm. 42).

[56]) S. 178 *Brahmacharya.* Weiteres zu diesem Thema in Gandhis „Wegweiser zur Gesundheit" und „Indisches Homerule", deren deutsche Ausgabe in Vorbereitung.

[57]) S. 189 *Vivekananda,* Swami Vivekananda, 1862—1902, Schüler des heiligen Lehrers Ramakrishna, Erneuerer des religiösen Lebens, der auch in Amerika und England wirkte und dort ganze Gemeinden gründete. Vgl. auch S. 274.

[58]) S. 189 *Panchamas,* Name, der den „Unberührbaren" in der Provinz Madras gegeben wird. Vgl. den Aufsatz: *Die Panchamas,* S. 277.

[59]) S. 190 *Sikhs,* eine Religionsgemeinde Nordindiens, um 1500 von einem frommen Wanderprediger Nanak gegründet, der Hindu und Mohammedaner im Glauben an den *einen* Gott einen wollte. Unter Guru Govind Singh erhielten sie um 1600 eine ausgezeichnete militärische Organisation und sind auch heute noch um ihrer kriegerischen Stärke willen bekannt (Anm. nach Glasenapp, Hinduismus).

[60]) S. 193 *Brahmanen und Nicht-Brahmanen.* Der Gegensatz zwischen den Brahmanen und den übrigen Kasten, insbesondere im Süden der Provinz Bombay (Maharashtra), berührt die nationalistische Bewegung in mehr als einer Beziehung. Nicht-Brahmanen fühlen sich durch die schroffe Haltung der Brahmanen verletzt. Da die Führer der nationalistischen Bewegung zum guten Teil Brahmanen sind, suchen die Nicht-Brahmanen Anlehnung an die Regierung. Gandhi nennt diese Haltung „demonstrativ selbstmörderisch". Er bleibt indessen zuversichtlich und traut den Brahmanen zu, daß sie die Schwierigkeiten in würdiger Weise überwinden werden.

[61]) S. 204 *Sanatanisten* — die orthodoxen Hindu.

Samajisten — Mitglieder der *Arya Samaj* (Samaj = Gesellschaft). Gegründet durch Dayananda Sarasvati vor etwa 50 Jahren im Sinne einer Rückkehr zu den Lehren der Veden. Die Bewegung hat besonders den Norden ergriffen und sich im Pandschab und den übrigen nördlichen Provinzen ausgebreitet. — Das in diesem Aufsatz erwähnte *Cawnpore-Denkmal* stellt nach Bericht eines Inders einen hohen englischen Offizier dar, der in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Feder hält. Die Inschrift des Sockels fragt: Wollt ihr durch die Feder regiert sein oder durch das Schwert? Da das Denkmal den Unwillen des Volkes erregt und deshalb schon oft Angriffe dagegen gemacht worden sind, wird es beständig bewacht.

[62]) S. 208 *Vaishnaviten* — diejenigen Hindu, die Vishnu als den höchsten Gott verehren.

[63]) S. 214 Der Kongreß von Nagpur, der im Dezember 1920 stattfand.

[64]) S. 220 Gandhi denkt hier an Südafrika und Kenia (Britisch Ostafrika). In den meisten der übrigen Kolonien sind die Inder gar nicht zugelassen.

[65]) S. 221 *Tapasya* — Vorbereitung auf ein Werk durch Meditation und Konzentration der inneren Kräfte.

[66]) S. 222 *Indian Opinion* — Gandhis Zeitung in Südafrika. Sie wurde gleichzeitig in Englisch und verschiedenen indischen Sprachen veröffentlicht.

[67]) S. 228 *Lord Willingdon* — Gouverneur von Bombay.

[68]) S. 235 *Kisans und Zamindars.* Zamindars sind die Großgrundbesitzer, Kisans deren Pächter.

[68]) S. 243 *) *Dadabhai*, ein Parse, indischer Patriot, vgl. auch den Aufsatz: Ein Treuebekenntnis, S. 317.

[69]) S. 244 *Picketing-Postenstehen:* eine Betätigung der Nationalisten,

---

*) Die vier folgenden Anmerkungen tragen irrtümlicherweise die Nummern 68—71 statt 69—72.

die man mit unserm Streikpostenstehen vergleichen kann. Im Kampf gegen die Schnapsbuden stellten sich Freiwillige (Volunteers) vor den Türen auf und machten die Besucher auf das Schädliche ihres Unternehmens aufmerksam. Ähnliche Dienste leisteten sie in der Boykottbewegung. Besonderes Aufsehen erregte das „Picketing" der Freiwilligen von Bombay: sie legten sich eine ganze Schar auf Straße und Platz vor dem Universitätsgebäude, so daß die Studenten, die entgegen der Parole auf Boykott der Schulen die Universität besuchen wollten, über die Liegenden hinwegschreiten mußten.

[70]) S. 244 *Haus der Tatas*, ein Großhandelshaus in Bombay. Die Tatas sind Parsen und bekannt für ihre großzügige Freigebigkeit.

[71]) S. 245 *Gemäßigte* — eine der politischen Parteien Indiens. Sie lehnen die Non-Kooperation ab. Siehe auch den Aufsatz: An die Gemäßigten, S. 294.

[73]) S. 260 *purdanashin*, abgeleitet von purdah = Schleier. Bedeutet: zum Schleier verpflichtet, dem Schleier unterworfen.

[74]) S. 264 *Dharma* — ewiges Gesetz, das sich als Naturgesetz in jedem Wesen auf besondere Weise äußert. Entsprechend hat auch ein Volk, eine Nation ihr Dharma. — Im weiteren Sinne auch Religion, religiöse Pflicht und ähnliche Bedeutungen. Vgl. auch S. 346, 349, 353.

Varnashrama Dharma, vgl. die Erläuterungen.

[75]) S. 266 *Lokamanya Bal Gangadhar Tilak*, 1856—1920, großer Patriot (vgl. Romain Rolland, Mahatma Gandhi, S. 23), daneben tiefdringender Wissenschafter, der mehrere historisch-philologische Werke schrieb, von denen „Die arktische Heimat in den Veden" durch ihre kühnen Hypothesen und Folgerungen großes Aufsehen erregte. — *Lokamanya* ist (wie Mahatma) ein Titel, den das Volk seinem verehrten Führer verliehen. Er bedeutet: Mann des Volkes, in den das Volk Vertrauen hat, an den das Volk glaubt. (Vgl. die Aufsätze: Ein Treuebekenntnis, S. 317 und Lokamanya, S. 322.) Die im Aufsatz weiterhin genannten Inder sind Persönlichkeiten der indischen Geschichte: religiöse und politische Führer der verschiedenen Stämme.

[76]) S. 270 Es handelt sich um religiöse Hymnen.

[77]) S. 270 *Ramayana*, das Heldenlied von Rama, einer Inkarnation Vishnus, das ungefähr im 2. Jahrh. n. Chr. seine heutige Gestalt angenommen hat.

[78]) S. 272 *Manusmriti* — die Gesetzbücher des Manu, Kanon der brahmanischen Kasten und Rechtsordnung.

[79]) S. 272 *Yudishtira* — einer der fünf Pandavas aus dem Epos Mahabharata.

[80]) S. 274 *Moksha* — Erlösung in einen Zustand leidloser Ewigkeit.

[81]) S. 274 *Atishudra* — einer, der unter den Shudras, also unterhalb und außerhalb der Kasten steht.

[82]) S. 275 *Sandhyavadana* — die Abendgebete des Brahmanen.

[83]) S. 276 *Banghis* (Scavengers) besorgen die allerniedrigsten Dienste: Entleeren der Kloaken, Reinigen der Aborte.

[84]) S. 277 *Dheds* (Sweepers) besorgen das Putzen der Häuser usw. Den Ausführungen zufolge machen auch diese Unberührbaren unter sich wieder Unterschiede, bilden auch die Kastenlosen „Kasten" von strengster Ausschließlichkeit.

[85]) S. 278 *Tilak-Zeichen* = religiöse Zeichen, die die orthodoxen Hindu auf der Stirne anbringen.

[86]) S. 278 *Shankara* (der Heilbringer), großer Philosoph und Lehrer, der im 8. Jahrh. n. Chr. lebte und für eine Inkarnation Shivas gilt. Seine Anhänger verehren Shiva als die höchste Gottheit.
Ramanuja, ein Brahmane, der im 11. Jahrh. n. Chr. lehrte.

[87]) S. 279 *„bar sinister"* — Abschließung gegen andere Kasten und Bekenntnisse.

[88]) S. 279 *Mahajans* — die Vorsteher des Ortes oder der Versammlung.

[89]) S. 282 *Panchayat* von panch = fünf. Panchayat, der fünfgliedrige Vorstand der indischen Dorfgemeinden, die zu früheren Zeiten sich selbst verwalteten. Hier wird der Name auf ein Schiedsgericht übertragen.

[90]) S. 291 *W. W. Pearson*, vgl. das Nachwort des Übersetzers. Die im folgenden genannten Männer sind Engländer und Amerikaner, die sich der indischen Bewegung annehmen. *Andrews*, vgl. ebenfalls das Nachwort. *S. E. Stokes*, Amerikaner, der eine Inderin geheiratet und ganz für die Inder tätig ist. *Hakim Ajmal Khan*, ein Führer der Mohammedaner, an den ein Brief aus dem Gefängnis gerichtet ist (s. S. 453). *Lord Hardinge*, der Vizekönig von Indien.

[91]) S. 300 *Duryodhan*, einer der hundert Kauravas (aus dem Mahabharata), der sich den Pandavas feindlich erwies.

[92]) S. 310 *Pardeshi*, Gegensatz zu Swadeshi, par = aus, desh = Land i = Genitivpartikel. Außerhalb des Landes, ausländisch.

[93]) S. 318 *Maharashtra* — das Gebiet südöstlich von Bombay.

[94]) S. 319 *Dadabhai*, *Justice Ranade*, *Badruddin Tyabji*, *Pherozeshah*, hervorragende indische Patrioten, Politiker und Volksführer, die alle zu den ersten Teilnehmern des Nationalkongresses gehören.

[95]) S. 337 *Subnum* — ein besonders fein gewobener Stoff, der an andern Stellen des Buches als „Dacca Mousseline" bezeichnet wird.

[96]) S. 339 *Kumbhakarna* — eine Gottheit der Zerstörung.

[97]) S. 341 *Sita*, die Gemahlin Ramas (vgl. Anm. 55). *Radha* nach den einen die Geliebte, nach den andern eine der 16000 Frauen Krishnas. Rama und Krishna sind Inkarnationen Vishnus.

[98]) S. 343 *Sannyasin* — ein Mensch, der auf Stellung, Besitz und Namen verzichtet und durch die Welt wandert in einem Leben der Selbstaufopferung, der sich durch Liebe und Mitleiden auszuzeichnen sucht, nach Wissen um die geistigen Dinge und dauernder Selbsterkenntnis trachtet (Swami Vivekananda).

[99]) S. 346 *Avatar* — Erscheinung der Gottheit in menschlicher Gestalt.

[100]) S. 346 *Shankaracharyas* — die Hohepriester der orthodoxen Hindu. (Nachfolger Shankaras, der auch Shankaracharya heißt, s. Anm. 86).
Shastris — die Schriftgelehrten, die Kenner der Shastras (Lehrbücher).

[101]) S. 347 *Guru* — der geistige Lehrer, der dem Schüler durch seine Belehrung zur zweiten, geistigen Geburt verhilft und ihm dadurch das Heil im Diesseits und Jenseits sichert. Der Guru ist dem Schüler mehr als Vater und Mutter, ja noch mehr als Gott. (Glasenapp, Der Hinduismus.)

[102]) S. 351 *Panjrapoles* — Anstalten, in denen das alte Vieh und andere alte und hinfällige Tiere versorgt werden können. Diese Anstalten werden teils durch regelmäßige Beiträge, teils durch Gaben und Vermächtnisse unterhalten. In einem idealen Hinduismus wären sie der Ort, wo die alten Tiere mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt würden, in einem bloß wortgläubigen werden sie zu einer Tierquälerei.

[103]) S. 352 *Mantras* — religiöse Formeln, die als „Zaubersprüche“ hergesagt werden.

[104]) S. 359 *Anasuyabai*, eine Frau, die unter den Arbeitern von Ahmeabad gewirkt und sich durch ihre Fürsorgetätigkeit ausgezeichnet. Vgl. S. 14, wo Anasuyabai unter ihrem vollen Namen Miß Anasuya Sarabhai erwähnt wird.

[105]) S. 360 *Rakshasa* — Dämonen niedrigerer Gattung von besonderer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit.

[106]) S. 378 *Moplah-Aufstand.* Die Moplahs sind ein Mischvolk aus Arabern und Hindu, das die Südwestküste Indiens (Malabarküste) bewohnt, fanatische Mohammedaner und völlig unzivilisiert Über den hier erwähnten Aufstand — in dessen Verlauf es zu gewaltsamen Bekehrungen von Hindu kam — herrscht immer noch Unklarheit. Keinem der mohammedanischen oder Hinduführer wurde Zutritt zum Schauplatze gewährt. Man ist auf die Berichte der Regierung angewiesen, denen die Inder nur geringen Glauben beimessen.

[107]) S. 381 *Emilie Hobhouse*, eine Engländerin aus guter Familie. Während des Burenkrieges besuchte sie die berüchtigten Konzentrationslager, in denen Burenfrauen und Kinder schmachvoll ge-

fangengehalten wurden und massenhaft zugrunde gingen. Sie protestierte bei der englischen Regierung, hielt Vorträge usw. Mit den Mitgliedern der gegenwärtigen Regierung ist sie befreundet, gehört zur Union of Democratic Control und hat sich — ungeachtet sie immer noch schwer herzleidend und asthmatisch ist — auch in der Hilfsaktion für das hungernde Deutschland sehr verdient gemacht.

[108]) S. 384 *Pir* — mohammedanischer Ehrentitel für einen heiligen, besonders religiösen und geistig hochstehenden Mohammedaner, entspricht in gewissem Sinne dem „Mahatma" der Hindu.

[109]) S. 394 *Fenta* — die Kopfbedeckung der Parsen. Die verschiedenen Religionen und innerhalb der verschiedenen Religionen die verschiedenen Bekenntnisse usw. zeichnen sich durch ihre Kopfbedeckung aus, deren Grundform der Turban ist.

[110]) S. 398 Die wesentliche Lehre der Bhagavad-Gita.

[111]) S. 404 *Jehad* — Krieg zur Verteidigung der Religion. Er kann erst erklärt werden, nachdem alle andern Mittel versucht worden und auch dann nur unter sehr strengen Bedingungen, die der Koran angibt. — Die indischen Mohammedaner beabsichtigten um der Kalifatsache willen der englischen Regierung „Jehad" zu erklären. Durch die Verkündigung von Satyagraha kam Mahatma Gandhi dieser Absicht zuvor.

[112]) S. 404 Der Kongreß von Kalkutta im September 1920 stimmte dem von Gandhi vorgelegten Non-Kooperationsprogramm zu.

[113]) S. 414 *Malaviya-Konferenz* fand am 14. Januar 1922 statt. Sie wurde so genannt nach dem Nationalisten Pandit Malaviya, der die Initiative dazu ergriffen. Über hundert Führer aller Parteien und Provinzen nahmen daran teil. Sie empfahl Einberufung einer Konferenz, an der die Regierung, die Non-Kooperationisten und die andern Parteien vertreten wären. Die Regierung ließ sich nicht darauf ein. — Round Table Conference — eine Konferenz ohne Präsidium, eine Konferenz von Gleichgestellten.

[114]) S. 419 *Santiniketan* — der Wohnort und die Schule Rabindranath Tagores.

Satyagrah Ashram — der Wohnort und die Schule Gandhis (vgl. Romain Rolland, Mahatma Gandhi, S. 70 und den zweiten Band unserer Ausgabe der Schriften Gandhis).

[115]) S. 419 *Gurukula* — Schule mit Alumnat in Hardvar, die der konservativen „Mahatma-Partei" des „Arya-Samaj" gehört. (Vgl. Anm. 61.)

[116]) S. 425 *Chauri-Chaura* befindet sich nicht innerhalb des Distriktes von Bardoli, der zur Durchführung der Zivil-Desobedienz bestimmt worden.

[117]) S. 427 Durch die Verweigerung der Steuern.

[118]) S. 449 *Bapu* = Vater.

[119]) S. 449 *Mr. Banker* war Herausgeber und Drucker von *Young India*, der Zeitung Gandhis.

[120]) S. 478 *Sepoys* = die Eingeborenen in englischen Diensten.

[121]) S. 487 Es handelt sich um den Sepoy-Aufstand in den Jahren 1857—1858, bei dem sowohl von seiten der Aufständigen als auch von seiten der Regierung mit äußerst brutaler Grausamkeit vorgegangen wurde.

Druckfehlerberichtigung

In der Beschriftung des Titelbildes muß es statt W. W. Peasson heißen: W. W. Pearson.

Deutsche Ausgabe der Schriften Gandhis

Diese Auswahl ist der erste Band einer deutschen Ausgabe der Schriften Gandhis, die wir im Einverständnis mit den Firmen S. Ganesan und W. Natesan in Madras unternehmen, den indischen Verlegern, die für die Sammlung der weitzerstreuten Schriften Gandhis wertvolle und große Arbeit geleistet.

Durch die Vermittlung Romain Rollands haben wir die bedeutendsten Verehrer und die nächsten Freunde Gandhis für unsere deutsche Ausgabe gewonnen. Wir nennen vor allem:

Henry S. Polak in London, den Mitarbeiter Gandhis in Südafrika, wo er in engster Verbindung mit Gandhi die Zeitschrift „Indian Opinion" herausgab.

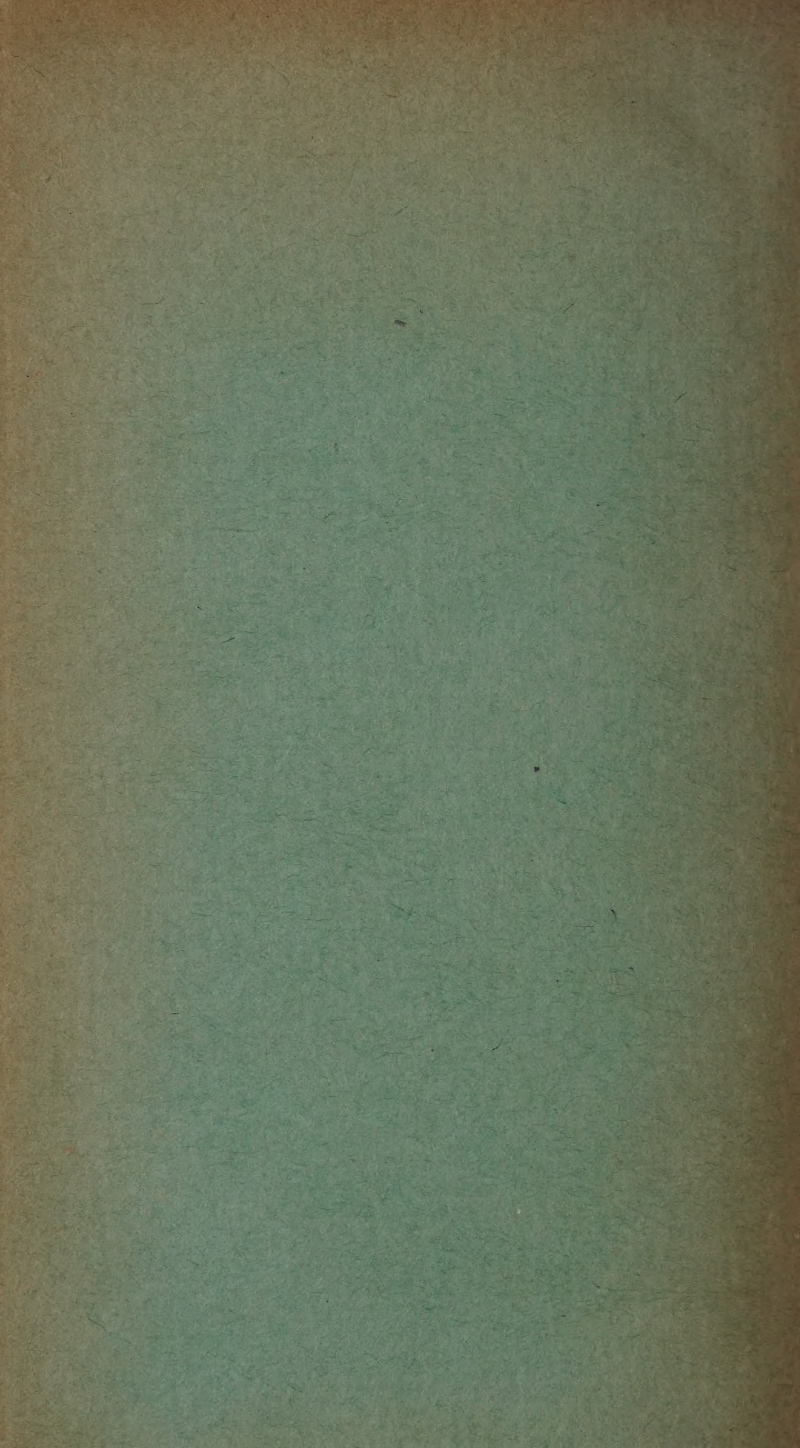
C. F. Andrews in Santiniketan, den nächsten Freund Gandhis, der in den schwersten Zeiten von Gandhis Krankheit ständig um den Meister war und auch jetzt noch bei ihm weilt und der wichtigste Mitarbeiter seiner Zeitschrift „Young India" ist.

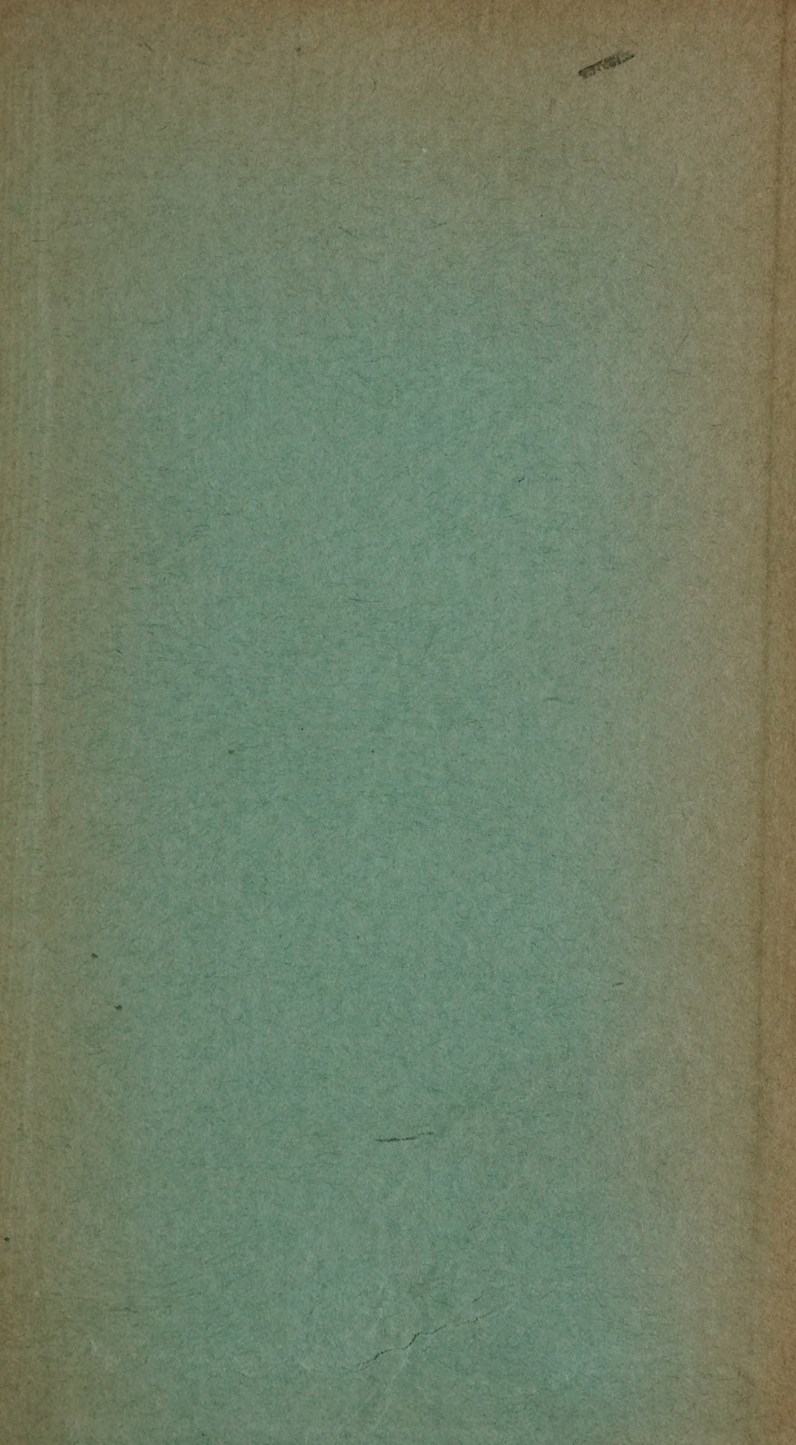
Ferner Prof. Ettore Levi in Rom, John Haynes Holmes in Neuyork, Haridas T. Muzumdar in Chicago, W. W. Pearson †, früher in Santiniketan.

Ein zweiter Band, enthaltend die größeren Schriften Gandhis, ist druckfertig. Ein dritter Band „Gandhi in Südafrika" (herausgegeben von H. S. Polak) ist in Vorbereitung.

Im Anschluß an die Gandhi-Ausgabe werden wir auch andere Stimmen aus Indien und über Indien veröffentlichen. Was die Menschen dieses Kreises für Indien wollen, wollen sie zugleich für die Welt. Wir werden vor allem in einem übersichtlichen Bande die wichtigsten Schriften von C. F. Andrews zusammenfassen, der als der gründlichste Kenner der indischen Verhältnisse bezeichnet werden darf und als einer der eifrigsten Verfechter der indischen Unabhängigkeit.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 074870558